Merz. H.

Polit. 9

648 a

Armuth und Christenthum

Armuth und Christenthum.

Armuth und Christenthum.

Bilder und Winke

zum christlichen

Communismus und Socialismus.

Von

Dr. **Heinrich Merz,**

Diaconus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Dem Neuenstadter

Frauen-Armenkranze

zum freundlichen Andenken

an die Stunden gemeinsamen Werkes und Genusses

in Verehrung gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Der wesentliche Inhalt folgender Blätter erschien im Verlaufe des verwichenen Revolutions-Jahres im „Morgenblatt für gebildete Leser.“ Es war mir wie vielen Andern ein Bedürfniß, mitten in den nächtlichen Stürmen jener zwischen Furcht und Hoffnung auf- und niederwogenden zwölf Monate den Blick nach dem Morgenstern zu richten, der hellleuchtend, ob auch durch Wolken, glänzt bis der Tag anbricht in Herzen und Landen, dessen morgenrothe Hoffnungen nicht am Abend schon wieder zu Wasser werden.

Eine unerwartete Theilnahme in dem Leserkreise jenes Blattes bewog die Verlagshandlung zu dem uneigennützigen Wunsche, größere Kreise mit „Armuth und Christenthum“ bekannt machen zu können; dieß und weitere freundliche Aufforderung mag diesen Blättern den äußern Beruf zum Wiedererscheinen geben.

Um ihren innern Beruf dazu ist mir nicht bange, denn ihre Grundgedanken sind aus den Quellen geschöpft, deren lebenbringende Wasser aus dem Buche der Bücher durch die Geschichte

der Welt in das ewige Leben strömen. Alles lesens- und beherzigenswerthe in diesem Büchlein — „was ist, das ich nicht empfangen hätte?“ das wird sich auch selber vertreten.

Im Uebrigen möchte ich freilich wünschen, die mir verliehene Gabe auf würdige und wirksame Weise im Dienste des Reiches Gottes und des Vaterlandes, das wir leider noch nicht ein Reich nennen dürfen, verwendet zu haben, wenn ich auch die silbernen Schalen für die goldenen Aepfel zu formen nicht im Stande war. Man wird bei diesem neuen Auftreten meines Kindleins vor die lesende Welt seine ursprüngliche Wiege noch wohl erkennen, ich habe sie auch nicht völlig bei Seite thun wollen. Es kam mir bei der Ueberarbeitung am ersten auf größere Gemeinfaßlichkeit, am letzten auf ein untadeliges Gedanken- und Redekunstwerk an. Aus der Zeit in einer Zeitschrift geboren, soll nur das seines Lebens werth seyn, wenn es ein Wort zu seiner Zeit seyn darf.

Unter Trauern und Fürchten, aber in Hoffnung habe ich die einzelnen Aufsätze ausgearbeitet. Unter Trauern und Fürchten habe ich sie überarbeitet. Die Krankheit unseres Geschlechtes müßte ja doppelt zum Tode seyn, wenn sie mit Gewalt nur ins Innere zurückgetrieben wird. Auf alle äußere Hoffnung für Heil, Friede und Freiheit wollen wir gründlich verzichten. Da ist kein Balsam in Gilead und kein Arzt ~~nicht~~ da.

Nur der Aufblick und Hintritt zu dem Fürsten des Lebens, der da spricht: Ich bin der Herr, euer Arzt, läßt in unglückseliger Zeit selig seyn in der Hoffnung, welche die Tochter des Glaubens und die Schwester der Liebe ist, die nicht das Ihre suchet, Alles verträgt und nicht müde wird.

Mit der Predigt dieser Liebe ist in letzten Tagen ein ganz

besonderer Friedensbote durch die deutschen Gauen gegangen. Herr Candidat J. H. Wichern vom rauhen Hause bei Hamburg, der Apostel der innern Mission, hat mit dem Zauber mündlicher Rede die mächtige Anregung fortgeführt, die seine „fliegenden Blätter" seit einigen Jahren in immer weitere Kreise geworfen. Ich habe denn diese fliegenden Blätter als in ihrer Art einzige Fundgrube für Armuth und Christenthum treulich benutzt, und bezeuge durch Wort und Werk meinen innigen Dank dafür. Auch seine Denkschrift über innere Mission konnte ich eben noch bei der Durchsicht meiner Schrift benützen. Sie enthält die Hauptsumme der Blätterreihen, die bisher aus dem rauhen Hause gleich Tauben Noäh ausgeflogen sind, und noch weiteres genug, um die allgemeinste Aufmerksamkeit anzusprechen. Ich erlaube mir ausdrücklich und angelegentlich, auf jene Denkschrift auch hier hinzuweisen.

Es gilt ja „mit vereinten Kräften" nicht in fleischlicher Weltklugheit, sondern in Ordnung des göttlichen Geistes, der da einer ist in vielen Gaben, zu wirken für das eine Nothwendige in dieser Zeit. Gottlob scheinen demselben auch von Tag zu Tag frische Kräfte geboren zu werden wie Thau aus der Morgenröthe, und keine Weltmacht wird ihnen mehr wehren können ihr Gotteswerk an der armen Menschheit. Noch vor vier Jahren hat die bayerische Censur einen nachher in der deutschen Vierteljahrs-Schrift (1847, Nr. 38) abgedruckten Aufsatz über „das Volk und seine Freunde in Frankreich, Deutschland und England" gestrichen, weil ich darin meinte: „freilich ist die Bibel das Evangelium der Gleichheit und der Freiheit, aber keine Bibel ohne Evangelium und kein Evangelium ohne Christus und kein Christus

ohne Jünger, die ausgehen in alle Welt und predigen das Evangelium der Freiheit aller unter Sünde, Krankheit, Arbeit, Noth und Tod erseufzenden Kreatur." Jetzt erschallt solche Christenlehre im bereits nicht mehr verbietbaren Chore, und nachdem die Pflastersteine geschrien, ist es Zeit die allein rettenden Wahrheiten von den Dächern zu predigen, damit sie in Palästen und Hütten wahrhaft „rettende Thaten" werden.

Neuenstadt an der großen Linde,
den 8. August 1849.

H. Merz.

Inhalt.

		Seite
I.	Urchristlicher Communismus	1
II.	Lichter im Katholicismus	17
III.	Schatten des Protestantismus	36
IV.	Gründer und Gründungen des Pietismus	59
V.	Die kirchliche Armenpflege	76
VI.	Der christliche Socialismus	88
VII.	Völkeruntergang	104
VIII.	Volkserrettung	123
IX.	Deutsche Nöthen und Hülfen	144
X.	Der Beruf des Weibes in dieser Zeit	174
XI.	Ein Frauenvorbild	187
XII.	Nachfolge	215

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Urchristlicher Communismus.

Große Todte und gestürzte Größen fallen der Geschichte anheim. Nachdem der „große" Robespierre in der ersten französischen Revolution den lieben Gott hatte in Abgang beschließen lassen, mußte ein späterer Franzose eine „Geschichte Gottes" drucken lassen. Nachdem „die unzeitige Geburt Robespierre's," der kleine „Arbeitergeneral" Louis Blanc bei Gelegenheit des jüngsten Pariser Umstuŧzes einem Napoleon gleich erklärt hat, „das Elend hat aufgehört zu regieren," müßte ja wohl der Wunsch ganz in der Ordnung seyn, die Geschichte der Armuth und ihrer mit ihr des Todes verbleichenden Trösterin, der Wohlthätigkeit, geschrieben zu sehen.

Heute aber fände wenigstens ich noch keine Zeit dazu, wir haben Alle vollauf mit Wichtigerem und Handgreiflicherem zu thun. Dennoch mag es, so lange die Geschichte noch nicht ihren Lehrstuhl verloren, von Belang seyn, sie um Rath zu fragen, um guten Rath zur That, welch letztere bekanntlich überall leicht wird, wo ersterer nicht zu theuer ist: sie zu fragen, nicht bloß wie sie's vor Alters machten in der guten alten Zeit, die uns so schlechtes Erbtheil hinterließ, sondern welche Fäden sich aus ihrem Gewebe in die neue Zeit und in die Zukunft fortspinnen wollen, fortspinnen lassen, um an dem großen Webstuhle der Menschheit hinfort nicht lauter Bettlermäntel, wenn auch nicht mehr so viele Purpurmäntel zu wirken, als bisher.

Man schreibt dicke Bände, man hält meilenlange Reden über die gründliche Ausrottung des übelsten Wildschadens dieser Welt, der Armuth und des Elends durch gewisse untrügliche Pulver, zu deren Verdauung die liebe Menschheit eben einen bessern Magen haben sollte, als sie dermalen und so ziemlich seit Erschaffung der Welt besitzt. Seit das Gartenthor von Eden zugeschlossen und mit so guter Schildwache verwahrt ist, seit die Arbeit eine Sache des Schweißes ist und der Acker eitel Dornen und Disteln trägt, wenn nicht der edle Schweißtropfen vom Angesicht des Fleißigen ihn befruchtet, seitdem ist es allerdings eine eigene Sache um die Menschenbeglückung. Nur ein Narr oder ein Gott kann's unternehmen. Narren zu Tausenden haben's versucht und das Vollbringen wie billig nicht gefunden. Der Gottmensch, der sich des Menschen Sohn, den Ersten der Menschheit, ein wenig anders als Louis Blanc sich den ersten Arbeiter Frankreichs nannte, hat die übermenschliche Arbeit begonnen und trotz der Menschheit fortgeführt bis heute, und er wird, wenn auch noch nicht heute und morgen, sie gewiß vollenden, nachdem er siegesfreudig dort am Kreuze rufen durfte: es ist vollbracht.

Louis Blanc nun erhielt für den Band unsterblicher Werke 20,000 Franken, und für seine unsterblicheren Reden einen Schemel unter die kleinen Füße. Jener Menschensohn hatte nicht wo er sein müdes Haupt hinlegte und unter seine todesmatten Füße bekam er am Stamm des Kreuzes das harte, schmale Fußbrett, das nur dürftig den erlahmenden, ausgespannten Armen die Last des Körpers tragen half. Der Erlöser des Geschlechtes mußte in fremden Windeln in der Krippe liegen und in einem fremden Grabe schlafen, nachdem seine Henker über seine Kleider das Loos geworfen. Wie er, so waren alle großen Wohlthäter der Menschheit arm. Paulus war arm, Luther war arm, Franke war arm, Vincenz von Paula war arm — wer will sie alle aufzählen die großen Armen, wie geistlich so weltlich von Homer bis Schiller, die es waren oder wurden, um Viele reich zu machen! Das gibt zu denken und zu fragen.

Ob wohl diese Männer worden wären, was sie wurden,

wenn sie reicher Leute reiche Erben gewesen wären? Diese Frage ist wohl ziemlich müßig. Daß die Noth in der Regel dem Menschen seine Antriebe geben muß, ist gewiß, so wenig schmeichelhaft es für die nichtsnutzige Menschheit ist, daß ihr Erzieher immer mit der Haselruthe hinter dem ungerathenen Zögling stehen muß. Wie aber ein wackerer Schulherr immer ein ganzes Büschel Haselstauden im Vorrath hat, dick und dünn, lang und kurz, so daß der Same nicht ausgeht, auch wenn die bösen Buben hinterrücks ihm die alten Stöcke dutzendweise ringeln oder knicken, eben so liegt in dem Pulte des obersten Erziehers der Uebel Menge in reicher Auswahl, und ist's Hunger nicht, so ist's doch Kummer verschiedenster Art, als stets bereites Zuchtmittel. Goethe war nicht arm, aber dieser, doch gewiß einer der glücklichsten Sterblichen, bekannte schließlich, die Hand auf dem Herzen, er habe in seinem ganzen Leben nicht zwei glückliche Tage nacheinander gehabt.

Aber eine ganz besonders probate Haselruthe muß doch die Armuth und das mit ihr insonderheit verbundene Elend seyn, sonst wäre sie nicht so verbreitet, und zumal in solchen Zeiten und Landen, wo der Hochmuth auf das „wie wir's so herrlich weit gebracht" auf's Höchste steigt. So entstand ein tödtlicher Gegensatz zwischen Armen und Reichen, der erstere mit letzteren verschlang, im israelitischen Volke unmittelbar vor seinem Untergange, deßgleichen im römischen zur Kaiserzeit; so war's in der Reformationszeit, wo der Bauernkrieg folgte; so ist nun wieder auf den Hochmuth der Fall in eine weltgeschichtliche Armuthszeit gekommen.

Ohne ein gewisses Maß von Gütern verliert das Leben seinen Reiz, ohne ein wenigstes über das Bedürfniß hinaus und über die nackte Leibesnothdurft ist das Leben nicht lebenswerth. Mit gütiger Hand hat sich daher auch die Vorsehung das Gesetz vorgeschrieben, jedem Menschenkinde so viel zuzutheilen, daß es damit sein Leben sich verschönern und genießen kann. Aber da kommt der Satan und weiß mit dem erdwärts ziehenden Metall aus dem frei- und geistgeschaffenen Menschen einen

Erdenwurm zu machen. Nichts in der Welt, nicht Lust und Ehre nährt also die angeborene Selbstsucht, wie das bleiche Gold und das kalte Silber. Der Herr der Welt hat aber seinen Austheiler offenbar für eine Welt der Liebe und nicht der Selbstsucht entworfen; er gibt ihr stetig eine gewisse, für Alle ausreichende Summe und sagt: so, jetzt haltet Haus damit und theilt euch drein nach Recht und Liebe. Will nun ein Jahrhundert den Mammon als Gewicht in seine Uhr einhängen, so mag es zusehen wie und wohin das geht. Je mehr die Selbstsucht ihre Schätze häuft, desto ärmer macht sie die Welt. Nicht nur leiblich durch Wucher und Zinse und Steuern, durch Placken und Zwacken, durch Geiz und Hartherzigkeit saugt sie den geringen Mann aus, sondern noch mehr sittlich entblößt sie ihn; denn sie senkt auch ihm die lähmende, entleerende Selbstsucht nicht bloß durch das Beispiel, sondern eben auch durch die künstlich erzeugte und herzlos übersehene Noth als Gift und Tod in's Herz. Ein Jeder entzieht sich dem Andern, und dann wär's aus mit der Menschheit im Kriege Aller gegen Alle, wenn nicht derselbe Herr der Welt das große Naturgesetz in sie gelegt hätte, daß jedes Uebermaß die Heilung im eigenen Ueberstürze trägt. Daß die Menschheit nicht auf Gold sich gründen und nicht mit Silber sich zusammenhalten kann, sondern daß der Glaube an die ewigen Güter ihr Grund und daß die Liebe zum Bruder ihr Kitt ist, das geht als zukunftfrohes Licht den Herzen eben aus der Nacht einer in Reichthum und Armuth verthierten Zeit der Selbstsucht auf. Der Schöpfer und Regent der Menschheit ist ein entschiedener Homöopath in einem Stücke: Selbstsucht treibt er durch Selbstsucht aus, den Geldhunger durch Brodhunger, und wenn's nicht anders geht, den Golddurst durch den Blutdurst. Ja wohl, unser Generalarzt muß doch seine guten Gründe zu seiner wiederholten Hungerkurverordnung haben! Sie ist ein vorzügliches Hausmittel und wird sich, weil noch immer probat, auch dießmal bewähren. So sind wir am Ende selber noch froh daran, und für die Menschheit müßten wir's bitter beklagen, wenn der kleine Louis Blanc, der berüchtigte Elendvertilger, in

seinen Nationalwerkstätten so groß gewesen wäre, daß ihm die dermalige Weltplage nicht über dem Kopf hätte wachsen müssen.

Kurzum, die Armuth im Einzelnen und die Verarmung im Ganzen ist auch etwas Gutes, und daher wird's bei dem Spruche Christi bleiben: „Arme habt ihr allezeit bei euch." Die Armuth soll seyn nicht bloß ein glühender Stachel zu sich selbst aufraffender Thätigkeit, sondern auch ein Saatfeld der größten weil stillsten Tugenden, der Selbsthingabe im Glauben an Gott und Menschheit, der Selbstaufopferung in duldender, rettender Liebe. „Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr," wäre ein veralteter Spruch für eine verdiesseitigte Welt, wenn nicht das Himmelreich schon hier seyn könnte, ja wenigstens hier schon beginnen müßte oder nirgends. Und daß „Geben seliger ist denn Nehmen," das hat der Aermste dieser Erde nicht bloß jener armen Wittwe angesehen, welche aus der zitternden Hand das Scherflein in den Gotteskasten gleiten ließ.

Die Urkunde des Christenthums ist im alten und neuen Testamente voll goldener Gebote für die Armen, voll glühenden Zorns gegen die bloß Reichen. Schon das mosaische Gesetz nahm sich auf's menschlichste mit strengem Worte der Armen, der Wittwen und Waisen, der Kranken und Fremdlinge an. „Du sollt deinen Weinberg," heißt es, „nicht genau lesen, sondern den Armen und Fremdlingen sollt du es lassen, und die vergessene Garbe auf dem Acker soll des Fremdlings, der Waise und der Wittwe seyn. Die Fremdlinge sollt du nicht schinden noch unterdrücken, denn ihr seyd auch Fremdlinge in Aegypten gewest. Es soll einerlei Recht unter euch seyn, dem Fremdling wie dem Einheimischen. Du sollt das Recht des Armen nicht beugen in seiner Sache und dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten." Gegen Gebrechliche, Alte, Kranke gebietet Theilnahme und thätiges Erbarmen in zahlreichen Stellen das Gesetz, das zuerst die Thierquälerei verbot. Den Armen soll geliehen, von Schuldnern sollen keine Zinse genommen, bei Auspfändungen mit aller Schonung verfahren werden; ists aber ein Dürftiger, „so sollt du ihm sein Pfand wiedergeben wenn die Sonne untergeht,

daß er in seinem Kleide schlafe und segne dich." Im Erlaßjahr fand eine Stundung der Schulden statt. Deßgleichen wurden die Leibeigenen, die nicht ohne alles Eigenthum waren und nicht hart gezüchtigt werden durften, im Erlaß- und Jobeljahre frei, wenn sie nicht früher gelöst werden wollten; „und wenn du ihn frei loslässest, sollt du ihn nicht leer von dir gehen lassen, sondern sollt ihm auflegen von deinen Schafen, von deiner Tenne, von deiner Kelter, daß du gebest von dem, das dir der Herr dein Gott gesegnet hat." Jedes siebente Jahr sollte nämlich ein Erlaßjahr seyn für Schuldner und Leibeigene. Zu diesem kleinen Ruhejahre, wo auch das Land und der Landbau seine Ruhe haben sollte, kam das große Sabbath-Jahr, je nach siebenmal sieben Jahren, das ein starkes Posaunenblasen aller Orten einläuten sollte. Dieses „Jobel"- oder Posaunenjahr sollte nach jedem halben Jahrhundert für alle Verhältnisse eine Wiederherstellung, Ausgleichung und Ruhe bringen. Wenn sich Volksgenossen aus Armuth verkauft oder ihr Grundeigenthum und Haus veräußert hatten, so sollte jener frei und dieses ihm zurückgegeben werden, damit Volk und Land wieder in seine Gottesordnung käme, denn die Menschen sollten nicht der Menschen, sondern Jehovahs Knechte und der Landbesitz nur göttliches Reichslehen seyn. Wie in dem kleinen Ruhejahre fand in dem großen keine Feldarbeit statt, es durfte nicht gesät, noch ordentlich geerntet, weder Obst- noch Weinlese gehalten, kein Baum noch Weinstock beschnitten werden. Mensch, Vieh und Natur sollte Sabbath halten. — Eine großartige Armen- und Ackergesetzgebung, deren Anfangssatz war: „Es werden allezeit Arme seyn im Lande, darum gebiete ich dir, daß du deine Hand aufthust deinem Bruder der bedrängt und arm ist in deinem Lande;" und deren Schlußsatz war: „Es soll allerdings kein Bettler unter euch seyn, denn der Herr wird dich segnen." (5. Mos. 15, 11. 4.)

Diese wahrhaft gotteswürdige Gesetzgebung ging freilich an der Sünde des selbstsüchtigen Menschenherzens zu Scheitern, aber in dem von ihm festgesetzten siebenten Ruhetage ist sein Segen

über die arbeitsmüde Menschheit gekommen, während sie selbst als ein hehres Trümmermal gott=menschlicher Liebe dasteht, deren Wächter und Herolde niemals ausstarben. Wie donnern die Propheten gegen die schlechten Reichen ihrer sinkenden Zeit, welche nicht bloß sich an die Quelle drängen, sondern auch dem weiter unten am Bächlein eine Labung suchenden Geringen wollüstig und muthwillig das Wasser trüben!

Das neue Testament, das selber nichts als eine einzige große Liebesthat ist, reiht an den goldenen Faden des Glaubens nichts als Worte und Werke der Liebe vom Anfang bis zum Ende. „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ Das bewies ein Paulus thatsächlich, indem er Nächte hindurch am Teppichwebstuhl saß, um des Tags lehren und schreiben zu können, ohne seinen Gemeinden durch Kosten beschwerlich zu fallen. Mit stillem Fleiße zu arbeiten, daß man habe sein eigen Brod zu essen und noch übrig, um zu geben den Dürftigen, ist eine rechte Hauptlehre der Apostel. Wohlzuthun und mitzutheilen vergessen sie nicht und heißen es nicht vergessen.

Das Christenthum weist freilich hinaus in eine schönere Welt, aber völlig falsch ist die Behauptung, als ob es lediglich darauf vertröste. Das Arbeiten im Glauben und das Geben in Liebe sind die zwei Angelpunkte christlicher Tugend, und darnach erst kommt das Hoffen und hoffen lassen, das selbst wieder nie in ein faul Zusammenlegen oder hartes Zusammenhalten der Hände, sondern in ein Falten der Hände zu freudigem Gebete um nicht mein, sondern „unser“ tägliches Brod und um „unsere“ Erlösung von dem Uebel ausgehen soll.

In den Bildersälen begegnen uns hin und wieder, namentlich aus der Hand späterer italienischer Maler, Bilder der heiligen Familie, auf denen nicht bloß für das nach Egypten flüchtende Jesuskind durch Engel Früchte von den Bäumen gepflückt werden, sondern auch durch solche geflügelte Gesellen dem alten Joseph im Hobeln, Sägen, Werkstattsäubern auf's freundlichste geholfen wird. Gern hab ich Raffael, gern einen Albrecht Dürer,

der Aehnliches gemalt hat, gern selbst einen Albani, den süßesten der Süßen, doch lieber hab ich die Wahrheit. Und wem ist's da nicht ein im Innersten bezwingender Anblick, den Erlöser der Welt zu sehen, wie er selbst bis zum dreißigsten Jahre mit dem ledernen Schurzfell angethan, das scharfe Beil auf der Schulter, auf den Zimmerplatz eilt und im Schweiße seines Angesichts sich und den Seinen das Brod verdient, damit er nach Feierabend oder am Sabbath desto ungestörter in seinen Jesaias sich vertiefen, und lernend und betend zu seinem göttlichen Berufe sich bereiten konnte! Demnach erkor er seine Jünger auch nicht in der Könige Häusern, wo man weiche Kleider anzieht, sondern dort am schönen tiefblauen galiläischen Alpensee vornehmlich aus der Mitte der Gewerbsleute und Tagelöhner, alle aus der Rangstufe, da man keine buttergelben Handschuhe für die schwielenvollen Hände braucht. Von Armen sollte das Evangelium den Armen gepredigt werden.

Wie anziehend ist dann das Bild des zwischen Hören und Lehren, Arbeiten und Zubereiten getheilten Lebens in dem Jüngerkreise, den Jesus um sich bildete! Kein Wunder, wenn Manche es nur einfach als ein Nachbild der in ihrem stillen Wirken gottseligen Herrnhuter der alten Welt, der Essäer und Therapeuten, nehmen wollen. Während ihr Herr das einemal seine Hörer auf den bauen heißt, welcher die Sperlinge auf dem Dache nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet, das anderemal aber den Sabbath um des Menschen, den Menschen nicht um des Sabbaths willen vorhanden, also es für ganz recht erklärt, den am heiligen Tag in den Brunnen gefallenen Ochsen am selben Tag herauszuziehen, raufen die Jünger am Sabbath durch die Felder gehend ohne Umstände Aehren aus, gehen sie auf den See und fischen ganze Nächte durch oft wenig und gar nichts, oder handieren, handeln und wandeln sie sonst, kaufen für sich und die hungrige Menge Brod im Flecken, oder bereiten sie endlich das Ostermahl mit dem erworbenen und ersammelten Gelde, das in den gemeinsamen Beutel floß. Den Beutel aber führte wer? und der den Beutel führte, war was? Judas, welch schlimmes

Beispiel gabst du der Welt! Auch das ist ja ein allerchristlichstes Vorbild; für das Kriegswesen mußte der erste christliche Finanzminister wohl oder übel wenigstens zum Einkauf von zwei Schwertern den Beutel öffnen; gegenüber dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten aber war ihm das einzige Gläschen köstlichen Nardenöles, womit jene Glückliche ihren Herrn auf sein Begräbniß salben wollte, schon zu viel. „Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben?" Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte. Und flugs wurden auch einige andere Volks- und Armenfreunde zu Helden des Staatshaushaltes, und waren gar unwillig und sprachen: „was soll doch dieser Unrath? dieses Wasser hätte mögen theuer verkauft und den Armen gegeben werden." Wie ächt! O ihr Joseph Hume, o ihr Politiker der Wohlfeilheit, die ihr mit Fürstenkronen und Wittwengehalten den Schlund der Armuth verstopfen wollt! „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wann ihr wollet, könnet ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit" — Fürstenkronen und selbst Kirchenglocken habt ihr nicht allezeit zum Einschmelzen; eines aber habt ihr immer: Arme um euch; und eines habt ihr nimmer: die Liebe, die zum eigenen Opfer für sie zwingt.

Oder wo ist der Sinn für Volksbeglückung heute, mit welchem Jesus den Jüngern die Füße wusch und für die Welt sein Leben gab? —

Dieser Sinn ist freilich so völlig vernunftentsprechend, daß es kein Wunder nehmen darf, wenn er sich in dieser unserer, zwar auf ihre Vernunft mit Recht so stolzen, aber in ihrem Thun und Lassen so unvernünftigen Menschheit entweder gar nicht oder nicht in großen Strecken und nicht auf lange Dauer ansäen lassen will. Wäre das Einkammersystem von Kopf und Herz so leicht durchgeführt als eine Adelskammer volksfreiherrlich abgeschafft, so würden wir das vor 1800 Jahren mit Himmelsglanz den Staub der Erde adelnde Urbild höchster Größe in tiefster Demuth, mächtigster Eroberung in völligster Hingebung in seinen Ausstrahlungen durch die achtzehn Jahrhunderte

ganz anders verfolgen können, als es sich in Wahrheit thun läßt.

Nur eine kurze Zeit blühte die Christusliebe in dem engeren Vereine der ersten Christenheit. Ihr hohes reines Bild glänzt durch die neutestamentlichen Berichte in allerdings wechselndem Farbenspiele zu uns herüber. Im morgenfrischen Wehen des Christusgeistes, im Angesichte des größten Opfers, das die Welt gesehen, im lebendigen Verkehre mit Männern, welche wie Paulus arm seyn wollen, um Viele reich zu machen, und in der Kraft ihres Glaubens sich nicht fürchten vor Gefährlichkeit, Hunger, Schwert, Hohem und Tiefem, Gegenwärtigem und Zukünftigem, alles ausstehen zu Wasser und zu Land, in Frost und Hitze, von schlechten Menschen und wilden Thieren; im täglichen Umgange mit Männern wie Johannes, dem Jünger der Liebe, der nahe dem hundertsten Lebensjahre sich noch in die Gemeindeversammlung tragen ließ, um nur die Eine Ermahnung zu wiederholen, in der Alles befaßt sey: „Kindlein, liebet euch!" — da konnte es ja nicht anders seyn, denn die Kohle muß sich an Feuer anzünden, als daß „die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, und war große Gnade von Gott bei ihnen Allen." Beweis davon war, daß kein Armer unter ihnen war. Diese wunderbare Gottesgnade, welche die Herzen so bezwingt, beseligt und vereinigt, trieb alle Wohlhabenden zur Milde an. „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein." „Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Aecker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füßen, und man gab einem jeglichen was ihm noth war."

Dieß ist das ewig denkwürdige Beispiel des wirklichen, weil christlichen Communismus. So unsinnig waren diese ersten Christen nicht wie unsere heutigen Gütergemeinschäftler (Communisten), daß sie eine völlige Gütergemeinschaft unter Aufhebung alles Eigenthums eingeführt hätten, so unvernünftig waren sie nicht, daß sie den Besitz nicht als Recht und Pflicht, das heißt

als Amt betrachtet, so unfrei waren sie nicht, daß sie zwangsweise das Eigenthum aufheben und den Reichen arm und damit den Armen nothwendig noch ärmer hätten machen wollen. Jeder gab nach Möglichkeit, veräußerte nach Nothdurft zu Gunsten der Gemeindekasse, das Uebrige behielt er, aber allerdings mit dem Sinn des Glaubens und der Bereitschaft der Liebe, daß Alles von Gott und Alles für die Brüder sey. Als von Gott gesetzte Haushalter sich ansehend, suchten sie im Geben und Nehmen eben einfach Haus zu halten.

Es war hiemit nicht bloß ein Gedanke oder Grundsatz, sondern eine Thatsache aufgestellt, welche nicht einer kurzen Vergangenheit, sondern einer ganzen Zukunft angehört. Zwar waren die engern Verhältnisse jenes ersten Gemeindelebens zu Durchführung einer so vernunftgemäßen und eben darum gegen das natürliche Herz so sehr als das ganze Christenthum streitenden Thatsache geeigneter; auch brachte bald die Erweiterung der ersten Christenkreise in größern Gemeinden nothwendig das mit sich, daß zu viel wilde Wasser zuflossen, als daß solche Einmüthigkeit der Gesinnung sich hätte fortdauernd erhalten können. Doch blieb das Senfkorn dieses Glaubens und das stille Feuer dieser Liebe als Grund und Kitt der Christusgemeinde unverloren und zog sich als rother Faden mitten durch das Rettungsseil der Menschheit, das durch die Jahrhunderte sich vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel spinnt.

Groß und weit war das Aufsehen, das solch ein neuer Glaube in thätiger Liebe erregte. „Sie hatten Gnade bei dem ganzen Volk.“ „Seht,“ so sprachen die heidnischen Nachbarn, „wie haben die Leute sich lieb!“ Die Schriftsteller erwähnen wiederholt, wie die Macht dieser Liebe dem ersten Christenthum die wichtigsten Missionsdienste durch ihren stillen Zauber leistete. Die Gegner der jungen Lehre finden dagegen nicht Worte genug zum klagenden Vorwurfe, daß diese Liebeserweisungen nur Köder zur Proselytenwerbung seyen.

Im Anfang waren die Apostel die nächsten Werkzeuge und einzigen Träger der thätigen Gemeindeliebe. Die Sorge für

Arme, Wittwen und Waisen hinderte sie aber bald zu sehr an ihrem geistlichen Berufe, da jene Sorge nicht im kalten Geldvertheilen, sondern in Darreichung von Speise, oder noch brüderlicher, noch christlicher, im „zu Tische dienen" bestand, so daß die Apostel bei den täglichen Liebesmahlen die Hauswirthe machten. Darum ließen sie zunächst sieben Männer „von gutem Gerüchte und voll heiligen Geistes und Weisheit zu dieser Nothdurft" erwählen. Diese hießen Diakonen (Almosenpfleger, Armenväter, Krankenwärter). Unter den sieben gewählten Gemeindedienern war Stephanus, der erste Märtyrer. Ebenso wurden (1 Tim. 5.) aus der Zahl der älteren Wittwen von nicht unter sechzig Jahren, „die da gewesen Eines Mannes Weib und Zeugniß guter Werke und Kinder aufgezogen haben, gastfrei gewesen sind, den Trübseligen Handreichung gethan haben und allem guten Werk nachgekommen sind," Diakonissen (Gemeindehelferinnen) erwählt. Die Gemeinde reichte ihnen den Unterhalt und brauchte sie dafür zu Versorgung anderer Armen. Diakonen und Diakonissen hatten nicht zu lehren und zu predigen von Amtswegen wie die Presbyter (die Aeltesten), sondern die Armenpflege im Sinne und Geiste der Kirche für Kinder und Wittwen, Gesunde und Kranke, Lebende und Sterbende zu üben. Sie wurden von den Presbytern gewählt und bildeten gegenüber von den aristokratisch hervorragenden Aeltesten ein demokratisches Element in der Gemeinde. Dieses Diakonenamt, als Amt der Gemeinde über die Schätze der Gemeinde, war von höchster Bedeutung für die ganze Urkirche. In ihm war die Bruderliebe nicht bloß vorübergehende Thatsache oder blendende Aufschrift, sondern Leben und Körper. Es war das Herzblatt des Gedeihens, der feste Kern, das selbstredende Zeugniß, das anziehende und fesselnde Beispiel. Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe waren in ihm verwirklicht. In der Mitte zwischen Reichen und Armen, Gläubigen und Ungläubigen, Geistlichen und Weltlichen vermittelte es auch wahrhaft Leben mit Leben, Liebe mit Liebe, Geben mit Nehmen. Die Hauptsache bei aller Wirkung auf Menschen, die Persönlichkeit, kam zu vollster Geltung; der todte Buchstabe, die kalte Zahl,

die trennende Ferne fiel weg. Aug in Aug, Herz in Herz, Hand in Hand war der Geschäftsgang.

Auf demselben Glaubensgrunde reihten sich nun im Fortgange der Gemeindeentwicklung durch die nimmer rastende, stets erfinderische Liebe um den Grundstock des Diakonats andere dauernde Einrichtungen der Fürsorge und Theilnahme für Arme, Wittwen, Waisen, Fremdlinge, Reisende, Kranke, die man in Spitälern, Siechenhäusern, Herbergen, Familien zu verpflegen suchte, aber überall nicht büreau- und comité- und statuten- und polizeimäßig, sondern in freier, persönlicher Weise. „Der größeste unter euch soll seyn wie der jüngste, und der vornehmste wie ein Diener;" dieses Wort des seinen Jüngern die Füße waschenden Meisters schallte demüthigend und erhebend durch die erste Kirche. An die Spitze der Gemeinden, auf die Stufen ihrer Ehren schwangen sich die Glieder derselben nur eben in dem Maße, als sie nicht bloß „wohl gedient" hatten, sondern fortwährend den Schurz zu nehmen und sich zu umgürten wußten. So schon der Apostel Paulus, dem wir wiederholt als Beiträgesammler und Almosenträger zwischen Jerusalem und der fernen Heidenwelt zu Wasser und zu Land begegnen.

Der arme Jesus warf durch Arme nach Armen die Netze aus, und siehe, vom stattlichen Rathsherrn Nikodemus und Joseph von Arimathia an bis zum Beherrscher der Welt mußten sie dem großen Zuge der Liebe folgen. Wir haben von der Hingebung, von der Aufopferungsfähigkeit der alten Christenheit keinen Begriff mehr in unserer Zeit der Pfennigliteratur und der Sechsersammlungen. Mag des Herzens Tücke von jenem Ananias und seiner Frau Sapphira an auch fort und fort Unlauterkeit mit eingemischt haben in den Liebesstrom, der als lebendiges Wasser von dem Gekreuzigten her durch die erste Christenheit floß, es war und bleibt jene Zeit die schöne Zeit der ersten Liebe. Niemals zuvor und nicht wieder nachher hat die Erde ein solches Schauspiel von Glaube und Liebe, That und Wahrheit geboten, und waren auch des Geistes Gaben noch so mannigfaltig, die Glaubensrichtungen bald noch so sehr verschieden, die Liebe war

gemeinsam und war die Friedensbotin, die Vermittlerin der Geister und der Völker. „Unter den Urbildern und Irrthümern des christlichen Lebens blieb Bruderliebe und Todesfreudigkeit das Merkmal, daran Christi Jünger erkannt wurden," so berichtet Eusebius, der Vater der Kirchengeschichte.

Aus der Menge begannen bald Heldengestalten der Armuth uud Armenliebe hervorzutauchen, mit allen Tugenden und Mängeln ihrer Zeit behaftet. Da ist der h. Antonius (lebte um 270 nach Chr.), durch der Eltern frühen Tod ein reicher und unabhängiger junger Mann. Er tritt in den Tempel und hört das Wort des Herrn zum reichen Jünglinge. Das war Gottes Stimme, und über sein Leben entscheidend. Er verschenkte seine Güter bis auf weniges zum Unterhalt der unmündigen Schwester. Wieder hörte er das Evangelium: „Sorget nicht für den andern Morgen!" und er verschenkte auch das Letzte. Jünger um Jünger folgten ihm in die Wüste; er gebot ihnen Gebet und Handarbeit, sie flochten Matten aus Palmen für ihren Unterhalt und für die Armen; er selbst aß nur Brod und Salz, oft erst am dritten Tage. Dem Kaiser Constantin empfahl er Demuth vor dem einzigen Richter und König, und: „sey menschenfreundlich, sorge für Gerechtigkeit und für die Armen."

Der große Origenes, von demantenem Charakter und eisernem Fleiße, wurde, ein achtzehnjähriger Jüngling, Vorsteher der alexandrinischen Schule. Arm wie er war, verschmähte er die Belohnungen seiner Schüler zu Gunsten der Armen und lebte — ein Wort, ein Mann — in strenger Enthaltsamkeit.

Der gewaltige Athanasius, vierzig Jahre Bischof und davon zwanzig Jahre lang verfolgt und verbannt, aber immer treu bis in den Tod, war vom egyptischen Volke geliebt als sein treuster Freund, angebetet als ein Heiliger um seines unerschütterlichen Glaubens, seiner unerschöpflichen Liebe willen. Und wie war jener Johannes, den die Nachwelt Chrysostomus, den Mann mit dem goldenen Munde nannte, arm für sich selbst, reich für die Armen, mild im Herzen und gegen die Ausschweifungen des Hofs so furchtbar beredt! Welche Schüler und

Schülerinnen, welche Söhne und Töchter wußten solche Männer sich zu bilden für ihr Werk der Liebe! Wie stolz konnte Chrysostomus auf eine Jüngerin seyn, wie jene in allen Vorzügen strahlende Jungfrau in Konstantinopel, Olympias, die ihr unermeßliches Vermögen den Armen hingab, daß ihr väterlicher Freund ihrer verschwenderischen Güte förmlich Einhalt thun mußte! —

Als der römische Kaiser Julian, „der Abtrünnige," dem Christenthum das Ende und den alten Heidengöttern neue Lebenstage zugeschworen, hatte es ihn längst geärgert, daß die Christen so für Arme und für Kranke sorgten. Gerade wie Seeräuber mit Kuchen die Kinder an die Küsten locken, um sie auf's Schiff zu rauben und in die Sklaverei zu verkaufen, so, schmähte er, hätten es die Christen gemacht und durch Wohlthaten die Armen zum Unglauben, zum „Atheismus" verlockt. Julian erkannte, welchen Vorsprung das junge Christenthum über das alte Heidenthum durch solche Werke und Anstalten der Liebe sich errungen, von welchen das neue wie das alte Heidenthum nichts weiß, nichts will und kann. So ließ er auf Staatskosten allenthalben ähnliche heidnische Anstalten gründen, warf Summen aus, stellte Beamte an, that und hatte Alles zum Zweck, nur die Liebe nicht, von der der Apostel sagt, daß wenn einer Berge versetzen könnte und hätte der Liebe nicht, so wäre er nichts. Julian fiel und seine Götter und Spitäler mit ihm, ein Vorbild einer spätern, noch schlimmern Zeit, der unsrigen.

Das Armenwesen spiegelt auf eigenthümliche Weise die Entwicklungsgeschichte des Christenthums in sich ab. Der erste Ablauf des letztern mit Constantin dem Großen (312 nach Chr.) bildet auch für ersteres einen Wendepunkt. Die Urzeit als Saatzeit des Christenthums und der Kirche bietet im Ganzen das eben umrissene reine und schöne Bild der brüderlich dienenden, willig und völlig sich hingebenden Liebe zu den armen und kranken Gliedern des heranwachsenden Leibes des Herrn. Die Wurzel ist jener Sinn für Gemeinsamkeit, jener ächte Communismus. Den Stamm bildet das frei gewählte, frei übernommene,

frei geübte Diakonat, an das sich noch nichts Gemachtes, Unpersönliches, Versteinerndes gehängt hatte, wobei der einzig werkthätige Grundsatz: not measures but men, „nicht Maßregeln, sondern Menschen!" das persönliche Thun, der lebendige Wechselverkehr Gut und Blut in gedeihlichen Fluß brachte, noch keine kirchliche „todte Hand" die nur im Persönlichen lebens- und wirkungsfähige Liebe zu begraben begann. Die Krone des Gedeihens war die morgenfrische Freiheit der Gemeinde und des Einzelnen im Bewußtseyn des allgemeinen Priesterthums.

Auf die Urzeit, die den Geist des Herrn am treuesten in reine Gefässe der Demuth und Liebe zu fassen wußte, auf die Zeit des Christianismus folgt mit Constantin, der die Kirche zur Hof- und Staatsanstalt, zur Sache der Politik, also der Lüge [1] und des Vortheils machte, die Zeit des sich immer mehr auf dem Felsen Petri versteinernden Katholicismus, mit ihm auf die Christusherrschaft des ersten Zeitablaufs die lange, eben so segens- als fluchreiche Kirchen- und Pfaffenherrschaft.

[1] „Wenn wir nur eine Stunde ehrlich sind, so sind wir eine ganze Ewigkeit verloren," hat ein „großer" Staatsmann, der christliche, getaufte Lord Chatam gesagt.

II.

Lichter im Katholicismus.

Die Geschichte der Armuth und der Liebe tritt in die Zeit, wo das Christenthum im römischen Reiche Staatsreligion geworden war. Damit wurde nicht mehr Christus, sondern der Priester und Geistliche Herr der Herzen, also der Welt. Die Kirche focht wohl für Menschen- und Volksrechte, namentlich anfangs, herrliche Kämpfe. Kaiser und Staatsbeamte mußten sich unter ihre milderen Gesetze beugen. Dem Wüthen eines Statthalters wagte einst niemand sich entgegenzustellen als der Bischof Synesius. Als Theodosius der Erste eine Stadt seinem Zorne geopfert, verschloß ihm Ambrosius die Kirche. „So wurde die Kirche zum Horte der Volksfreiheit, und Heilige übernahmen die Rolle von Volkstribunen." Die Fürbitte für Elende und Verbrecher, eine gewisse Vormundschaft über Unglückliche (personae miserabiles) ward der Geistlichkeit zugestanden. In Landesnöthen vermochte mehrmals nur sie durch ihre Würde oder Hingebung zu retten. Kein Wunder denn, daß bald das Priesterthum sich höher dünkte und gelten ließ als das Königthum. So ward folgerichtig das Reich Christi von dieser Welt und trat als Erbe des alten Römerthums in das Erbe der Weltherrschaft mit dem vollen Genusse der Hinterlassenschaft.

Sogleich nach ihrer öffentlichen Anerkennung suchte denn die Kirche ihr Vermögen in Grundstücken zu begründen. Staatsmittel reichten Unterstützung, die alten Tempelgüter, selbst

Ketzervermögen waren willkommen für's Kirchengut. Das göttliche Recht der Erstlinge und Zehnten, letzte Willen zu Gunsten der Kirche wurden unerschöpfliche Quellen des Reichthums. „Bald," sagt ein geistreicher Geschichtschreiber, „war kaum erlaubt zu sterben, ohne der Kirche zu gedenken." Was die „todte Hand" an Reichthum zu Macht und Freiheit des Klerus sammelte, war übrigens dem Volke keineswegs entzogen, sondern als „das Erbtheil der Armen" erklärt und volksbeliebt. Alle Wohlthätigkeitsanstalten gingen von der Kirche aus.

In welchem Umfange, mit welcher Großartigkeit Bischofssitze und Pfarrhöfe, Orden und Klöster, Stifte und Spitäler, Armen- und Siechenhäuser die christliche Welt nach und nach bedeckten, womit diese gegen das ganze Heidenthum in denselben Gegensatz sich setzte, in welchem der in seiner einfachen Schönheit fast karge griechische Tempel zum überwuchernden gothischen Dome steht, sey hier nur angedeutet. Unter'm Krummstabe war gut wohnen. Die Kirche machte die freiherrliche Austheilerin der „allein ihr gebührenden" Gaben und Güter Gottes. Nicht sowohl mehr die Armen, als die Armenhäuser, die Armenorden, die Armenstiftungen, die Armenheiligen, kurz die Armenanstalten waren ihr Ruhm und ihr Glanz. Weil das Nehmen und Sammeln sie selbst keine Opfer und kaum eine wesentliche Mühe mehr kostete, verlor auch das Geben seine unmittelbare Seligkeit. Nicht das Geben, sondern das Haben, nicht der Blick auf die Armen, sondern auf die allerdings wesentlich für die Armen bestimmten Güter und Schätze war die Wonne der reich und weltlich gewordenen geistlichen Herren. Die Zeit war vorbei, da der Diakon Laurentius, der auf dem Rost gebratene Heilige, vor den Kaiser Decius oder seinen Statthalter geführt (250 nach Chr.) auf das Verlangen, die Schätze seiner Kirche zu bringen, fortging und den Schloßhof mit den Armen seiner Kirche füllte. Die Geistlichkeit lebte nicht selbst mit den Armen, sondern von den Armen. Sie diente nicht mehr selber, sondern bestellte, beorderte, bezahlte und machte zu „Heiligen" diejenigen, welche den Drang oder Zwang hatten, die Schürze umzugürten, die Kutte

anzuziehen, den Bettelsack überzuhängen, und selber arm gewor=den Diener der Armen und Kranken zu werden.

Davon, wie durch diese Behandlung des Armenwesens die Armuth in Faulenzerei gesäet und gehegt wurde, schweige ich. Die Schattenseite liegt für unsern Gesichtspunkt hauptsächlich in dem sich lösenden Verhältnisse des persönlichen Wechselverkehrs der gebenden und nehmenden Liebe. Zwischen die gebenden Be=sitzenden und die nehmenden Armen stellte sich ein durch seine Heiligkeit innerlich wie durch seine Chorschranken, Klostermauern, Abteithore und Stiftszellen äußerlich von beiden sich abschließen=der, über beide sich stellender Stand. Mithin wurden Empfänger=dank und Geberliebe auseinander gerückt. Freilich sollten letztere um Gotteswillen geben, erstere in Gottes Namen („vergelt's Gott") danken. Den höhern, allerdings herrlichsten Einigungs=punkt sollte die Gottheit bilden, aber das Geben wie das Neh=men hatte durch die kirchliche Vermittlung nicht sowohl eine christliche Liebesthat als eine kirchliche Glaubensäußerung und eine Bußübung zu werden. Die sich selbst verläugnende, frei und voll sich hingebende Liebe mußte weichen. Man gab Geld und Gut und Leben auf Ersatz, Lohn und Tausch. Gute Werke erlösten von der geistlichen und ewigen Strafe: sie wurden Sache des Kaufs und Handels bei der unermeßlichen Mehrzahl.

Wo wirklich die Liebe waltet, da muß sie wo möglich dem Geliebten in's Auge blicken und mit eigenem leisen Finger die Thränen trocknen. Sie kann keine Stellvertretung, keine Fremde, keine Kälte dulden. Sie kann sich's nicht bequem machen lassen, sie muß selber kommen, handeln, und ohne Lohn, ohne Dank, ohne Ersatz ihr Alles, sich selber einsetzen in dem was sie nicht lassen kann. Um diese Liebe brachte der geistliche Stand, indem er sich allein damit bevorrechtete, die ganze reiche und arme Welt. Die Eigensucht trat an die Stelle: im kirchengläubigen Geber als Lohnsucht, im kirchengläubigen Empfänger als faulenzende Scheelsucht, welche Hand und Herz dem eigenen Fleisch entzieht und nicht daran denkt, in ehrlicher Arbeit sich selbst, geschweige andern zu helfen, da ihm von Gottes wegen geholfen werden

mußte. In die geistlichen Anstalten selber trat man nicht aus Liebe zu den Andern wie in's Diakonat, sondern aus Liebe zu sich selbst, sey's geradezu aus Arbeitsscheu und Genußsucht, oder aus höherer Selbstliebe, aus Sorge für das eigene Seelenheil, die in ungesunder Luft zu noch schlimmerer Selbstsucht kränkeln mußte. Das Gelübde der Armuth selber ward jedenfalls zum unlösbaren Zwang und tödtete damit die freie frische Liebeshingabe. Sie ward nicht zur süßen Pflicht der täglichen Selbstverläugnung, sondern der Eintritt in die Anstalt war zwischen der Hand, die an das Pförtlein klopfte, und zwischen der Armuth draußen Bund und Riß auf Lebenszeit in Einem; denn hinter den Gittern und im heiligen Stande war sie gegen die gemeine Noth des Lebens ziemlich wohl geborgen. Mit dem einen ersten Opfer war Alles gethan, und wie der Meßpriester ohne Mühe den einmal für allemal am Kreuze geopferten Gott täglich wieder auf dem Altar dem ewigen Vater als „Opfer" darbrachte, so war's keine Kunst, kein Opfer mehr, in die mehr oder weniger vollen Klosterkeller, Truhen und Küchen für die hungernden und nackten Armen zu greifen. So machte der „Katholicismus" im Ganzen einen gewaltigen Rückschritt hinter den in der Urkirche sich ausprägenden Geist der dienenden Liebe, den eigentlichen „Christianismus," so wichtig und bedeutungsvoll, so sehr als Fortschritt es in seiner Weise zu preisen ist, wie die Kirche über die Welt ein unermeßlich Netz des Wohlthuns spannte und die Armen- und Krankensorge zur Weltthatsache machte, zum wesentlichen Ring in der Kette der menschlichen Gesellschaft. War ja doch in Wahrheit bei tieferer Betrachtung die Aufgabe der alten katholischen Kirche weniger die Welt christlich, als nur erst menschlich zu machen, so weit sie eben das werden kann, ehe sie christlich ist.

Im Ganzen, sage ich, ließ die Kirche Geist und Liebe Christi so weit hinter sich zurück, als sie die Menschheit vor sich brachte. Im Einzelnen aber, wo finde ich Farben, um jene glühende Liebe und jenen brennenden Eifer, und jenen sich selbst verzehrenden, ja sich selbst entmenschenden Drang zu schildern,

womit eine Reihe wahrhafter Helden und Heldinnen der Entsagung in die Fußstapfen eines Hieronymus, Chrysostomus, Augustinus traten! Mitten aus der Genußsucht und dem Parteihader, dicht neben den seit dem fünften Jahrhundert entflammenden Scheiterhaufen für die Ketzer, da die Bruderliebe aufhörte ein Erkennungszeichen zu seyn und der im Ganzen wohldenkende heidnische Ammianus Marcellinus bemerken mußte, daß wilde Thiere nicht ärger als die Christen gegen einander wütheten, mitten aus diesem Tod der Christusliebe heraus flammen Herzen auf in Liebe zu den Brüdern um Gotteswillen, wie sie ewig die Glorie der katholischen Kirche seyn werden.

Von Gregor dem Großen (590—604), diesem strengen Mönche, der auch noch im bischöflichen Glanze hart gegen sich selbst und hart in kirchlichen Forderungen gegen seine Untergebenen war, aber dabei freigebig bis zur Verschwendung gegen die Armen und Müßigen, bis zur letzten barmherzigen Schwester, welche heute der herzlose Radikalismus noch duldet, nachdem er selbst die Mönche auf dem St. Bernhard vertrieben, zieht sich eine oft bewundernswürdige, immer merkwürdige Perlenschnur katholischer Selbstaufopferung. Franz von Assisi, Elisabetha von Thüringen, Vincenz von Paula, Karl Borromeo — und wer nennt sie alle, die großen Herzen, die hohen Heiligen, die selbst jenem wunderlichsten der wunderlichen Heiligen den Zutritt nicht verwehren, der sich heranschleicht, den Reichen schlau das Leder stiehlt und fromm den Armen Schuhe daraus macht . . . . . „Heiliger Crispinus, bitt' für uns!"

Wunderbare Mischung von Natur und Unnatur, von Geist und Fleisch, Wahrheit und Täuschung, Stolz und Demuth, Uebermenschlichkeit und Untermenschlichkeit in dieser altkatholischen Wunderwelt! Angezogen und abgestoßen, ja angeglüht und angeekelt zugleich von so manchen Erscheinungen, begreifen wir es immerhin, wie diese Kirche eine Welt erobern und die eroberte in Bann schlagen konnte, und möchten wohl bezweifeln, ob auch jetzt ihre Stunde geschlagen, nachdem ihre bedeutsamste Stütze, der Jesuitismus wohl nicht, aber doch der Jesuite selbst aus der

heiligen Stadt entweichen mußte und ihn die Dankbarkeit des Volkes für seine Opfer in Pest und theurer Zeit nicht länger als einige Wochen vor der Verbannung schützen konnte. Die Franz von Assisi, selbst die Franz von Sales scheinen nicht mehr möglich in dieser heutigen Welt, geschweige die Ignatius von Loyola. Sie sind alle nur Theile vom Menschen und haben nur Theile der Menschheit ergriffen; ein Bruchstück aber, obwohl auf's Höchste gesteigert, Naturnothwendiges zur Unnatur verschraubt, ist immer nur eine Weile lebensfähig und hat kein Theil an einer Zeit, welche Natur und Geist als lebensvolles Ganzes will.

Damals aber, als vor sechshundert Jahren die gewöhnlichen kirchlichen und Ordensanstalten meist in Reichthum und Weltlichkeit ihren Zweck verloren hatten, mußte Francesko von Assisi in der Marienkirche von Portiuncula eines Sonntags das Evangelium von der Aussendung der Jünger ohne Silber und Gold, ohne Stab und Tasche vorlesen hören. Alsbald durchzuckte ihn mit der stürmischen Sehnsucht seiner Jugend der Gedanke an eine Welterneuerung durch Buße, Liebe, Demuth, Einfalt, Armuth und Freudigkeit in Christus. Er beschloß die Gründung eines Vereins, der auf apostolischem Wege Buße predigend durch die Welt gienge, und jedes Eigenthum und Eigenseyn verachtend, Leibesnahrung und Nothdurft erbettelte. Francesco, anfangs von seinen Mitbürgern verachtet, von seinem reichen Vater verflucht, auf seiner Wanderung durch's Abendland und Egypten bald als ein Wahnsinniger verspottet, bald als ein Heiliger angebetet, versammelte durch seine kühne Weltverachtung, seine aufrichtige Demuth, seine feurige Gottesliebe und seine Nachahmung Jesu in glänzenden Aeußerlichkeiten Jünger zu Tausenden. So entstand die mächtigste militia Christi (Kriegerschaar Christi), der erste Bettelorden der Franziskaner, dem sich zu gleicher Zeit der Orden des heiligen Dominikus anschloß, zur Aufopferung für den alleinseligmachenden Glauben des Nächsten durch gelehrte Bildung, heilige Beredtsamkeit und Zurückführung des Priesterthums auf seine welterobernde

Armuth. „Ihr Tisch war überall gedeckt, ihre Wirkung unermeßlich, und — viele Klöster bettelten sich unermeßlich reich!" Doch verstanden sie die Armen satt zu machen und neben höchster geistlicher Leistung war auch für sonstigen Zauber und Bann der gläubigen Welt, mitunter auch wohl für Unterhaltung gesorgt.

Siehe da weiter den großen Verfasser des Stabat mater, der im Anziehen und Abstoßen, Anglühen und Anekeln so ziemlich das Aeußerste leistete. Ja, wer betrachtet nicht mit den gemischtesten Gefühlen diesen wunderbaren Jakobus de Benediktis! Als Rechtsgelehrter lebte er weltlich, aber ehrbar in glücklichster Ehe mit einer der besten und frömmsten Edelfrauen. Einem Schauspiel anwohnend wird sie mit vielen andern vom brechenden Gerüste erschlagen. Bei ihrer Entkleidung findet sich auf ihrem bloßen Leibe ein Haargürtel als Zeichen eines im Verborgenen Gott gelobten Lebens. Das macht auf den Mann solchen Eindruck, daß er plötzlich der Welt entsagt, alle bürgerlichen Ehren dahinten läßt, sein Vermögen unter die Armen theilt und im Jahr 1268 in ein Franziskanerbettelkloster geht. In Lumpen gehüllt kommt er einher, das spottende Volk nennt ihn nur „Jacopano", den großen Jakob. Einst kommt der fromme Mann, von seinem Wahnsinn ergriffen, völlig entkleidet, einen Sattel auf dem Rücken und einen Zaum im Munde, auf Händen und Füßen laufend, unter das versammelte Volk, das von solchem Anblick wie niedergedonnert, stumm vor Schrecken den Markt verläßt. Ein andermal bei einer Hochzeitfeier, die sein Bruder seiner Tochter veranstaltet und zu der er ihn mit der Bitte, doch ja das Fest nicht zu stören, laden läßt, wälzt er sich mit seinem in Oel getauchten Leib zuvor in verschiedenfarbigen Federn umher und erscheint dann in diesem entsetzlichen Aufzug im Hochzeitsaal. Auf solcherlei Stücke hin wird er für wahnsinnig erklärt; da erscheint ein Buch von ihm „von der Verachtung der Welt," und überzeugt die Brüder Minoriten, daß ihn zu solchen Thaten nur seine hohe Gluth, in aller Vollkommenheit christlicher Demuth sich zu üben, antreibe. Die Liebe zu Gott verbrennt sein Herz.

Dem Papste Bonifacius VIII. hält er furchtbar seine und der Geistlichkeit Unsittlichkeit vor und büßt das bei Wasser und Brod im Gefängniß. Drei Jahre vor seinem Tode wird er wieder frei, bis er in der Geburtsnacht Christi unter dem „Ehre sey Gott in der Höhe" entbrannt von heiliger Liebe, den schönen Gesang: »Jesu nostra fidenza, del cuor summa speranza« singend verhaucht.

Werfen wir auch einen Blick auf ein weibliches Gegenbild des Sängers von „Es stand die Schmerzensmutter". — In Marburg steht eine Kirche, die zu den schönsten Deutschlands gehört. In einfacher, jungfräulicher Schönheit der sich eben öffnenden gothischen Knospe, keusch und rein, holdselig wie keine erhebt sie sich mit ihren zwei starken, spitzen Thürmen, mit ihren drei fast gleich hohen Schiffgewölben auf kühnen Säulen, denen am Haupte wie aus Frühknospen einfache Blätter entsprossen. Sie bietet trotz ihrem wohl größern, aber nicht ursprünglichern und fast gleich alten Vetter zu Köln, ein Muster zumal für die gleichhochschiffigen Kirchen Norddeutschlands. Welcher hohe Geist wölbte dieses hehre Denkmal ächtdeutscher Baukunst in die Lüfte? Sieh dort im hohen Chore den alten Altar und das Gebilde an seiner steinernen vordern Gewandung. Links und rechts auf Krücken und Stöcken, auf alten Knien und jungen Mutterarmen Kind und Greis, Arme und Preßhafte, Krüppel und Pestkranke und in der Mitte als ihre Tröstерin die Heilige, deren verklärter Geist den Tempel über dem Grabaltare baute, in welchem ihre schon fünf Jahre nach ihrem Tode heilig gesprochenen Reste schlummern. Elisabetha, eines Königs (Andreas II. von Ungarn) Tochter, Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen und Hessen, legte schon als Kind beim Eintritte in die Kirche die Krone ab, die sie trug, und als Fürstin wollte sie nur ungern mit der Krone erscheinen. Sie lebte von ihrer Hände Arbeit; die Wartburg, kurz vorher so von Welt erglänzend und von Liedern tönend, wurde zum Spittel, ihr heiliger Gemahl und ihr Beichtvater selbst, Konrad von Marburg, mußten ihre fromme Verschwendung beschränken. Nach ihres Gemahls

Tode in Palästina durch Heinrich Raspe, ihren Schwager, aus der Wartburg gestoßen, freute sie sich, mit ihren Kindern von Haus zu Haus zu betteln; doch bald in ihr fürstliches Witthum zu Marburg eingesetzt, entsagt sie feierlich dem eigenen Willen und Besitz, gründet ein Hospital, in dem sie den Aussätzigen dient und von dem Wasser, womit sie die Ekelvollen wascht, in unnatürlicher Demuth trinkt. Noch in Jugendschönheit blühend, starb sie im Jahre 1231 „an der Gluth ihrer heiligen Liebe und an den Mißhandlungen des harten Priesters, der freudig, ihr Irdisches getödtet zu haben, ihre Frömmigkeit, ihr im Gebet strahlendes Antlitz und ihre Wunder mit den beschworenen Zeugnissen der durch ihr Gebet oder an ihrem Grabe Geheilten nach Rom berichtete," dem Ort der Wunder und der Wiege der Heiligen. Der Papst stellte sie in die Reihe der Himmlischen, der Kaiser (Friedrich II.) stellte eine kostbare Krone auf ihr heiliges Grab.

Und noch im vollen Abnehmen des Katholicismus, als er im dreißigjährigen Kriege kein Vorrecht und keine Uebermacht, geschweige ein Alleinrecht mehr erringen konnte weltlicherweise, wie behielt er sich die Liebe und Liebesthat vor als unentreißbares Recht; stiftete Theatiner und Oratorianer, Ursulinerinnen und Piaristen für Volksunterricht, fromme Wissenschaft und Werke der Barmherzigkeit; gründete durch den armen Spanier Dio in Deutschland zur Krankenpflege der Armen ohne Unterschied des Glaubens die barmherzigen Brüder, und durch welchen Mann erst die barmherzigen Schwestern!

Alle Strahlen der thätigen Liebe, welche den neuern Katholicismus verklären und deren das spätere Geschlecht fähig, obschon nicht würdig war, sammeln sich wie in einem Herde in dem wunderbaren Bilde jenes Mannes aus dem Volke, der einst Sklave in Tunis alle geistige und leibliche Noth der Menschheit auf dem Herzen trug. Man braucht kein Katholik zu seyn, nur ein Herz für das Große und für das Volk zu haben, um sich zu beugen vor Vincenz von Paula. Er ist eine mächtige Bewährung des Satzes, „daß sich allein in der Persönlichkeit

einzelner Gottbegabter das göttliche Geheimniß lebensvoller und lebenschaffender That aller Welt erkennbar darstellt." [1] Der Sohn eines Hirten, geboren 1576 in der Gascogne, selbst Hirtenknabe, fand in einem Franziskanerkloster für seine höhern Gaben des Geistes und Herzens den Weg zu Höherem und in Toulouse die Priesterweihe (1600). Sechs Jahre später ward er von Seeräubern verwundet in Ketten nach Tunis gebracht und verkauft, zuletzt Sklave eines vom Christenthum Abgefallenen. Erst bekehrte Vincenz die Frau desselben, dann durch sie den Abtrünnigen, daß derselbe mit dem Retter seiner Seele glücklich nach Avignon entfloh. Nun begann er zuerst als Pfarrer in Clichy, dann als Erzieher im gräflich Gondy'schen Hause zu Paris das große Werk seines Lebens als Seelsorger und Armenvater des halben Landes. Die gräflichen Güter lagen in verschiedenen Landesgegenden und gaben bei fleißigen Besuchen Gelegenheit, die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen. Die Gräfin Gondy suchte überall persönlich dem Elende zu steuern und Vincenz war immer bei ihren Armen- und Krankenbesuchen ihr seelsorgerisch zur Seite. Ein Sterbebette ließ sie einmal einen tiefen Blick in die Tiefe des äußerlich kirchlichen Heuchelchristenthums in den Gemeinden werfen. Vincenz hielt eine Bußpredigt von außerordentlichem Erfolge und die Gräfin hätte gern eine Stiftung dazu gemacht, daß alle fünf Jahre eine Mission, eine allgemeine Erweckungspredigt auf ihren Gütern geschehen sollte. Es fand sich keine Ordensgesellschaft bereit dazu; Vincenz mußte sie später selber stiften: es wurde der Priesterorden der Mission.

Der Mann Gottes war nicht der Mann der Paläste. Er eilte fort, um Hirte einer armen, lang verwahrlosten Landgemeinde zu werden. Vor einer Predigt wurde er einst gebeten, eine arme kranke Familie der Mildthätigkeit seiner Zuhörer zu empfehlen. Wie er nachher die Familie selbst besuchen will, ist der Weg mit Menschen bedeckt, welche den Kranken alle möglichen Lebensmittel zuführten. Er sah, daß nach dem augenblicklichen

[1] Vergl. Fliegende Blätter aus dem rauhen Hause. 1848, Nro. 2.

Ueberfluß desto größerer Mangel kommen werde bei solch unweisem Geben. Lange mit sich und seinem Gotte zu Rathe gehend, fand er endlich den Plan zu einem Verein wohlthätiger Frauen, welche leibliche Wohlthat mit geistlicher Aufrichtung verbinden sollten.

Bestürmt von dem gräflichen Hause mit der Bitte um Rückkehr, verließ er das Dorf, nachdem er seine ganze Habe unter die Armen vertheilt. In Paris und in weiten Kreisen stiftete er nun Schwesterschaften nach obigem Muster. Bald war keine Stätte menschlichen Jammers mehr, die ihm unbekannt geblieben wäre. Sein Blick fiel auf die Gefängnisse und Verbrecherschiffe (Galeeren), deren General sein Graf war. Er miethete ein Haus in einer Vorstadt und nahm eine große Anzahl Verurtheilter auf. Milde Gaben, Unterstützung von Hof, Volk und Geistlichkeit ließ ihn die Anstalt ausdehnen. Im Jahre 1619 war er königlicher Seelsorger über alle französischen Verbrecherschiffe und deren Geistliche. In Marseille fand er die Lage der Verbrecher über alle Beschreibung jammervoll, sie selber so verhärtet und verthiert, daß er sich für einen Gefangenen einmal selber auf längere Zeit anschmieden ließ, bis endlich das Eis in dem Herzen des Sünders brach. Sein Beispiel mußte auf die Untergebenen beflügelnd wirken. — Auf der Rückkehr nach Paris sah er die Straßen Macons von Bettlern wimmeln. Alsbald erkannte er hier seinen Platz. Er ging dem Gesindel nach, unterrichtete, ermahnte, unterstützte es, erntete erst Spott und Hohn, bald die allgemeinste Verehrung. Die „Genossenschaft des heil. Carl Borromeo" entstand als eine Bruderschaft und Schwesterschaft, deren einzelne Glieder sich nach bestimmten Grundsätzen in die Fürsorge für Kranke und Gesunde beiderlei Geschlechtes theilten. Bald sah man keine Bettler mehr auf den Straßen. — Wie in Marseille stiftete er auch auf den Galeeren zu Bordeaux ein neues geistliches Wirken und Leben.

Ein Hauptgesichtspunkt für Vincenz war, daß ohne geistliche Hülfe alle leibliche nichts helfe. Dieß war der Grundgedanke jener Ordensstiftung der Priestermission, welche lediglich in

Flecken und Dörfern das Evangelium predigen, Kinder lehren, allgemeine Beichten veranstalten, Alten und Jungen auf allerlei Weise die christliche Wahrheit nahe bringen sollte. Die gewöhnlichen kirchlichen Kräfte reichten nach Umfang und Wirkung bei dem traurigen Verfall der Geistlichkeit nicht aus, es mußte etwas Außerordentliches geschehen, und solche außerordentliche Erweckungen waren sehr in der Art des katholischen Wesens. So lange ein Vincenz die lebendige Regel des Ordens war, ist es aber gewiß kein bloß äußerliches Werk gewesen. — Die Missionspriester wollten nur mit Erlaubniß des Bischofs und Pfarrers überall in ihre Arbeit treten. Wo sich nun die Thüre aufthat, wurden vor allem wohlthätige Schwesterschaften gestiftet. Zur Hebung der Geistlichkeit erfand und begründete er die zehntägigen „geistlichen Uebungen" der jungen Priester vor ihrer Weihe im Hause Saint Lazare des prés zu Paris, das der Sitz der Missionspriester geworden war. Wie seine Priester als Boten des Segens in die Keller und Dachwohnungen, in die großen Krankenhäuser, in das Blindenspital, zu den königlichen Leibwachen und an den Hof selbst predigend, lehrend, tröstend, helfend gehen mußten, so gestattete er auch den Elenden, vornehm und gering, einen zeitweiligen Aufenthalt in seinem Lazarushause zur Ruhe, Trost, Sammlung und geistlicher Besinnung.

Vincenz konnte sich nicht auf Frankreich beschränken. Seit seiner zweijährigen Gefangenschaft in Tunis blieb es sein brennender Wunsch, das Elend der dortigen Christensklaven zu mildern durch geistliche Hülfe. Mit königlicher Unterstützung und päpstlicher Bewilligung wirkten in Tunis und Algier, wo allein 20,000 Christensklaven waren (1648), bald sechs Missionäre. Deßgleichen mußte er dem armen irischen Volke, weiter nach Corsika, Piemont, Madagaskar seine Missionspriester senden.

Schöpferische Geister ziehen alle Kräfte, Gelegenheiten und Persönlichkeiten ihres Bereichs in ihre Wirkung hinein. Vincenz konnte am wenigsten die mächtigen Kräfte des Dienens, Duldens, Tragens, die in der weiblichen Natur vorhanden sind, übersehen. Der edle Franz von Sales hatte 1610 den Orden der

Visitantinnen gestiftet, „zu Ehren der Heimsuchung unserer lieben Frauen." Vincenz ward der Hirte dieser frommen Schwestern, welche, wie einst Maria mit dem Christkind unter dem Herzen über das Gebirge wanderte, um ihre Gefreundin Elisabeth heimzusuchen, als „heimsuchende" Jungfrauen und Wittwen mit dem süßen Trost aus Gottes Munde dahin eilten, wo es galt, Erquickung des Leibes und der Seele zu bringen. Im Jahre 1629 hob Vincenz durch diese Schwestern das von einer Edelfrau gestiftete Zufluchtshaus für gefallene Mädchen, das erste Magdalenum, auf die Höhe seines Berufs.

Da bot die verwittwete Frau Gräfin von le Gras ihr ganzes Leben dem Dienste der Armen und Kranken an. — Vincenz sandte sie zuerst allein als einen weiblichen Sendboten der Liebe durch das Land. Der Eifer, von dem die vornehme Welt sich von Vincenz hinreißen hatte lassen, begann bald zu erkalten. Sie gaben bald nicht mehr sich, nur Geld und Bedienten zum Dienste der Armen her. Frau le Gras schlug ihrem Freunde vor, Mädchen, die durch keinerlei Rücksichten in der Ausübung jenes Liebesdienstes gebunden seyen, zu diesem Zwecke zu verwenden. Freudig erboten sich Jungfrauen dazu, und schon im Jahre 1634 begannen unter ihrer Leitung die ersten „grauen Schwestern," oder wie das Volk sie so schön nannte, Töchter der barmherzigen Liebe, filles de la charité, ihren Gang durch die Welt; sie sollten nicht Nonnen seyn, sondern „Frauen welche kommen und gehen wie weltliche." Ihre Klöster sollten seyn die Häuser der Kranken, ihre Zelle ein dürftiges Zimmer, ihr Kreuzgang die Straßen der Stadt, ihr Klosterzwang der Gehorsam, ihr Sprachgitter die Furcht Gottes und ihr Schleier die heilige Bescheidenheit. Nach dem Dienste der Armen sollten sie sich mit Nähen und Spinnen beschäftigen. Als Vincenz die ersten Schwestern zu den verwundeten Soldaten entließ, rief er ihnen zu: „Ihr sollt dem Heere folgen, meine Töchter; die Männer gehen dahin, um zu tödten, ihr sollt dahin gehen, um zu heilen."

Und die Töchter traten in die Fußstapfen ihres geistlichen Vaters, sie machten Ehre einer Mutter, wie die Wittwe le Gras

war, die sich einmal an einen Kranken, vor dem sie besondern Ekel hatte, mit einer Kette fesselte, bis der Ekel überwunden war. Ganz Paris war voll ihres Lobes, die Aerzte rühmten ihre Treue, die Geistlichen ihren Eifer, die Kranken ihre Liebe. Ueberallhin wurden sie verlangt. Das französische Volk legte seine Armen und Kranken in die Hände dieser barmherzigen Schwestern, die durch Pest und Ekel, Noth und Tod, Hunger und Kummer als Heldinnen des Glaubens von Tausenden angebetet, von Jedermann bewundert, nur vom brutalen Unglauben verhöhnt, vom Radikalismus verjagt worden sind.

Aber noch war nicht für alle Noth gesorgt. Eine fromme Edelfrau gab Veranlassung, daß Vincenz einen Frauenverein für den Hospitaldienst in dem größten Pariser Krankenhause, das damals 25,000 Kranke jährlich verpflegte, als „Gesellschaft der Matronen" stiftete. Vier fromme Jungfrauen regten ihn weiterhin an zu Gründung einer weiblichen Erziehungsanstalt „der Töchter des Glaubens," eine andere Frau zu Errichtung einer Zufluchtsstätte für junge, unbescholtene, aber bedrängte Mädchen, „Töchter der Vorsehung" genannt; ein schlichtes Mädchen, Namens Etang, zu einem Waisenhause für Mädchen. Weiter begründete Vincenz die Gesellschaft der h. Genovefa zum Unterricht junger Mädchen, und mit Hülfe seiner barmherzigen Schwestern für die (jährlich zwischen 300—400 von unkeuschen Müttern) ausgesetzten Kinder das erste Findelhaus. Dabei wurden seine Galeerensträflinge nicht vergessen, ein mächtiges Spital mit 300 Betten für sie war er so glücklich in Marseille errichten zu können. Für das Elend, das der dreißigjährige Krieg in Lothringen, Champagne, Picardie u. s. f. hinterließ, ersammelte und vertheilte er durch seine Priester und Gesellschaften über eine Million Thaler. In Paris selbst stieg die Noth auf's höchste. Er ließ sechs große Küchen für die Armen und Kranken anlegen; seine Jünger und Jüngerinnen hatten nicht Hände und Füße genug, viele starben in Folge ihrer Berufstreue. „Die Glücklichen," rief Vincenz, „sie sterben mit den Waffen in der Hand," und ging selbst von Haus zu Haus durch Pest und

Hunger, unterrichtete und speiste die verwaisten Kinder und ließ für jede arme Leiche das fehlende Leinen aus seinem Lazarushause reichen. Die Seine überschwemmte ein ganzes Dorf, von einem Dache zum andern mußten seine Missionäre auf Kähnen die Lebensmittel fahren.

Nach diesen Trübsalen und Rettungen erhält er 1653 eine große Summe zu gutem Zwecke von einem Pariser Bürger: das Hospital zum Namen Jesu für alte Handwerker entstand. Die treffliche Anstalt reizte zur Stiftung eines großen allgemeinen Hospitals zu Beseitigung des Bettels. Summen von 50,000 Livres wurden auf einmal geschenkt, zwei mächtige Gebäude, das „Salpeterhaus" und das Schloß Bicètre gekauft, vom 7. März 1657 an aller Bettel in Paris verboten, und nur die Wahl zwischen Arbeit und Spital gelassen. Das Heer der Bettler verschwand; einige tausend Arme fanden Brod und Obdach im Hospital. — Wie für die Waisen so hatte Vincenz den Blick der erbarmenden Liebe auch für die verwahrloste Jugend, die er in seinem Hause von Laienbrüdern leiblich, von Missionspriestern geistlich gepflegt dem elterlichen Hause und der Gemeinde vor Schande und Verbrechen rettete. Endlich gründete der rastlose Mann noch einen Verein der angesehensten Männer zur Abstellung des Zweikampfes, der die christliche Gesellschaft schändet.

Das Alles wirkte der gottbegnadigte Mann im Laufe eines halben Jahrhunderts als ein schwaches Gefäß der Ehre Gottes im Himmel und des Friedens auf Erden. Oefters war er schwer erkrankt, die letzten eilf Jahre seines Lebens waren ein fortwährendes Leiden. Seit 1656 konnte er nur mit Mühe am Stabe gehen, bald das Haus nicht mehr verlassen. Aber gerade die letzten Jahre seines Greisenalters waren voll ungelähmter Thätigkeit, ungetrübter Freudigkeit und Heiterkeit des Geistes. Nie kam eine Klage, selten ein Ausruf des Schmerzes über seine Lippen. Wenige Tage vor seinem Heimgang befiel ihn öfters ein tiefer Schlaf: der Bruder wird bald folgen, sagte er lächelnd. Am 25. September 1660 schlummerte er länger als sonst; am folgenden Tage konnte er noch die Messe hören und das heilige

Abendmahl empfangen. Abends erhielt er die letzte Oelung, die Nacht brachte er im Gebete zu und Morgens um vier Uhr, den 27. September schied er die Seinen segnend unter den letzten Worten des Spruches: „ich bin in guter Zuversicht daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wirds auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi" wie ein verlöschendes Licht — nein, wie eine Sonne, die am Himmel noch leuchtet, nachdem sie lange schon untergegangen.

Die katholische Kirche hat den evangelischen Mann unter ihre Heiligen gesetzt zum gerechten Danke dafür, daß sie von seinen Vermächtnissen bis heute zehrt. Um ihn zu übertreffen, um in seinen Bahnen weiter zu gehen, müßte sie erst wieder einen neuen Vincenzius gebären. —

Warum habe ich nun diese wenigen Bilder großer katholischer Männer und Frauen Angesichts der heutigen Welt aufrollen wollen? Darum, daß die kalten deutschen und undeutschen Michel der Jetztwelt, die ausgerauchten Alten und abgebrannten Jungen, die blassen und die blutrothen, wenigstens von ferne ahnen können, was der Mensch vermag, wenn er einen Gott im Busen, einen Lichtstrahl von oben im Herzen hat, an dem die ächte Liebe sich erkenne und entflamme. Wir haben gut über das Uebermaß jener Elisabetha und jenes Jacoponus und vielleicht dieses Vincenzius und ihrer Genossen absprechen, wenn wir nur die Liebe hätten, die bei ihnen übergroß überfloß, weil ihr gottentzündetes Menschenherz zu klein und enge für ihre Kraft und Tiefe war. Ein Strahl jener glaubensvollen Erleuchtung, ein Funke aus jenen Flammenherzen in diese unsere todte, kalte, leere, eigensüchtige Gegenwart, und wie ganz anders sähen die Menschen sich an! Hilf andern, so hilfst du dir selbst, stirb dir, so belebst du Andere, liebe dein Leben nicht bis in den Tod und gewinne es für Zeit und Ewigkeit — das sind von jenen Helden des in Liebe thätigen Glaubens bewährte Erfahrungssätze, die nur auf vernünftige Weise wiederholt, auf freie Weise fortgeführt werden dürften, und es wäre nicht Einer, sondern die ganze unglückselige Zeit selig in ihrer That.

Aber kann denn solches verständigerweise wiederholt werden,

reimt sich denn solches Hingeben, Armwerden, Heruntersteigen mit „gesunder Vernunft?“ Schelling in seiner Philosophie der Offenbarung meint einmal solche Sätze, welche selbst die verneinendsten Geister als ewigen goldenen Kern und Stern des Christenthums stehen lassen, wie z. B.: „Liebe deine Feinde; segne die dir fluchen; werde arm, um viele reich zu machen,“ streiten so offenbar mit der gewöhnlichen Vernunft, daß ohne eine höhere Erleuchtung, ohne Offenbarung sie ihr nimmermehr einleuchten würden. Dagegen haben die Gegner der letztern und ihrer Philosophie behauptet, jene Sätze seyen ganz vernünftig, und sie als die leibhaftige Vernunft dem unvernünftigen Offenbarungsphilosophen gegenüber, mußten das doch wissen. Es ist also für sehr vernünftig erklärt, die Feinde und Gegner zu lieben — das beweisen sie auch gleich ihrem Gegner durch schmachvolle Behandlung und gehässigste Herabwürdigung desselben! Beweis daß Schelling Recht hat. Das Gebot der Liebe und Entsagung ist so gegen die landläufige Vernunft und ihre Uebung, daß die Vernünftigsten sie nicht üben, und doch ist es freilich auch wieder so vernünftig, daß die Unvernünftigsten, d. h. die Einfältigsten sie üben können. Das heißt: der Verstand sieht es ein, auch der noch nicht wiedergebornen Seele als „gebornen Christin“ leuchtet's ein als Wahrstes und Schönstes, aber es bleibt ein leeres Bild, weil das nun einmal bösgewordene Menschenherz nicht Macht und Mittel hat, aus sich selbst die Selbstsucht zu besiegen. Darum spricht das Christenthum von einer Um- und Neugeburt des Herzens durch Christi Geist, daß es dadurch Kraft erhalte, ein Jünger und Thäter der Liebe dessen zu werden, dem es sein Liebstes war, sich hinzugeben. Summa: um ein Christ zu werden, bedarf's mehr als weltweise Vernunft, denn diese überwindet nie die Unvernunft des Herzens, das da schlägt und handelt, während der Kopf seine absolute Logik träumt.

Das Mittelalter nun und sein Katholicismus ist nach allen Seiten eine riesenhafte Einseitigkeit, nicht mit Wahl, sondern mit geschichtlicher Naturnothwendigkeit. Es sollte eine barbarische Welt im Großen christlich machen. Das Christenthum nimmt

Kopf und Herz in Anspruch, das aber war zu viel auf einmal den alten Druiden und Wodan= und Jupitersanbetern zugemuthet. Schnell besonnen und großartig wandte sich die Kirche vor Allem an das Herz der zu bekehrenden Menschheit und verlor, den Kopf verschonend, kaum ein auswendig gelerntes Vaterunser selbst vom „Pfaffen" fordernd, wie billig selbst dabei den Kopf. Auch das war zu viel, der ganzen Masse die Christlichkeit so schnellweg zuzumuthen, die nur bei gleichmäßiger Durchbildung von Kopf und Herz möglich ist. Die Masse wurde daher freigesprochen und der heilige Stand der Priester und der Orden mit dem Vorrecht der Liebe und der Armuth betraut. Wer selbstständig und selbstthätig im Fache des Christenthums auftreten wollte, der mußte alsbald in eine fromme Innung gehen, so gut wie in allem weltlichen Wirken die Aufnahme in Zunft und Lade nöthig war. Weil aber Klerus und Orden dennoch zu wenig Raum boten im Vergleich zur großen Masse, d. h. weil die Menschheit im Ganzen nie den Kopf dem Herzen zum Opfer bringen kann, errichtete die Kirche als Meisterin der Staatskunst in den Tertiarierorden, welche diejenigen in sich aufnahmen, die in der Welt zurückbleiben und doch durch mönchisch gute Werke einen besondern Himmel sich verdienen wollten, so wie in den vielen hiernach fort und fort gebildeten, halb weltlichen, halb geistlichen Bruderschaften und Schwesterschaften noch ganze Bienenstöcke des thätigen Christenthums für diejenigen, welche außer dem Kloster zu bleiben und doch rechte Christen zu seyn für vernünftig hielten. Indem die Kirche mithin alle selbstthätigen Kräfte, wenn auch noch so leise und lose, mit ihren heiligen Ständen, Orden und Anstalten zu verbinden suchte und durch den Weihwedel zuvor und die Heiligsprechung nachher für sich bevorrechtete, indem sie damit nichts anderes als einen großen Auszug aus dem Buch der nicht mit der Mönchs= und Priesterplatte versehenen Menschheit machte, brachte sie diese selber mehr oder weniger um die Liebe als freie, eigene That. Sie destillirte die guten Kräfte aus der Masse heraus, anstatt daß sie mit Himmelskräften die Masse selbst durchseelt hätte. Sie liebte

es lieber Massenwirkungen in äußerlicher Weise hervorzubringen, als auf langsamerem Wege die Massen durch Einzelnunterricht, Einzelnerweckung und Bekehrung zu durchsäuern. Alle Wirkungen verlieren ihre Spitze und Tragweite, wenn sie sich nicht an der Erkenntniß Schärfe und Triebkraft gewinnen. Die Erkenntniß aber in ihrer Höhe und Tiefe kann keinem Volke werden durch eine Kirche, welche bei allem Glanz von Anstalten und Persönlichkeiten bei dem Gedanken zittert, dem Ungeweihten das Wort Gottes, den Quell des Erkennens und Zeugens, in die Hand zu geben. Das blieb die Schranke für die „Mission" auch des größten Apostels der Nachblüthe der katholischen Kirche, des seligen, wenn man will, des heiligen Vincenz von Paula.

III.

Schatten des Protestantismus.

Bei dem allgemeinen Mangel an tieferer Erkenntniß des lebendigen Wortes Gottes, dieses unvergänglichen, lebenerzeugenden Samens und lebenerhaltenden Salzes war Geistlichkeit und Volk in der katholischen Kirche faul geworden. Nur einzelne Helden der Liebe machten eine Ausnahme, konnten aber nie ein gebietendes Vorbild für Alle seyn, wenn sie aus gleichem Mangel an evangelischer Erkenntniß das Wort an den reichen Jüngling vom Verkaufen und Verschenken aller Güter, das der Herr nur als Gesinnung und Bereitschaft, nie als gesetzliche That verlangt, mißverstehend, nicht Haushalter, nur Handlanger für die Armen waren. Es wurde die thätige Liebe zu einer vollendeten Bequemlichkeit des Gebens hier, des Nehmens dort. Sollte Welt und Kirche nicht verfaulen, so that eine Reformation an Haupt und Gliedern noth.

Der Protestantismus ist der dritte große Umlauf, den die christliche Geschichte der Menschheit und ihrer Armuth angetreten hat. Wir sind noch so ziemlich mit beiden Füßen darin, obschon es sich auf verschiedenen Seiten zur Ueberschreitung und Ueberwindung regt, und er von den hochphilosophischen Göttern und Rittern der Jetztzeit natürlich schon längst „überwunden" ist. Man lebt heutzutage freilich gar schnell, und mitten im Strome treibend meint man Wunder wie weit man

schon gekommen; aber die Geschichte geht ein wenig mehr landsturmmäßig voran, denn sie muß nicht bloß Oesterreicher, sondern auch vernagelte Philosophen mitnehmen, und das ist eine Last. Hat sie zur Auslebung der weltgroßen Einseitigkeit des Katholicismus grundsätzlich über ein volles Jahrtausend gebraucht und lebt seitdem der Katholicismus noch hinreichend thatsächlich fort, wenn auch freilich ohne Bannstrahlen und Ablaßkram, ohne Klöster und Jesuiten, Bettelorden und Kirchenzehnten so ziemlich nur geistweise, wie sollte der Protestantismus in drei Jahrhunderten schon fertig seyn? Er hat zwar ein scheinbar kleineres Saatfeld, nach Geviertmeilen und Millionen gerechnet, aber einerseits hat er viel tiefer zu ackern, ja zu bohren die Aufgabe, selbst in die härtesten Köpfe und in die ausgemachtesten Wahrheiten und Thatsachen Löcher zu bohren, andererseits hat er das freilich verbotene Geschäft des über die Grenze Schwärzens in's Große zu treiben in dem Maße, als der (römische und griechische) Katholicismus in ungeheurer Flächengröße neben ihm steht.

Für die Berechtigung, mithin für die Verpflichtung des Protestantismus, mitten in die katholische Welt hereingeboren zu werden, gibt es keinen augenfälligeren Beweis, als daß der Katholicismus nicht nur nicht stark genug war, ihn zu erdrücken, sondern daß er ihn geradezu durch alle seine Poren, damit freilich äußerlicherweise, aber so ziemlich auch mit allen seinen äußern Folgerungen in sich aufgenommen hat. Ja, der Protestantismus steckte schon vor seiner Geburt ihm in allen Gliedern, geschweige jetzt. So hat man dem erstern den Untergang der heiligen bildenden Kunst beigemessen. Wäre dem so, so hätte er durch die wunderbar reiche Liederdichtung, durch die großartigen Leistungen der Orgel, des Chorals und des Oratoriums hinreichenden Ersatz geleistet. Aber es ist gar nicht wahr, sondern genau zum Anfang der Reformation war die Grundlage aller bildenden Kunst, die kirchliche Baukunst, im völlig ausgearteten gothischen Style verlebt und erstorben, und daß schon Raffael so weltlich malte und seine Nachfolger die Kunst in Michel Angelos Fußstapfen entchristlichten und entgeisteten, daran ist nicht die

Reformation schuld, sondern umgekehrt. Aber die Hauptsache bleibt, daß die katholische Welt sich so vollständig von der protestantischen in drei Jahrhunderten anstecken, und dadurch sogar am Leben und im Fortschritt erhalten ließ, also letztere vollständig thatsächlich anerkannt hat als ein — nothwendiges Uebel, wie alles in dieser Welt, d. h. als etwas in seiner Art recht Gutes und Nützliches.

Die katholische Kirche mußte vor lauter Geistlichkeit vergessen, geistlich zu seyn, wie immer ein Uebermaß und eine Einseitigkeit in sich selber zum Gegensatze überschlagen muß. Sie hatte verlernt, ein Reich nicht von dieser Welt zu seyn, und sich's am Ende selbst in den Träbern dieser Welt recht wohl seyn lassen. Um's Geld regierte sie die Welt. Wie das Geld im Kasten klang, so die Seel' in Himmel sprang. Zahlten die dummen Deutschen nur den Peterpfennig, so mochten sie selbst Reformationen machen. Entrichteten die öffentlichen Dirnen in Rom nur ihren „Milchzins," so war auch ihnen St. Peters Segen gewiß. So ward die Kirche nicht nur in Weltlichkeit und Fleischlichkeit veräußert, sie wurde allzu ähnlich dem Felsen Petri versteinert, ein „Petrefakt." So mußte sie wieder entweltlicht, in Geist zurückgebracht werden. Die Ehescheidung zwischen Kirche und Welt leitete der protestantische Geist ein. Derselbe hat es nun in unsern Tagen umändernd und umstürzend so weit gebracht, daß es dem heiligen Vater ernstlich an die weltliche Krone geht, und noch ein Stoß, so ist das „Erbthum Petri" gefallen und die Kirche hat sich das Gottesrecht errungen, geistig dazuseyn und geistig — das ist dann ewig und frei — die freien Geister zu beherrschen.

Die Aufhebung des Erbtheils Petri wird lediglich die letzte Folge der Aufhebung des patrimonium pauperum, „des Erbtheils der Armen," d. h. der geistlichen Zehnten seyn. Wie gewaltig gerade in unsern Tagen damit aufgeräumt wird, ist ein Schrecken und eine Lust mit anzusehen. Die Aufhebung des Zehnten, dieser in der Welt- und Kirchengeschichte der Armuth so wichtige Schritt, ist eine äußerste und äußerlichste Folge des

Protestantismus, welcher nicht die Kirche, sondern bloß ihre Weltlichkeit und ihre weltliche Geistlichkeit aufheben kann und aufheben soll.

Aeußerst merkwürdige Rolle, welche in der Kirchengeschichte das Geld von den Judassilberlingen bis zu Tetzels Ablaßkiste, und von da bis zum St. Urbanskloster in Luzern und so weiter spielt! Verhängnißvoller Punkt, der Geldpunkt, an dem die Kirche vor dreihundert Jahren scheiterte und heute scheitert und immer scheitern wird! Ja wohl, der Ablaßsturm war die erste, der Zehntensturm die letzte Aderlässe für die reiche und vornehme, auf altem Besitz und Ruhm sanft ruhende Kirche; beide sind von Gottes Gnaden im Namen des armen Volks ergangen, dem sich die ärmer werdende Geistlichkeit nun ganz anders wird widmen müssen. Es ist ja leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme. So wird auch eine wohlhäbige Kirche schwerlich viel Volk in's Himmelreich bringen.

Am armen Volke sich bereichernd hatte die katholische Kirche das Volk geistlich und leiblich verarmen, sich und es faul werden lassen. Was war natürlicher, als daß man ihr den Mammon, der ihr Gift und Tod war, zunächst in den reformirten Landen abnahm? Fürsten, Herren und Städte verstanden in der Regel die Reformation nicht anders, als daß dabei Amtmann, Keller und Notar die Hauptpersonen seyen. Die Klöster wurden aufgehoben, Stiftungen eingezogen, mit dem Aufhören des Ablasses, der Seelenmessen, der Ohrenbeichte und der ganzen geistlichen Krambude hörten auch die Vermächtnisse, Schenkungen und Begabungen auf. Wie sehr das an der Zeit und wie sehr es innere Nothwendigkeit war, beweist am besten der Umstand, daß die katholischen Fürsten ziemlich eben so tief in die Klingelbeutel zu greifen wußten, und daß selbst da, wo der weltliche Arm nicht Riegel und Gesetz vorschob, mitten in der katholischen Kirche die Vermächtnisse und Schenkungen abnahmen, so daß die Klöster und Stifte in der Regel lediglich auf Erhaltung und Umtreibung ihres Grundstocks angewiesen wurden.

Wurde nicht überall die Kirche protestantisch, so wurde überall, auch mitten in katholischen Landen, der Staat zum ächten Protestanten — wenigstens gegen das, was ihm die Hauptsache an der Kirche däuchte, gegen Geld und Gut derselben. Zwei Mächte, Wissenschaft und Arbeit, nahm er dafür in Kost und Lohn. Zu beiden braucht man Geld, beide sind Geldwerthe. Wie knowledge is power so money is power, „Kenntniß ist Macht“ und „Geld ist Macht“. Hatte sich früher die Kirche auf's Geld gestellt, so stellte sich jetzt die Welt auf's Geld. Was das Ende von dieser Weltstellung ist, siehe heutzutage. Indessen war es nöthig, daß die andere Seite des Menschen, der Kopf und die von ihm regierte Hand, in Uebung und Bildung kam; denn daß mit dem Herzen allein nichts auszurichten sey, hat der katholische Weltversuch bewiesen in seinem tausendjährigen Gang und Untergang. Das eingezogene Kirchengut, die aufgehobenen Stiftungen sollten nun, mit oder ohne Umweg und Abzug durch die Fürstenseckel und Staatskassen, der Kirche nur als Lehrerin und der Schule als Meisterin und aus ihr der Arbeit zufließen. Die alte Kirche wußte von freien Kräften, freien Händen, freiem Wissen nichts; sie, die ihr ganzes Glaubensgerüste auf die selbst- und werkgerechte Freiheit des Willens gebaut, mußte dem Protestantismus weichen, der den Willen (durch die Sünde) unfrei wußte und ihn daher durch ernste, volle Glaubensthat der eigenen Forschung und freien Ueberzeugung in Schrift, Natur, Geschichte und Gewissen, die alle auf Christum, den Befreier weisen, befreit wissen wollte. Aus falsch verstandener Freiheit des Katholicismus ward Knechtschaft, aus der recht erkannten Knechtschaft des Protestantismus (nämlich Knechtschaft durch die Sünde) wird Freiheit (durch Christus). Die Freiheit des Wissens sollte ächt protestantisch auch die des Gewissens, die Schule des Kopfes auch die des Herzens werden. Aber hier ist der Haken. Der riesigen Einseitigkeit des Katholicismus konnte jener siegreich nur entgegentreten, wenn er sich zu gleich großer Einseitigkeit entfaltete und Zug für Zug endlich heute alles auf's Wissen, nichts auf's

Gewissen, alles auf den guten Kopf, nichts auf's christliche Herz gibt, und sollte er zehnmal zwischen Judas und Johannes zum Reichstage wählen, unbedingt dem „gescheidten" Manne von Charioth die Stimme gäbe.

Was in protestantischen Landen und Kirchen grundsätzlich und absichtlich ward, das geschah, unter dem Einfluß desselben Geistes der Zeit, in katholischen thatsächlich und unversehen. Die protestantische Wissenschaft und Arbeit stellte sich an die Spitze der neueren Geschichte. England und Deutschland gehen voran; Frankreich, die Unruhe dieser neuen Entwicklung, prägt in Rückfall und Fortschritt, mitten inne zwischen germanischem und romanischem Wesen, diese neuere Weltentwicklung am rascheſten und augenfälligsten aus.

Die Kirche wurde also Staatsanstalt und, wie ein geistreicher Mann sagt, die Kanzel zu einem Gestell aus Stein oder Holz, worauf ein untergeordneter Polizeibeamter in schwarzem Rock, um den ihn der unterste Schreiberskuecht nicht beneidet, sonntäglich die Leute zu gehorsamen Unterthanen und nützlichen Bürgern (wie auch durch Reinigung ihres Verstandes und Aufklärung ihres Herzens zu frommen Christen) machen mußte. Mit der Sorge für die Armuth hatte die Kirche nichts mehr zu schaffen, denn das war Geldsache, wie Alles, und weil sich darauf allein der Staat versteht, verstand er auch Alles, that er wenigstens Alles, als verstehe er Alles. Die Geistlichkeit war höchstens in den Stiftungsräthen mitverbraucht beim Geschäfte der Almosenaustheilungen, die aus dem „Heiligen" oder aus besonderen Vermächtnissen gewöhnlich in Geld oder Brod unter Aufsicht und Rechnungsprüfung der Regierung stattfanden. Spitäler, Siechen- und Armenhäuser übernahm der Staat auf Grund der alten Stiftungen, und Güter und Gefälle entweder in unmittelbare oder mittelbare, jedenfalls rein weltliche Verwaltung. Kirchen-, Schul- und Armenwesen wurde Polizeisache; aus der ausschließlichen Geistlichkeit ward eine ausschließliche Weltlichkeit, aus dem kirchlichen Zwang eine Zwangsherrschaft der Aufklärung (despotisme éclairé), aus der Papstallmacht die Staatsallmacht.

Nun, heute ist sie zur Strafe ihrer Einseitigkeit mitten im Umschlagen in die Staatsunmacht begriffen.

Die alte Kirche hat bei ihrem Untergange mit dem Kopf das Herz verloren, der neue Staat verliert mit dem eingebüßten Herzen nun den Kopf. Von der Nachtseite aus betrachtet, ist der Karren von unserem gescheidten Staate ganz in denselben Schlamm geführt, in welchem von der andern Seite die thörichte Kirche ihn einst stecken ließ. Wirklich ist auch der Staatsbankbruch anscheinend größer als der Bankbruch der Kirche war, obschon wir nicht beurtheilen, ob heute der aus Herzlosigkeit kopflos gewordene Staat mehr wackelt als damals die aus Kopflosigkeit herzlos gewordene Kirche.

Die damals in's Geld versunkene Kirche, wie der jetzt im Geld erstickte Staat muß es jedenfalls gleichmäßig erfahren, wie recht das indische Sprichwort sagt: Liebe abzuhauen, ist Geld die Axt. Und wenn die Kirche meinte, beten sey gut ohne arbeiten, und wenn der Staat meinte, arbeiten sey hinreichend ohne beten, so können sich die zwei lieben Gegenfüßler jetzt wechselseitigen Unterricht im „bet und arbeit" geben.

Nun aber auch die Lichtseite der Entwicklung, Gewinn davon und Aussicht auf Gewinn? Mit einem Worte: der Katholicismus führte die Armenpflege in die Welt ein als um Gottes willen, von Gottes wegen, der Staatsprotestantismus führte die Armuthpflege in die Menschheit ein als um des Gesetzes willen, von Rechts wegen. Ich sage Armuthpflege, nicht Armenpflege, denn in Verpflegung ihrer Armen nach ihren einseitigen Grundsätzen pflegten und hegten sie nur die Armuth selbst heran und endeten ohne Herz für's Volk beide in allgemeiner leiblicher und geistiger Volksverarmung (denn die heute hervorbrechende Rohheit und Bildungslosigkeit oben und mitten und unten ist geistiges Armuthszeugniß genug). Also recipe: sorgt für eure Armen zugleich von Gottes und von Rechtswegen, bildet zugleich den Kopf und das Herz, pflegt gleichmäßig Glauben und Wissen, und Gott im Himmel bürgt euch für den Erfolg auf Erden mit seinem Worte, und er ist ein Mann von Wort!

Die katholische Kirche sorgte für ihre Armen, aber außerhalb der Kirche kein Heil, mithin auch keine Klosterküchen. Wo sich in späteren Zeiten Gesellschaften des Wohlthuns für alle ohne Unterschied des Glaubens bildeten, wo man Protestanten wie Katholiken von barmherzigen Brüdern und Schwestern pflegen läßt, da weiß man schon warum. Die pauperes Lugdunenses, die „armen Leute von Lyon," Nachfolger des reichen Petrus Waldus, der aus Sehnsucht, den Zustand der apostolischen Kirche zu erneuern (1160), nach altem Mißverstande all das Seine verkaufte, den Armen vor die Füße warf und die, welche gleichfalls Haus und Hof, Weib und Kind verließen, zu einer Gemeinde evangelischer Armuth, ohne Feindschaft gegen die Kirche, vereinigte — diese Armen von Lyon, weil sie nicht ganz gut kirchlich waren, wurden ohne weiteres in das grausame Schicksal der gegenkirchlichen armen Katharer verflochten, „weil, wenn auch die Angesichter verschieden seyn mögen, die Schwänze aller dieser Ketzer in einander verschlungen seyen." Dasselbe milde und gutmüthige Volk von Südfrankreich, das im Sprengel von Lyon in seiner Herzlichkeit einen Hund, der für das Kind seines Herrn heldenmüthig kämpfte und starb, als einen Märtyrer und Kinderheiligen anrief, verbrannte auf Geheiß der Kirche den reformirenden Peter von Bruis und überließ den armen Mönch Heinrich, der strenge Buße predigte, dem päpstlichen Legaten, in dessen Kerker er verschmachtete. Dasselbe Volk ließ sich von den Bluthunden jenes schuldvollen Innocenz zum Kreuzzug gegen die armen Albigenser und Waldenser hetzen, und als es bei Erstürmung von Beziers schwer schien, Katholiken und Ketzer zu scheiden, durfte der Legate Arnold von Citeaux scheußlichen Angedenkens in den Schlachthaufen rufen: „Tödtet sie alle, der Herr kennt die Seinen!"

Außer der Kirche gab's kein Recht zum Himmel, wie viel weniger ein Recht auf die Erde und ihre Güter; Himmel und Erde gehörten der Kirche, wehe dem, der keck und frei nichts von ihr wollte als ein Stückchen Brod! Eine Schwelle schied den Unglücklichen zwischen Hunger und Ueberfluß; ein Wort, ein Zeichen, und alle Riegel und alle Kisten flogen vor dem sich

bekehrenden Ketzer auf. So das Kirchenrecht „um Gottes willen." Wie anders hätte aber auch die rohe Heidenmasse in den Schafstall zu doch wenigstens menschlichem, wenn auch nicht christlichem Wesen gebracht werden können? Der katholische Glaube in solcher Uebung war eben auch ein nothwendiges Uebel, mithin eine Wohlthat für die Menschheit, die seltsamste Kostgängerin Gottes. Fand sie bei dem Wahlspruch: „Glaub' oder stirb," nicht bloß damals das Glauben hart, aber das Sterben doch noch härter, so wird sie, wenn sie in unsern Tagen sich die schon verlorenen Köpfe wacker zerbrochen mit Sinnen auf andere Mittel, und weil sie keine findet als eiserne, dieselben sich freundnachbarlich vollends zerstoßen hat, am Ende doch auch lieber glauben lernen, als Hungers sterben.

Der Protestantismus nun konnte vernünftigerweise nicht mehr den Magen vom Gewissen abhängen lassen. Bann und Beichte, ein Mehr oder Weniger des Glaubens konnte innerhalb seiner Kirche den Mitgenuß des Stiftungsvermögens nicht verhindern oder verkleinern, und wenn auch nicht sogleich, doch nach und nach machte sich der Grundsatz geltend, daß in öffentlichen Anstalten, in welche jetzt weltlich, wie vorher geistlich, alles Armen- und Kranken- und Waisenthum eingepfercht wurde, Glauben und Glaubensbekenntniß für oder gegen Unterstützung nichts austrage. Den großen Grundsatz, dem Armen und Unglücklichen gebührt Schutz und Fürsorge von Rechtswegen, zum Gesetz der gesitteten Welt erhoben zu haben, ist das große Verdienst des Protestantismus von dieser Seite.

Der giftige Wurm aber, der in der schönen Frucht protestantischer Erkenntniß und Gewissensfreiheit durch die wiederum einseitige Umkehrung des katholischen Grundsatzes von Anfang an hauste, kam nicht sobald zu Tage, selbst nicht durch dreißigjährige Kriege. Deutschland, das wir zunächst im Auge haben, wurde zwar durch seine Unglücksfälle und seine heillose Politik, Diplomatie, Staats- und Maitressenwirthschaften gegen andere Völker arm an äußerer Macht, innerlich aber zehnteten die Kriege die Bevölkerung, daß der Bodenertrag überhin genügte.

Zugleich war dem deutschen Volke seine väterliche Religion und Einfachheit, trotz allen Modeteufeln der höhern Stände, so sehr Saft und Kraft, und ward in Sturm und Drang und Noth und Tod ihm nur um so heiliger und innerlicher — wie denn die herrlichste Blüthenzeit unseres Kirchenliedes die Zeit des dreißigjährigen Krieges war — daß es den Herzen nicht am segnenden Gebete und den Händen, unterstützt durch die Fortschritte des Wissens, nicht an nährender Arbeit fehlte. Für die örtlichen Armenbedürfnisse reichten in der noch weniger genußsüchtigen, einfachern Zeit in der Regel die Stiftungsvermögen und die Kirchenvermögen, die „Heiligen" aus. Was nicht reichte, ward durch die Privatwohlthätigkeit ersetzt. In katholischen Landen war das Leben zwar nicht so innerlich und das Arbeiten nicht so rührig, der Bettel daher viel größer; dafür waren aber auch theils die Klöster noch da, theils die Stiftungen reicher, und zumal vermochte die viel reicher ausgestattete Geistlichkeit bei weitem mehr dem Almosen obzuliegen als die protestantische, die mit Weib und Kind und fortwährend beschnittenem Einkommen vielgesegnete.

Das ging so fort. „Der Staat" ließ es gehen, der Bürger ließ ihn machen. Wollt's nicht mehr gehen, so setzte jener in die Maschine ein Verwaltungsräthchen weiter, einige neue Gänse- oder Stahlfedern und auf Kosten der Stiftungen und Kirchengüter frische Stifte ein. Da schnurrte und seufzte und rollte und drückte es weiter; Satan der alte Maschinenmeister wachte, die Leute schliefen. Als es schon schlimm werden wollte, da trat die Kartoffel auf und versah, vom Staate beschrieben, auf Befehl gepflanzt und bei Strafe „eines kleinen Frevels" gegessen, vorerst noch treulich, bis auch sie faul ward, christlichen Almosenpflegersdienst. Zugleich ward billigerweise der Bettel selbst hochnothpeinlich von löblicher Polizei verboten. Wenn aber einer nicht betteln darf und keine Kartoffeln mehr hat, was soll dann der arme Teufel thun? Hungers sterben? Gott, oder besser die Polizei bewahre! Das Sterben ist das größte Polizeivergehen überhaupt, denn die Bevölkerungsliste ist des

Polizeistaates herrlichster Triumph und unter seinen zehntausend Tabellen das Lieblingskind. Zahlen entscheiden in der Welt der Rothschilde, des Steuerzahlens, des Zolleinnehmens, des Leutetodtschießens und des deutschen Kaiserwerdens. Hätte nicht Friedrich der Große die gefallenen Mädchen nicht bloß von der herkömmlichen Kirchenbuße befreit, sondern für ihre und ihrer unehelichen Kinder Unterhaltung fürsorglich Summen auswerfen lassen, damit der Samen dem „Staate des Protestantismus" nicht ausgehe, und wäre nicht fortwährend im „Staate der Intelligenz" auf den siebenten Jungen ein Preis von fünfzig Thalern gesetzt, wer weiß, ob Friedrich Wilhelm **IV.** der deutschen Sibylle für eine Kaiserkrone oder Landsturmfahne fünfzehn Millionen Preußen bieten könnte.

Ja das sind die Todsünden des unumschränkten, von dem aufgeklärten Friedrich **II.** vollendeten Polizei- und Beamtenstaates, welche gleichmäßig den Ruin des Volkes förderten. Erstlich eben die Staatskassenmaßregeln nach dem Grundsatze: nur Geld und Leute, und hat man keins, so macht man eins; weiß man's nicht zu nehmen, so weiß man's doch zu stehlen. Ferner der furchtbar kostspielige Gerichtsgang, die immer neu ausgeheckten Abgaben, die Feudallasten, die Salz-, Schlacht-, Mahl- und Kopfsteuern, überhaupt die Steuern auf die ersten Bedürfnisse der geringen Klasse; die Steuerfreiheiten der Reichen, der Adeligen und theilweise der Beamten; die Zollschranken, die Spielbanken und das Lotto — das ist ein ganzes Register von wahren Satanskünsten zur Aussaugung des Volks, das zugleich durch diese Gewissenlosigkeit mittelbar und unmittelbar zu Durchbrechung der willkürlichen, unnatürlichen Schranken durch List oder Gewalt getrieben und so zugleich um sein Geld und um feine Gesittung, vornehmlich um seinen Gesetzes- und Rechtssinn recht geflissentlich und schulgerecht gebracht wurde.

Diesem System der *wirthschaftlichen* Volksverderbung ging die *religiöse* angelegentlich zur Seite. Die Schule ward in der unseligsten Dürftigkeit erhalten und noch dazu den armen Gemeinden aufgebürdet; zugleich machte man sie von der

Elementar- bis zur hohen Schule wesentlich zu bloßer Kopf- und Staats-Abrichtanstalt. Die Kirche aber zu verhöhnen, mit Füßen zu treten und wo möglich dem Volke zu verleiden, war eine fleißige Aufgabe der Staatsgewalt und ihrer volksfeindlichen, allem natürlichen Boden entfremdeten, kasten- und maschinenmäßigen Beamtenherrschaft. Man weiß, wie zumal darin Friedrich „der Große" vorangegangen ist. Die Geistlichen nannte er kaum anders als Fafen und Cheker (Pfaffen und Schächer). Auf eine Bitte für die armen Pfarrwaisentöchter schrieb er am 24. Sept. 1783 an den Rand: „Die Priester Döchter, warum heirathen sich die Huren nicht, wenn Sie gebrechlich seindt, So kan Man Sie versorgen, seindt Sie gesundt, So können Sie heirathen oder arbeiten, das kommt ihrem Stande zu." Die Verfügung auf einen Bericht über die Besetzung der dritten theologischen Professur zu Königsberg lautete: „Ein Teologus ist leicht zu finden, das ist ein Thier, sonder Vernunft." Die Bestimmung (vom Jahr 1765), daß alle außer der Ehe Mutter werdenden Personen, worunter auch von ihren Männern getrennt lebende Ehefrauen zu verstehen, „zu keiner Strafe ferner gezogen, auch ihnen nicht die geringsten Vorwürfe deßhalb oder einige Schande gemacht werden sollte," mußte an den vier Bußtagen und am Pfingstfeste öffentlich von allen Kanzeln „vor dem Segen" abgelesen werden. Als das Consistorium zu M. einst einen unehelich geborenen Kandidaten nicht anstellen zu dürfen glaubte, schrieb er: „das Consistorium seind Esel und wissen selbst nicht, ob sie ehelich geboren sind." Das Himmelfahrtsfest wurde durch einfachen Kabinetsbefehl abgeschafft. Einer Gemeinde, die wegen Umbau ihrer alten dunkeln Kirche bittend einkam, antwortete er: „Selig sind die nicht sehen und doch glauben." In einem Briefe an d'Alembert erklärt er seine Kunst dahin: „Man muß die Männer in Staatsämtern aufklären, mit vollen Händen Hohn und Lächerlichkeit über den Aberglauben ausschütten, die Glaubenslehren verspotten, den falschen Eifer vertilgen und so die Gemüther auf die Bahn — der allgemeinen Duldung leiten." Fürsten und Schreiber befolgten überall treulich Rath und

Befehl. Wir wissen von einem Duodezkönig, der bei Besetzung von Pfarrstellen die Namen der Kandidaten auf Zettelchen seinen Hunden vorwarf und den ersten, der apportirt wurde, als den Besten ernannte. Und ihre Absicht ist großentheils gelungen: aus der „gebildeten" Kaste ist das kirchliche Bewußtseyn gründlich vertilgt; aber dafür hat Fürsten- und Beamtenthum, das sich höhnisch weigert mit Armen und Kleinen vor Gott gleich zu werden in christlicher Demuth, das Zukirchgehen für das Erbtheil des dummen Haufens erklärt, für sich am Sonntag Morgen die Schreibstube oder den Roman und Nachmittags die „Promenade" und Lustfahrt vorbehält, sich auch so ganz um Herz und Liebe des Volkes gebracht, daß jetzt alle Ehrfurcht und Ehrerbietung einerseits, aller Einfluß und alle Einwirkung andererseits völlig dahin ist.

Nachdem man denn die uralte Anstalt und Grundlage der Volksgesittung und der Armensorge durch Wort und Beispiel, so wie durch Gesetz und Verordnung vernichtet — man denke an die Ehegesetze und Sonntagsgesetze, an die Verdrängung der Geistlichkeit von der Armenpflege durch die schreibstubenkluge Armenverwaltung — nachdem man es der alten Kirche, daß sie die dienende Liebe aus der Welt in Orden und Klöster vertrieb, damit bezahlt hat, daß man nun schließlich auch die thätige Liebe vollends aus der Kirche verbannte, jetzt sollte doch wenigstens irgendwie der Staat sich als das allein sittliche Gemeinwesen, das er vorstellen wollte, und als das ihn z. B. der Staatsphilosoph Hegel aufbaute, bethätigt haben. Aber wo und wie konnte er damit Ernst machen, nachdem er durch seine gewissenlose Staatswirthschaft und sein irreligiöses Beamtenthum das Herzblatt der Sittlichkeit zu zerstören für Beruf und Ehre hielt? Wie konnte er Rechtsgefühl, Ordnungssinn, Gesetzesbewußtseyn, freien Bürgermuth, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn auch nur pflanzen wollen? Gehorsam war die erste Bürgerpflicht, beschränkt der Unterthanenverstand. Der Schreiber schrieb, der Richter untersuchte, der Fürst verordnete hinter Thür und Riegel im geheimen Kabinette. Der Söldner vertheidigte das „Vaterland"

um Lohn. Mitrathen und mitthaten ward Hochverrath, gehenlassen und stehenlassen war Staatsweisheit, verbieten und wieder verbieten mußte helfen. Die Polizei trat völlig in die Stelle des allwissenden und allmächtigen Gottes.

Im so geknebelten, verhöhnten, ausgesaugten Volke konnte natürlich keine mannhafte, selbstbewußte Thatkraft wachsen und blühen. Die Verlockerung der Gemeinden, der Familien, der Herzen mußte allgemein werden. Das Volk, das endlich nichts mehr von sich selbst und nichts mehr von seinem Gotte, Alles nur „von oben" erwartet, ein Volk, das die Polizei zu Hülfe ruft, wenn ein Bienenschwarm sich in einen Kramladen verirrt, ein so „gehobenes" Volk mußte sittlich, religiös, wirthschaftlich in bodenlose Armuth sinken; denn Selbstgefühl, Gottesbewußtseyn, Unternehmungsgeist wurden mit Schlangenklugheit untergraben, die edlern Triebe herzlos ausgerissen und die sittlichen Kräfte, die einzigen Erhalterinnen der Staaten mit Füßen getreten, oder, was noch ärger war, von Polizeiwegen verboten, und was das ärgste war, von Oberaufsichtswegen im Regierungsblatt belobt, mit Prämien belohnt und mit Orden beleidigt.

Das Heidenthum war erklärt, und Julian, der alte abtrünnige Kaiser erhob sich aus dem Grabe wieder, in das er dem siegreichen „Galiläer" fluchend (363 nach Chr.) sich hatte legen müssen. Julian ist bis heute das leibhaftige Vorbild der neueren, namentlich deutschen Staatskunst. Zum Geistlichen erzogen, fand Julian im Christenthume nur ein Gewebe spitzfindiger Formeln und einen Gottesdienst der Sklaverei. Unsere Volksführer und Staatsregenten in den Fußstapfen Friedrichs des Großen lassen sich gerne das Evangelium in ein schlechtes Sagengewebe, das Bekenntniß als ärgerliches Formelwesen, die Schrift mit ihren goldenen Sprüchen als elenden Gedächtnißkram von gelehrten Meistern des Zweifels zerglauben und eilen, „die feige Religion der christlichen Hundedemuth von sich zu werfen." Im Umgange mit den Dichtern und Weisen der heidnischen Vorzeit ging für Julian sein höheres Leben auf. Von unsern Staats- und Weltweisen hat erst jüngst wieder einer erklärt, wie

wir uns müssen „am Griechenthum großnähren, damit uns wieder der Begriff des vom Christenthum verlorenen wahrhaft menschlichen Daseyns aufgehe.“ Durch den kühn benützten Drang der Umstände auf den Thron gelangt, glaubte Julian sich von den Göttern bestimmt, die schöne Zeit des Alterthums zurückzuführen. Unsere durch kühnen Schwung auf Regententhron und Rednerbühnen Emporgekommenen sehen sich endlich der glücklichen Aufgabe gegenüber, das Volk aufzuklären, den falschen Eifer zu vertilgen und Alles auf ihren eigenen Standpunkt zurückzubringen, auf dessen Höhe sie nicht wissen, „ob es überhaupt noch ein Standpunkt ist,“ das ist dann die schöne Zeit altgriechischer Freiheit und Gleichheit und Liebe und Lust. Julian wollte seinem erneuerten Heidenthum alle Tugenden und Vortheile des Christenthums aneignen. Unsere neuen Juliane wollen den von der Kirche befreiten Staat mit den Gütern und Stiftungen derselben zu einem Reiche freier Sittlichkeit, der Bruderliebe, der Bildung und des Wohlstandes für alle bevorrechten. Julian entfernte die bekenntnißtreuen Christen von Staatsämtern, verurtheilte sie zu Wiederherstellung der heidnischen Tempel und schloß sie von den höheren Schulen aus, anerkannte alle Sekten und lud die Juden zu Wiederaufrichtung ihres Heiligthums ein. In Julian des Zweiten Reich muß „ein jeder nach seiner Façon selig werden,“ müssen christliche Hochschulen heidnische und jüdische Lehrer annehmen, dürfen „die Pietisten“ den Wanderstab ergreifen, wird das geschichtliche und biblische Christenthum von den höheren Schulen ausgeschlossen, erhält jede Sekte den Freibrief und Unterstützung aus der vom christlichen Volke gefüllten Staatskasse, werden die Juden nicht bloß zu allen Ehren und Würden, sondern auch zur Wiederaufnahme ihrer Zeitrechnung und ihrer Sprache als einer gerichtlich giltigen eingeladen (wie jüngst in der württembergischen Kammer). Der alte Julian errichtete endlich Wohlthätigkeitsanstalten auf heidnischem Fuße, um den Christen die Pflege und Liebe der Armen wegzufangen, begünstigte jedes heidnische Unternehmen, nahm den christlichen jedes Vorrecht. Der wieder erstandene Julian nimmt die Armen

in seine Verwaltung, gründet Staatsanstalten, um die kirchlichen nicht benutzen zu müssen und ihnen den Boden wegzunehmen, verbietet hier die äußere, dort die innere Mission, hier die barmherzigen Schwestern, dort das Hospiz auf dem Bernhard, hier den Gustav-Adolfs-Verein, dort selbst die Mäßigkeitsgesellschaften, verweigert seine Erlaubniß zu Errichtung christlicher Jünglings- und Gesellenvereine, läßt aber die communistischen und socialistischen „Handwerkerbildungsvereine" weit offen, welche ausgesprochenermaßen „die untern Stände und deren jungen Nachwuchs gegen das von den Pfaffen verunstaltete Christenthum in Bewegung setzen wollen, zum Sturze nicht bloß des Glaubens, sondern auch der Sitten der Väter."

Der alte Julian sank getäuscht ins frühe Grab, er hatte sich in der Kraft und Nothwendigkeit des Christenthums, in der Schönheit und Lebensfähigkeit des Heidenthums verrechnet. Wird der neue Julian, der seit mehr denn zweihundert Jahren in Deutschland und Frankreich besonders umgeht, nun auch in der Schweiz und Italien, in Polen und Ungarn, in ganz Europa lästert und entweiht, wird er gegen den Galiläer siegen, dem er hundertfach schrecklicher flucht? Wird er nicht todtgeschlagen werden von dem himmelhohen Registraturkasten, in dem er auch für die verwünschte Armuth ein großes Fach erlesen, während Christenthum in's unterste und kleinste kam?

Kein Wunder, wenn dieses große Fach immer zu eng seyn wollte. Armuth ohne Christenthum ist ein unersättlicher Schlund. Zwar wo und so lange Stifte und Spitäler, und was sonst aus katholischen Zeiten herrührte, darunter namentlich der Menschen- und Christentrieb des Betens und des Arbeitens hier und des Wohlthuns dort vorhielt, war gut Register anlegen und Rechnung stellen. Aber die Verarmung der Häuser und der Herzen, und die Abnahme der theuer verwalteten Stiftungsmittel nahm in gleichem Maße zu und der Bettel wuchs. Das konnte die Polizeiehre nicht vertragen: der Bettel ward verboten. Milde Hände regten sich noch und milde Herzen bluteten, wenn der Büttel arme Bursche und zerlumpte Kinder und jammervolle

Alte von den Thüren scheuchte und wie das Wild durch die Gassen hetzte; das Almosengeben ward verboten und — bestraft. Hat man dafür die gebende Liebe weiser zum Zwecke geleitet? Hat man die müßigen Armen zu ehrlicher Arbeit gebracht? Keines von beiden. Um letztere zu rechtlicher Selbsthülfe, um erstere zu weiser Mithülfe zu bestimmen, hätte der Staat ja sittliche Kräfte entbinden oder gar wecken, und in freier Selbstthätigkeit sich bewegen lassen müssen. Nein, es sollte in größtem Maßstab sich bewähren, daß „Liebe abzuhauen, Geld die Axt ist," und daß „wer Träger hat, immer müde ist." Zu den zwei Verboten des Bettelns und des Almosengebens kam das dritte und beste Verbot des Hungersterbens, welchen drei Verboten die Gesetze über Armensteuer und Armenunterstützung die nöthige Vernunft beibringen mußten.

An die Spitze der übrigen Staaten stellte sich neuerdings das protestantische England mit seiner Armengesetzgebung. Nach dem Gesetze vom 14. August 1834 ist oberster Grundsatz, daß Niemand in England und Wales gänzlich entblößt von den zum Unterhalt nöthigen Mitteln seyn soll. Um diese Mittel zu Stande zu bringen, ward eine Armensteuer eingeführt. Dieser menschenfreundliche Zweck mit unweisesten Mitteln hat die protestantische Welt wesentlich mit einem Begriff bereichert, den sie leider nur zu handgreiflich bis in Mark und Bein zu fühlen hat.

Ein Armer ist derjenige, dem die hinreichenden Mittel zum Lebensunterhalte fehlen; dieser Unterhalt richtet sich nach den herrschenden und standesmäßigen Begriffen, so daß es Arme in allen Ständen gibt, denn arm seyn heißt Mangel leiden. Diese Armuth ist ein Theil der Weltordnung und ein göttliches Erziehungsmittel für Reich und Arm. „Auch im tausendjährigen Reiche würden Arme bleiben, nur daß die Leiden der Armuth wegen der Wachsamkeit und Bereitschaft zu helfen verschwinden würden." — Nun kommt das Gesetz und sagt, wenn Einer unter der gewöhnlichen Lebensweise der Landbevölkerung steht, so soll er die Mittel zu seinem Lebensunterhalte ganz oder theilweise aus einer durch gesetzliche Zwangsmittel gebildeten Kasse erhalten.

Wer sich so erhalten läßt und nicht durch die Liebe seiner Nachbarn, durch Ruhegehalt von einem ehemaligen Herrn oder sonst aus freier Liebe erhalten wird, der ist ein Pauper, das heißt ein Almosenempfänger auf Gesetzesweg.

So ward die protestantische Armengesetzgebung Hebamme und Taufpathe des Pauperismus, dieser Heuschreckenplage Europa's, welche allen bisherigen übeln Grundlagen und schlimmen Maßregeln zur Verarmung desselben die Krone aufsetzte. Ein berühmter Mann, der nun verstorbene Stifter der freien Kirche in Schottland, Dr. Chalmers, nennt den ganzen Pauperismus unserer Zeit ein auf der Basis von Betrügerei und Verworfenheit aufgeführtes Gebäude. Einleuchtend und erfahrungsgemäß ist, daß dieses System, in seinen Folgen entwickelt, alle Reichen arm und alle Armen ärmer macht als zuvor. Vor allem bringt es eine große Erschlaffung in der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit unserer arbeitenden Klassen mit Nothwendigkeit hervor. Alle Antriebe zum Sparen werden gelähmt, wenn die Leute wissen, der Flecken, die Stadt, der Staat muß mich und meine Kinder unterhalten. Deßgleichen verstopft es die Hülfeleistung von Seiten der Verwandten, die vor allem Herz und Hand offen für ihr Fleisch und Blut haben sollten, nun aber die Dürftigen eben an die Armenkasse und in's Armenhaus von sich weg weisen, womit nothwendig die Familien- und Verwandtschaftsbande aufgelockert werden. Die Gesetzgebung, die solches zur Folge hat, verdient gewiß den Namen einer unchristlichen, wenn Paulus an Timotheus recht schreibt, es sollen Verwandte die Ihrigen nicht der Gemeinde zur Last fallen lassen, „so aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger denn ein Heide."

Ferner läßt der Pauperismus die Theilnahme der Reichen an den Armen versiegen, indem er das Werk der Liebe in einen Gegenstand von Rechtsansprüchen wandelt. So stellte sich Arm und Reich in feindlicher Schlachtordnung einander gegenüber, die einen ohne Dankbarkeit und voll Mißvergnügen, und dreist dasjenige als das Ihrige fordernd, was die ja hinlänglich

Besteuerten, von jeder thätigen, unmittelbaren Theilnahme Ausgeschlossenen mit Widerwillen und so sparsam als möglich geben. So wird das Mitleid ausgewurzelt, die Selbstsucht geflissentlich genährt und die höhere Klasse dahin verderbt, daß wenn je ein gutes Werk gethan seyn soll, sie den Genuß davon, der ein an sich erlaubter, ja nothwendiger wie bei jeder Liebe ist, auf die gröbste Weise zu gewinnen sucht, indem man wohlthätige Zweckessen, Zweckbälle, Zweckschauspiele, Zweckausstellungen und Zwecklotterien unternimmt.

Man lasse Angesichts dieses Unfuges doch ja die Anklagen gegen Auswüchse der alten katholischen Liebesthätigkeit. Oder seyd ihr, die ihr euch bei einem solchen Zweckessen gütlich thut, die bestellten Richter über eine alte Heilige, welche, während ihr den perlenden Wein in funkelnden Pokalen „für einen guten Zweck" kreisen lasset, die Aussätzigen wusch und das Waschwasser trank, um „in den Himmel zu kommen"? Seyd ihr Armenbeamten, Armenschriftenhändler und Schreiber, ihr Geheimnißkrämer von Paris und Berlin, ihr alle, die ihr nicht mit, sondern von der Armuth zu leben wisset, im geringsten besser als die alten Mönche, die am Bettel reich wurden? Ja, ihr wohlbesoldeten Eugen Sue und ihr Verleger, Uebersetzer, Diebe und Bewunderer desselben alle, dürft ihr selbst jenen zwei-und-zwanzigsten Johann verdammen, der in der Nachfolge des armen Lebens Jesu auf Petri Stuhl sechzehn Millionen gemünztes Geld und siebzehn in Gediegenem hinterließ? Und auch du wunderlichster Heiliger, Sanct Crispinus, fürcht' dich nicht vor denen, welche Leihkassen errichten, Rentenanstalten verwalten, Spielhöllen dulden, Staatslotterien vertheidigen, Salzsteuern auflegen, und sonst, was man so heißt, für das Wohl und Vergnügen des Volkes uneigennützig sorgen!

Ja wenn die Kirche und ihre Orden das Vorrecht der Liebe übten, und so die ungeweihte Welt um ihre Ausübung, die ketzerische um deren Genieß brachten, so war doch Geistlichkeit und Ordensmann, und vollends Bettelmönch aus dem Volk, im Volk und für das Volk; ein Verkehr von Mensch und Mensch,

von Herz und Herz verblieb doch noch und das Geben um Gotteswillen und das Nehmen mit vergelt's Gott erhielt die höhere Gesinnung. Das Almosenwesen aber, das bei den Einen als verfluchte Schuldigkeit, bei den Andern als dankloser Rechtsanspruch mit aller Härte und Rohheit, mit aller Kälte und Entfremdung im leidigen Steuerzettel und von mitleidslosen Beamtenmaschinen oder im üppigen Ballsaale Geld um Geld sich übt, das ist eine Stufe, welche die herzloseste Ausartung einer versteinerten Kirche doch nie erreichen könnte.

So hat endlich auch noch viel mehr, als es jemals unter dem Krummstabe möglich wäre, der Pauperismus die gegenseitige Unterstützung der Armen unter einander erstickt. Ohne denselben werden die Nachbarn immer von einer moralischen Schwerkraft nach dem Orte hingezogen, wo Krankheit und Elend am erschütterndsten hervortreten. Die besten Linderungsmittel gegen die Armuth sind ja von dem Schöpfer selbst in die Hand der Armen gelegt. Was diese thun können, beweisen z. B. die Bibelanstalten mit Zahlen, indem sie bei weitem einen größern Theil ihrer Einkünfte aus den wöchentlichen Pfennigsammlungen der Armen, als aus den jährlichen Beiträgen und glänzenden Geschenken der Reichen beziehen. In dem Stadtgefängniß von Bristol war die Gabe an Brod für die Kriminalgefangenen geringer als das, was ein Mensch in der Regel zu seinem Unterhalte nöthig hat, und den Schuldgefangenen wird eine solche Gabe überhaupt gar nicht bewilligt, sondern sie bleiben ihren eigenen Mitteln oder der zufälligen Unterstützung der Stadtbewohner überlassen. Zuweilen versiegen nun beide Quellen und einige wären Hungers gestorben, wenn nicht die Kriminalgefangenen, ehe sie den Anblick solcher Todesqualen ertragen wollten, lieber ihre so sehr geringe Portion mit ihnen getheilt und also ihre Leiden mitgetragen hätten. Und was thun sonst die Armen nicht Alles für die Armen! Wenn einmal die Armen gar nichts mehr für einander thäten, wie würden alle Reichen unnütz seyn, die Welt zu retten und zu meistern! —

Wir haben nun einen kurzen Blick auf die Geschichte geworfen und gesehen, wie wir's so herrlich weit gebracht. Das

Urchristenthum mit seinen kleinen und ursprünglichen Verhältnissen freier Liebe ohne alle Beziehung zum Staate; das katholische Mittelalter mit seiner Alleinherrschaft der Kirche und des Herzens; die protestantische neue Zeit mit ihrer Alleinmacht des Staates und des Kopfes — was haben sie geleistet? Die Christusherrschaft der apostolischen und nachapostolischen Kirche schuf die Diakonie, jene Bruderanstalt freier Gemeindeliebe; die Papst- und Pfaffenherrschaft des Katholicismus schuf Klöster und Bettelorden; die Schreiber- und Polizeiherrschaft des Protestantismus schuf den Pauperismus.

Wie nun weiter? Ist das Schreiberthum wirklich gestürzt, hat das Allesregieren, das von obenher Machen aufgehört? Oder meint man noch, die Regierungen könnten und müßten für Alles sorgen und die Juristen könnten die Christen entbehrlich machen? Wird man mit Verordnungen, Erlassen, Befehlen, Listen und Registern vorwärts kommen? Es beginnt zu dämmern, aber langsam und schwer in den mit dem Polizeistaat Großgewordenen. Wir wollen hoffen, die an's Ruder gekommenen Lenker und Berather Deutschlands seyen nicht die Schatten und Doppelgänger des gestürzten Wesens; aber sie haben schwerlich alle den Zauberstab, der in der Herzen Tiefe aus dem Felsen lebendiges Wasser schlägt. Finden sie doch zum Theil, ganz wie ihre Gegenfüßler bisher, die Höhe ihres Berufs in der Höhnung und Verläugnung dessen, was allein Liebe und Hingebung wirkt, des Glaubens. Sie thun das freilich in gutem Glauben, denn sie wissen die Kraft des Glaubens als Erfahrungssache nicht!

Wir sahen im Luxemburgpalast zu Paris das große Schauspiel, wie kopflos man seyn kann ohne Herz und Gott darin; wie man mit der geläufigen Zunge Berge versetzen kann und nicht eines Herzens Leidenschaft, nicht eines Magens Hunger stillen und niemals aus Eigensucht Hingebung schaffen. „Organisation der Arbeit" wollen sie machen und den Menschen zur theilbaren, berechenbaren, nach Gefallen hin und her rückbaren Maschine werden lassen. Es ist verrückt genug, im Menschen das Herz zu übersehen.

So wollten sie sich denn auch in Frankfurt vor Allem mit „Verstopfung der Quellen“ bisheriger Noth beschäftigen. Zu große Versprechungen sind immer eitel und babylonische Thürme fallen alle ein. Oberflächlichkeit ist stets eine schlimme Vorbedeutung. Oder sind jene Quellen nur äußerlich und äußerlich verstopfbar? Ist es mit Eröffnung äußerer Hülfsquellen gethan? Braucht man zu gründlicher Hebung der Noth keine neuen Herzen, keine neue Liebe, keinen neuen Gehorsam? Wäre deßwegen, weil der bisherige Staat die sittlichen Abgründe und die religiösen Tiefen verkannte und verschüttete, weil er die edeln Gefühle verschmähte, die Heiligthümer verhöhnte und den Menschen als gehorsame Maschine ansah, der sittlich-religiöse Geist wirklich zum Bau der Zukunft, zur Rettung aus der Gegenwart unnöthig, weil wirklich aus der menschlichen Natur nun ausgewurzelt? Wenn der Schöpfer als Gegengewicht der Armuth das Mitleid in die Menschheit pflanzte, wollt ihr die Armuth bloß durch Recht und Gesetz bezwingen, oder wollt ihr gar, falls ihr es im Verlauf eurer kopfzerbrechenden deutschen Reichs-Noth-Quellen-Verstopfungs-Ausschuß-Berathungen für nöthig erachten solltet, das Mitleid verordnen, den Brudersinn befehlen, die Liebe und die Aufopferung gebieten?

Nein doch, die Köpfe sind zu gut, als daß sie nicht einsehen lernen sollten, wo die böseſten Quellen zu verstopfen und die besten zu erschließen sind. Die Noth wird das Ihre thun. Paul Pfizer sagte vor Jahren: „Gerade die Abkehrung und Entfremdung der jetzigen Welt vom Ueberirdischen und Göttlichen läßt nach einem Naturgesetz des Geistes darauf schließen, daß diesem Schlummer der Betäubung und Verschlossenheit des innern Sinnes ein geistiges Erwachen folgen wird. Denn auch die Geister haben wie die Planeten eine Zeit der Sonnenferne und Sonnennähe, und wie die Meere eine Zeit der Flut und eine Zeit der Ebbe in ihrem Kreislauf um die höchste Geistersonne. Es gibt Jahrhunderte des Unglaubens, wo keine der Menschheit tröstliche oder heilige Wahrheit unerschüttert bleibt, ein Sündenschlaf sich über Nationen lagert, und Jahrhunderte des Glaubens, wo die Glut

frommer Begeisterung unwiderstehlich aufflammt und wo ganze Völker Buße thun. Warum sollte daher auf das Reich der sachlichen Interessen nicht ein Reich der geistigen und eine Wiederherstellung der geistlichen Macht, der Kirche folgen?"

Hunderte und mit ihnen hunderttausend Nachbeter halten die Rolle des Glaubens für ausgespielt auf ewig, und damit, da Religion oder Glauben ohne Kirche eine Seele ohne Leib ist, auch die der Kirche. Strauß will sie auf den Abbruch verkauft wissen, Herwegh reißt alle Kreuze aus der Erden, sie sollen alle Schwerter werden. Im Chor erschallt's dazu: Trennung des Staats von der Kirche, diese damit der Nichtigkeit anheimgegeben; nur der Staat ohne Religion der freie Staat!

Wiederum sagt P. Pfizer: „An der zur freien politischen Macht im freien Staate erhobenen Kirche gewänne letzterer ein erhaltendes Element, das dauern wird, wenn andere Stützen brechen, weil es auf einem unvergänglichen Bedürfniß der menschlichen Natur beruht. Wie aber diese Kirche am geeignetsten seyn würde, Ehrfurcht vor Gesetz und Recht und den freiwilligen Gehorsam den Gemüthern einzupflanzen, ohne die jedes Staatsgebäude schwankt, wie überhaupt die Kirche die Pflegerin jener sanftern Tugenden der Demuth, der Geduld, der Selbstverleugnung, der Versöhnlichkeit ist, welche dem natürlichen Menschen am schwersten fallen und die der Weltsinn kaum als Tugenden gelten läßt, so wäre sie als Zuflucht der Verlassenen und Bedrängten, als Trösterin der Mühseligen und Beladenen, im Staate auch die natürlichste Vertreterin hülfloser Armuth. Den trotzigen Stolz der Herrscher, so wie die anmaßliche Begehrlichkeit der Menge sänftigend, bezeichnete das Kreuz im Tempel der Gesetzgebung die Stätte, wo der gedrückte und unterdrückte Theil der menschlichen Gesellschaft, die Proletarier der Neuzeit und die Sklaven der Gewerbsucht, durch priesterliche Volksvertreter eine kräftigere Fürsprache finden müßten, als allgemeines Wahlrecht und geheime Stimmgebung sie jemals einer Menschenklasse schaffen kann, an deren Noth bis heute alle Kunst der Staatsmänner gescheitert ist."

IV.

Gründer und Gründungen des Pietismus.

Seitab vom großen Strome der unglückseligen Staats-Kirchen-Beamten-Gamaschen- und Perückenzeit, die mit ihren geistlichen und weltlichen Räthen, Flinten und Federn, Kartoffeln und Maschinen im Sande der Gegenwart elendiglich verkommen muß ohne das offene Meer, und damit die freie Fahrt in eine frohe Zukunft zu erreichen — seitab von den großen Plätzen und ihren Palästen und Kirchen sehen wir ein Bächlein rinnen, das mitten in der sandigen Wüste grünende Eilande des Segens für Kirchlein des Friedens schafft . . . .

Ein demüthiger Knecht des Herrn aller Herren, apostolisch an Einfalt des Glaubens, an Inbrunst der Liebe und eigener Armuth des Lebens, läßt dem Kaiser und Reichstag alten und neuen Styls Krone und Scepter, Soldaten und Schreiber, dazu der Staatskirche hier Bischofsmütze und Krummstab, dort Sakristei und Kanzellei; dagegen heißt er uns frommen Muthes mit ihm der Spur des Kreuzes, das allerdings noch auf allen Kirchen thront, und selbst auf der Paulskirche der Kaiserstadt Heil bedeuten wollte — folgen durch die Zeiten, da jener große Preußenkurfürst „die souveraineté stabilirte wie einen rocher de bronce,« bis zu dem Tage, da die unumschränkten Kronen wanken und die selbstherrlichen Scepter knicken, und die Säbel ihrer Polizei so gut als die Federn und die Degen ihrer Schreiber in Splitter brechen.

„Philipp Jakob Spener, in Straßburg fromm und

freisinnig gebildet," so schreibt Hase in seiner Kirchengeschichte, „nach kurzer akademischer Thätigkeit (1666) noch als Jüngling Senior der Geistlichkeit in Frankfurt, Oberhofprediger in Dresden und da in Ungnade gefallen (1691) Probst in Berlin, war durchdrungen von dem Gefühle, daß man in Gefahr stehe, das christliche Leben über dem Buchstabenglauben zu verlieren. So hielt er Versammlungen in seinem Hause — collegia pietatis — zu frommer Erbauung aus der Schrift. Von den Schriftgelehrten furchtbar bekämpft, setzte sich die Richtung fort zumal in Aug. Herm. Francke, erst zu Leipzig, dann auf der als eine Burg der Freiheit den Zeloten gegenüber von ihm und Thomasius (dem Hexenscheiterhaufentödter) begründeten Universität zu Halle (1694). Wegen übertriebener Erweisung ihrer Frömmigkeit im äußern Leben Pietisten genannt, gaben sie wirklich in Wissenschaft und Lebensansicht gewisse Blößen. Aber Francke's Pietismus erbaute das weltberühmte Waisenhaus in Halle, ein Siegesdenkmal des Gottvertrauens und der Menschenliebe für kommende Geschlechter."

Wie gelang ihm dieser Wunderbau? ja wie gelang er selber seinem göttlichen Meister und menschlichen Lehrer? Stellen wir seinen Lebensgang den Entfaltungen katholischer Größe in Glauben und Liebe zur Seite. Francke wurde zu Lübeck im Jahre 1663 geboren, sein Vater starb ihm in seinem siebenten Jahre als Justizrath in Gotha. Der kleine überfleißige Schüler fand insbesondere an einer frühgereiften Schwester seine geistliche Bildnerin, und in seinem zehnten Jahre schon ließ er seiner Mutter nicht Ruhe, bis sie ihm ein eigenes Betkämmerlein einrichten ließ. Als Student in Leipzig, auch als Privatdocent ließ er sich wohl vom Geiste Speners, den er oft in Dresden besuchte, anwehen; doch war seine Theologie noch erst „im Kopfe und nicht im Herzen," bis er bei Gelegenheit einer Gastpredigt auf einer gelehrten Bildungsreise um den Glauben, den er verkündigen sollte und selber noch nicht hatte, in einen tiefen Seelenkampf gerieth, aus dem er durch Gebet und Thränen siegreich über alle Zweifel hervorging „wie mit einem Strome von Freude überschüttet."

Nun eilte er von Lüneburg, seiner „geistlichen Geburtsstadt," nach Leipzig zurück zu seinen biblischen Vorlesungen, durch die es ihm glückte, sich die ganze Wuth der Leipziger Theologen, denen ihre Hörsäle leer blieben, und durch Benedikt Carpzovs Betrieb Verbot seiner Vorlesungen, Acht Bann und Flucht nach Dresden zu seinem Spener zu erlesen. (1690.)

Bald wieder in Erfurt als Diakonus angestellt und mit ungeheuren Erfolgen bei Protestanten und Katholiken wirkend, wurde er mit neuer Verfolgung von den „Rechtglaubigen" aber nicht recht Glaubigen beehrt und auf kurfürstlichen Befehl als „Urheber einer neuen Sekte" binnen zwei Tagen der Stadt verwiesen. Nach wenigen Monaten berief ihn der Kurfürst von Brandenburg an die neugestiftete hohe Schule zu Halle als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen und Prediger in der Vorstadt Glaucha. Es muß in diesem einfachen stillen Manne eine weltanziehende, seelenweckende und personbildende Kraft gewesen seyn, wie sie nur immer religionsstiftende Gemüther zu erfüllen pflegt. Schaarenweise strömte ihm Stadt und Land, Student und Hallore zu. Es war ihm aber auch „ein Quentchen lebendigen Glaubens höher zu schätzen als ein Centner des bloßen geschichtlichen Wissens und ein Tropfen wahrer Liebe mehr werth als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." Gewiß ist es allein dieses Bewußtseyn, was den Beruf der Menschheitsbeglückung begründet, und noch keine menschheitliche Mission, noch kein apostolisches Werk ist gelungen, in dessen Träger nicht jener paulinische Hochgesang auf die Liebe wiedergeklungen: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär' ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimniß und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze." (1 Cor. 13.)

Hat Paulus dazu kecklich gerufen gegen alle Verfolgung und

Trübsal: wer will mich scheiden von der Liebe Gottes? haben die Heiligen der katholischen Kirche Herz und Leib im Brand der Gottesliebe sich verzehren lassen, hat Luther getrost gesungen: „laß fahren dahin, sie haben keinen Gewinn, das Feld muß uns doch bleiben," so hat Francke auf die unsäglichen Angriffe seiner lieben „rechtglaubigen" Amtsgenossen, die vor dem Zulauf in seine Kirche und Schule wie vor einem Gang zur Hölle warnten, einfach geantwortet: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Wöchentlich an einem Tage kamen seine Glauchaer Armen an seine Thür, um Brod zu betteln. Als er sie einmal im Jahre 1694 kommen ließ und sie aus dem Wort Gottes Einiges fragte, fand er die größte Unwissenheit und Rohheit bei ihnen. Da trieb er Geld auf, um für die Armen das Schulgeld zu bezahlen, aber die Kinder mochten nicht in die Schule. Einst legte ein Freund vier Thaler und sechzehn Groschen in die Armenbüchse, die er in seiner Wohnstube aufgehängt. „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen." Gesagt, gethan. Er kauft für zwei Thaler Bücher, bestellt einen armen Studenten, und läßt unter seinen Augen in seinem Hause die Kinder täglich zwei Stunden unterrichten. Anfangs ging es gut, bald aber waren die Bücher verkauft und die Kinder ausgeblieben. Er ruht aber nicht, bis seine Armenschule gedeiht, und in kurzer Zeit bedarf er in der That noch weiterer Zimmer und Studenten dazu. Nun flossen auch die Unterstützungen. Aber leider ward zu Hause wieder verdorben, was in der Schule erzielt war. So brachte er vorläufig neun Waisenkinder bei guten Leuten unter und sorgte zugleich für Speisung armer Studenten. Ihre Anzahl wuchs aber so, daß er 1697 zwei Häuser von den reichlicher zuströmenden Geldunterstützungen kaufte. Als auch jene zu klein wurden, so legte er auf einem Platze, wo lauter Bier- und Tanzhäuser standen, am 13. Juli 1698 in Gottes Namen den Grundstein zu einem entsprechend großen Waisenhause.

Gleich im Anfang des Baues zeigten sich gar viele Schwierigkeiten. Als er da einmal aus seinem Kämmerlein auf den

Bauplatz trat, wo es an Allem fehlen wollte, reichte ihm ein Arbeiter eine eben im Schutt gefundene Münze mit der Umschrift: Jehovah Conditor Condita Coronide Coronet („Jehova der Erbauer vollende den Bau"). Das war ein gutes Zeichen vom Herrn, und fröhlich wurde fortgefahren. In seiner vollendeten Demuth schrieb Francke im Anfang und Fortgang nichts sich selber zu, sondern nannte sich nur ein geringes Werkzeug in der Hand Gottes. Er sagte oft: „Ich habe nur zugesehen, was Gott gethan hat." Und was that denn Gott dabei? Eines Abends klagt wieder der Bauaufseher unserem Francke, der lediglich mit ein paar Thalern den Bau begonnen und nur durch milde Beiträge ihn fortsetzte: „unser Geld ist alle." „Deß freue ich mich," entgegnet der in Gott so reiche Bauherr, „denn das ist ein Zeichen, daß uns Gott wieder etwas geben wird; von Kindheit auf bekam ich ein neues Paar Schuhe, wenn die alten zerrissen waren." Tags darauf liefen schon in aller Frühe zweihundert Thaler ein. So erfuhr er immer als Zeichen und als Wunder, was zum Arbeiten ihm das Beten helfe, und wie gerade wo die Noth am größten, Gott am nächsten sey.

Schon im Jahr 1700 und 1701 konnte das ganze Gebäude von den Waisenkindern und armen Studenten bezogen werden. „Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hat mir der Herr zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brod zubröckelt, was die Nothdurft erfordert," das allein wußte Francke an seinem Werke zu rühmen. Mit Gebet begonnen wurde das tägliche Geschäft mit Gebet beschlossen. Man lachte des Thoren, der ohne Geld solch einen Riesenbau beginne und ohne volle Kassen vollenden wolle. Wenn diese Mauer fertig wird, sprach einer, so will ich mich daran hängen. Die Mauern wurden fertig, daß darin schon bei Francke's Tode 143 Waisenkinder unter 10 Aufsehern erzogen, 2207 Kinder und Jünglinge in den verschiedenen Schulen von 175 Lehrern unentgeltlich unterrichtet und 150 Schüler und 225 arme Studenten aus der Waisenhausküche täglich gespeist wurden. Zum Waisenhause kam noch eine Buchhandlung, Buchdruckerei, Apotheke, eine Lehranstalt für Kinder

höherer Stände, eine Bibelanstalt und Missionsanstalt hinzu. Diese Mauern, die zusammen zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden, stehen noch alle, und kein falscher Groschen, geschweige ungerechtes Blutgeld ist darin, keine Staats- und keine Gemeinde-kasse ward dabei in Anspruch genommen, und nicht einmal die Börsen und Sparbüchsen wurden leer, aus denen die Scherflein und die Summen dazu fast ganz allein geflossen sind. Ueber dem Hauptthor dieses auf Glauben und Gebet gegründeten Hauses lesen wir denn auch überzeugt die Inschrift aus Jesaias: „Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden." Das war aber freilich ein Bauherr, dieser Francke, der, als (1694) ein ferner Freund ihn um Unterstützung in seiner bedrängten Lage bat, weil er selbst wie immer ohne Baarschaft war, ein Werk zu schreiben unternahm, wozu er sich die Zeit vom Abendbrod abbrechen mußte, um den Ertrag der in Monatheften gedruckten Arbeit seinem armen Freunde zuzuweisen!

So der Mitstifter des Pietismus, der Gründer des berühmtesten Waisenhauses, der Erneuerer evangelischen Glaubens- und Liebeslebens, der Anfänger eines neuen Segensganges von Christenthum zur Armuth.

Man braucht gewißlich nicht gerade mit Francke „ein Pietist" zu seyn, um ein unerschöpfliches Werkzeug der Güte Gottes gegen seine ärmeren und ärmsten Kinder abzugeben. Glücklicherweise sterben auch die Herzen natürlicher Gottes- und Armenliebe nicht aus. Aber die natürliche Liebe ist zu selten und zu wenig nachhaltig in der Regel, als daß ein ihr allein anheimgegebenes Geschlecht nicht in den Tod verarmte.

Wohl machen große Schläge auch große Menschenmassen bereit zum Geben und zum Helfen, wohl steuern zu frommen Unternehmungen auch weltlicher Gesinnte redlich bei mit Rath und That; aber wahr bleibt's, die zweiundzwanzig Kinderrettungsanstalten in dem kleinen Württemberg zum Beispiel haben ihren theuren und schwierigen Bestand wesentlich in denselben

meist armen religiösen Kreisen, welche alljährlich viele Tausende zur Mission zusammenbringen, und welche in Kornthal sich ein freies, blühendes Gemeinwesen gegründet, dessen Tochter Wilhelmsdorf, in öder Gegend angelegt und deßwegen tief verschuldet, sie in Jahresfrist durch eine frei zusammengeschossene Summe von über 50,000 Gulden so eben vom Verderben gerettet. Das thaten und thun Leute von der Gilde Petri und von den Zünften Pauli und Jakobi, Leute, die allerdings nichts übrig haben.

Man heißt es darum so oft von gegnerischer Seite unverantwortlich, wenn man dieser armen Leute Geld und Brod so über Land und Wasser fahren lasse. Allein das ist der Segen freier Liebesthat im Glauben, daß „je mehr sie gibt, je mehr sie nimmt," daß das Oelkrüglein nicht leer wird, daß von diesen armen Pietisten nur wenig Namen auf der Armenliste, oder im Gantregister, oder in Spital- und Zuchthausbüchern sich befinden. Bleib's dabei, honny soit qui mal y pense! — Schmach dem Lästerer! Tadle dieses, klage jenes an bei ihnen; während andere feiern, arbeiten sie doch auf dem Feld der Liebe im sauern Schweiß des Angesichtes. Und es ist unglaublich, wie groß die Thätigkeit dieser Leute ist von der Schurtanne bei St. Gallen bis zum rothen Hause zu Brüssow in der Uckermark, vom Diakonisseninstitut zu Kaiserswerth bis zum Hause der Barmherzigkeit zu Wartenberg im fernen Ermland, vom Basler Missionshaus bis zu denen in Barmen, Dresden und Berlin, von der Königsau in Jütland bis nach Königsfeld im Schwarzwald.

Diese ins Große greifende Thätigkeit ist nun freilich erst aus neuerer Zeit. Ursprünglich ist die Wirksamkeit dieser „Stillen im Lande" mehr in der Art ihres Stifters geblieben. Ohne Geräusch und Aufsehen stifteten und erbauten, arbeiteten und beteten, sammelten und säeten sie aus Glauben in Liebe das werkthätige Christenthum, zu welchem sie sich von der Staats- und Buchstabenreligion der Kirche in ihre „Kirchlein" zurückzogen. Diese Aussonderung aus der „Welt" ist ihr unterscheidender Charakter und nach Art der geistesverwandten Herrnhuter namentlich

in den württembergischen Separatistensiedelungen Kornthal und Wilhelmsdorf in Folge des staatlichen Gewissenszwangs im Größern ausgeführt. Innerhalb ihrer Kreise beschlossen gingen sie in Francke's Fußstapfen mit aller Hingebung der Armuth und dem Elende, der Sünde und ihrem Jammer treu im Kleinen, groß im Segen, wenn auch ohne mächtige Gesammtwirkung nach. In diesen Kirchlein wurde das schlagende Herz der Christuskirche in bessere und schlechtere Zeiten herübergerettet. Ein mächtiges Kapital von Glauben und Liebe ward hier in der Stille angelegt, und lebte bisher schon die deutsche Christenheit und Menschheit, obschon vielfach unbewußt und übelgewillt, von den reichen Zinsen desselben, so ist „in dieser letztbetrübten Zeit" die Hauptsumme eben im Begriffe, Gemeingut der leidenden Kirche und des todtkranken Staates zu werden.

Nach dem Halle'schen Urbilde übte sich die pietistische Wirkung von Christenthum auf Armuth vornehmlich in vier Erweisungen. Vor allem wurden Waisenhäuser zu stiften gesucht. In Württemberg, dessen Boden für Absenker dieses stillthätigen Christenthums besonders fruchtbar ist, ging den Pietisten, mit welchen wir die großen Namen Bengel, Oetinger, Storr, Hahn, Fricker, Flattich als Stammhäupter verehren, der Stuttgarter Hofprediger Hedinger voran, dieser furchtlose Zeuge der Wahrheit gegen hoch und nieder. Wie er seinem Herzog einst im geistlichen Amtsrocke den Weg vertrat, als er Sonntags zu einer Buhlerin fahren wollte und die Durchlaucht „zufahren hieß, wenn ihr mit einem Käpplein Blutes gedient sey;" wie er denselben Fürsten wegen einer ärgerlichen Maßregel trotz den gekreuzten Bajonetten der Schloßwache aufsuchte und den sich vor ihm flüchtenden bis in das letzte Gemach verfolgte und nicht eher ließ, er nahm denn die Maßregel zurück; so hat sich der herrliche, in seinen jungen Jahren jungfräulich schöne, nach Seel und Leib hervorragende, mehr dem liebenden als dem taufenden Johannes gleichende Mann einmal in einer Sitzung des Consistoriums erhoben zu Scham und Schrecken der hochwürdigen und hochgelahrten Amtsbrüder. In der guten alten Zeit, da noch

nicht freventlich „bestochen“, nur zum besser fahren gemüthlich „geschmiert“ wurde, war's geziemende Sitte, daß auch die Bewerber um Kirchen- und Schulstellen die Stimmen der geistlichen Herren erkauften. Ein Schulmeisterlein hatte nicht die beste Prüfungsnote von den über seine dürftigen Antworten verdüsterten Gestrengen zu erwarten; da griff er während des Probegesangs: „du willst ein Opfer haben, hier bring' ich meine Gaben“ in die Tasche, zog sein Dukätlein hervor und siehe, die Wolken verzogen sich vor der güldenen Sonne und die Erde sah einen glücklichen Sieger mehr vom Schlachtfelde eilen. Nun aber trat bei solcher Gelegenheit Hedinger mit einer gewaltigen Bußpredigt auf, wie schrecklich es seyn würde, wenn sie die (auch von den würdigen Bewerbern gesteuerten) Thaler für sich behalten wollten. Es half nichts, heraus mußten sie dieselben geben und so brachte er die erste Summe zu Erbauung des Stuttgarter Waisenhauses zusammen. Gleicherweise redete Oetinger, der große Prälat von Murrhard, seinem pietistischen Freunde, dem Grafen von Castell sehr zu, seinen Mammon in einem von ihm zu stiftenden Waisenhause anzulegen.

Wie in Halle an das Waisenhaus eine Missions- und Bibelanstalt sich anschloß, so wurde auch in den übrigen pietistischen Kreisen die Verbreitung der Bibeln daheim und des Evangeliums draußen Lieblingsthätigkeit. Doch waren die Blicke in diesen engen Kreisen noch nicht so bald offen für den großen Gesichtskreis. Die Hallischen Unternehmungen alterten, die Herrnhuter allein gingen seit 1732 fortwährend rüstig an das große Werk. Der letzte Anstoß kam über England her. Schon unter Cromwell wurde 1647 durch einen Parlamentsbeschluß „die Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums im Auslande“ gebildet, doch auch ohne größern Erfolg. Da kam die französische Revolution. Während sie den Unglücksgang um die Welt mit Blut und Eroberung, weltlichem Ruhm und nicht von Christo gelernter Freiheit und Gleichheit zu machen begann, erhob sich das Dank seiner goldenen Freiheit glücklich und ruhig gebliebene englische Volk zu einer That der Rettung. In kurzer Zeit hatte

sich der Missionseifer über alle Klassen und Stände verbreitet. Flugschriften aller Art, Volksversammlungen rißen das bibelfeste Volk zu allgemeiner Begeisterung hin. Nachdem die Baptisten 1792 begonnen, fand im September 1795 die erste große Missionsversammlung in London statt, in welcher 200 Geistliche und eine große Christenzahl aus allen Bekenntnissen den Grund zu der Londoner Missionsgesellschaft legten. Ein Schiff wurde ausgerüstet, dreißig Missionäre bestiegen es nach feierlicher Weihe und am 10. August wurden im Augenblicke da die Sonne aus dem Meere tauchte, die Anker gelichtet. Vom hohen Maste wehte der zahllosen Zuschauermenge den Abschiedsgruß eine purpurrothe Flagge, in welche drei silberne Tauben mit einem grünen Oelzweige im Schnabel gestickt waren. Nach sieben Monaten flatterten die Friedenstauben über dem Strande von Otaheiti. Weitere Gesellschaften entstanden, unter ihnen die wesleyanische oder methodistische, die jetzt jährlich bei anderthalb Millionen Gulden freiwilliger Beiträge einnimmt! Kein Wunder, wenn die Afrikaner bei der Befreiung ihrer Landsleute aus der Sklaverei und den noch ärgern Götzenbanden, die sie den englischen Missionären zu verdanken hatten, einmal ausriefen: „der Engländer ist der Mann der näher bei Gott lebt als jeder andere Mann, als jedes andere Volk auf der Erde."

Dem Vorgange Englands folgte wiederum zuerst ein freies Land, Nordamerika. Beweis welch einen Segen für das Reich Gottes die auf Christenthum sich gründende Freiheit bringt; denn daß den nordamerikanischen Helden, dem frommen Washington, dem bibelglaubigen Quincy Adams und ihren tapfern Genossen das biblische Christenthum ihre siegreichen Schlachten schlagen half, daß Bettage und Fasttage ihre Waffen waren, das wissen die drüben anders zu rühmen als die unkeuschen Bewunderer und gottentfremdeten Nachahmer nordamerikanischer Christen- und Mannesfreiheit diesseits des großen Baches. Die nordamerikanischen Missionäre haben den englischen fast schon den Rang abgelaufen.

In Deutschland ging's langsamer voran. Der Prediger

Jänicke in Berlin zwar errichtete eine Pflanzschule für evangelische Sendboten 1800 und die Brüdergemeinde arbeitete unverdrossen fort. Aber an allgemeinerer Theilnahme hat es weit gefehlt. Da mußte wieder eine freie Stadt den Anfang machen zu Größerem. Als in den Franzosenkriegen zahllose asiatische Horden ihre Pferde im Rheine tränkten und auch heidnische Tartaren und Kalmücken erschienen, da vereinigten sich etliche fromme Männer in Basel zu dem Gelübde: wenn der Herr es zuließe, daß Basel von den Kriegsverheerungen, welche furchtbar die Stadt vom belagerten Hüningen her umdrohten, befreit bliebe, wollen sie eine Sendbotenschule zu Bekehrung eben jener Völker stiften. Hüningen sank in Asche und Basel blieb unbeschädigt. So wurde 1815 der Grundstein zu der Missionsanstalt gelegt, welche durch den trefflichen Württemberger Blumhardt, jetzt Hofmann geleitet, von Württemberg aus am meisten unterstützt, bereits über 100 lebende Boten des Evangeliums in die Heidenwelt sandte. Hülfsvereine in Deutschland, Frankreich und der Schweiz schloßen sich in Menge an, andere Gesellschaften erhoben sich in den übrigen Pietistenkreisen Deutschlands und so zählt man jetzt an 800 Hauptbekehrungsplätze mit 1000 Sendboten und 5000 aus den Heiden selbst schon gebildeten Gehülfen über die ganze Welt zerstreut. Ungeheure Summen gehen hier tropfen- dort stromweise ein und es ist rührend, mit welcher Freudigkeit arme Näherinnen und Dienstmägde mit hochgestellten Personen wetteifern, im buchstäblichen Sinne ihren Zehnten zu dem (freilich auch wohl hin und wieder als werkheiliges Verdienst betrachteten) von ihrem Heiland ausdrücklich befohlenen Gotteswerke zu liefern. Nach Grönland und Lappland sammeln allein die württembergischen „Schwestern und Brüder" alljährlich ganze Schiffsladungen voll gedörrten Obstes, und während die armen Eskimo es sich trefflich mit ihren Missionären munden lassen, bedauern sie den König von Württemberg nur um das eine, daß in den grünen Fluthen seines schönen Neckars und in seinem schwäbischen Meere, dem Bodensee, keine Seehunde mit ihrem leckern Thrane für seine Tafel wachsen.

Auch zu der Bibelsache im Großen kam der Antrieb von dem freien Albion zurück. Als fortwährend ringsum die halbe Welt in den Schlund des Umsturzes und des Krieges stürzte, erhob sich der englische Volksgeist, nicht mehr auf seine Felseninseln und Meeresflotten alles trauend, durch Herrnhut und Halle vermittelt in die Gotteshöhe, von der aus allein wieder Friede auf Erden und an den sonst sich zerfleischenden Menschen ein Wohlgefallen kommen konnte. Die Staatskirche mit all ihrem Betrug des Reichthums und der Pracht und Eitelkeit der Welt war vollends durch die Freidenkerei, die in und außer ihr im Schwange ging, wie todt. Da erwachte der Geist des Evangeliums auch innerhalb der „Hochkirche,“ ehe vollends alle besten Kräfte sich in die Netze des „Dissents,“ der vom Staatkirchenthum abweichenden religiösen Bekenntnisse fangen ließen. Die „evangelische Partei“ setzt ähnlich unsern Pietisten dem starren Buchstabenbekenntnisse die strömende Liebesthat des Glaubens entgegen und schwoll im edelsten Eifer mit den Dissentern und Sekten zu einem Welt-befruchtenden Strome an. Englische Freiheit, und daher englische Thatkraft, Werktüchtigkeit, Geschäftsgewandtheit, Aufopferungsfähigkeit und Wohlhabenheit ließ diese „evangelischen,“ ja selbst die sektenhaften Dissenterkreise nicht in deutscher Enge und Kleinheit verkümmern. Im freien Weltstaate mußte eine freie Weltmacht werden, was in der schreiber- und polizei- und gamaschenhaften deutschen Kleinstaaterei nur kleines „Kirchlein“ und Werklein werden konnte. So wurde England aufs neue wie vor zwölfhundert Jahren durch den Angelsachsen Winfried-Bonifacius das Mutterland des in Liebe thätigen Christenglaubens für unser Deutschland.

Es war im Jahre 1804, daß der Prediger Joseph Hughes in Battersea, durch das Bedürfniß nach Bibeln in Sonntagsschulen, auf den großen Gedanken kam, es sollte eine Bibelgesellschaft begründet werden, „welche die Welt zu durchwandern hätte, bis jeder Mensch Gottes Wort habe.“ Gesagt gethan. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft verbreitet jetzt nach vierzig Jahren die Schrift in mehr als hundert Sprachen in

mehr denn 7000 Zweiggesellschaften. Gleich als neugebornes schwaches Kind betrat sie mit der Bibel, dem „Evangelium der Armen," unser Vaterland, fand die erste Scholle zu einer Abzweigung in Nürnberg 1804, aber günstiger bald darauf in dem freien Basel. Eine Menge Gesellschaften schloßen sich an, 1805 in Berlin (dieselbe hat nur allein in den letzten fünfzehn Jahren 300,000 Neue Testamente in der preußischen Armee vertheilt), 1812 in Königsberg und Stuttgart. In 35 Jahren hat die württembergische Anstalt allein 518,000 Exemplare umsonst oder um einen niedrigsten Preis abgegeben. Die britische Anstalt freilich allein in einem Jahre, in ihrem zweiundvierzigsten, bei einer Einnahme von 1,300,000 Gulden, beinahe anderhalb Millionen Bibelbücher!

Das Wort Gottes, dieses zweischneidige Schwert an die Wurzel der Armuth zu bringen, ist gleichfalls der Beruf der Gesellschaften, welche Lesebücher und kleine christliche Flugschriften, „Traktate," in das Volk verbreiten. Auch damit ging England voran seit 1799, und eine einzige dortige Hauptgesellschaft hat in fünfzig Jahren über 442 Millionen solcher Schriften in hundert Sprachen ausgestreut und setzt jährlich über 20 Millionen um. Alle Lehr- und Bildungsbedürfnisse des Volkes sucht diese Gesellschaft in christlichem Geiste auf's werkkundigste mit ihren schön gebundenen und selbst hübsch ausgestatteten Büchern zu befriedigen. Mit ihr wetteifert die schon 1698 gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, die allein im vorigen Jahre über vier Millionen Stücke ausgehen ließ. In diesem freien Britenvolke ist alles riesenhaft. Nur das freie Amerika kann mit ihm in die Schranken treten. In New-York hat der seit 25 Jahren gleichfalls wirkende evangelische Geist erst vor kurzem ein Haus gebaut in einer Länge von 150 Fuß, den ersten Stock ganz aus Granit. Das fünfstockige Gebäude mit 53 Zimmern und großer Halle enthält eine Druckerei mit fünf Dampf- und mehreren Handpressen, in der Buchbinderei sind allein 63 Frauenzimmer mit Falzen beschäftigt; 136 Personen dienen in diesem Hause vom Morgen und Abend dem Zwecke der

Verbreitung gesunder geistiger Speise ins Volk, dem, wenn es nur nicht am Herzen krankt, überall Armuth und Krankheit eine sanfte Last des Herrn wird.

In kleinerem Maßstabe, aber mit dennoch großer Wirkung folgte das pietistische Deutschland solchen Fußstapfen, mit besondern Ehren seit den Befreiungskriegen „der norddeutsche Verein" in Sachsen und der „Calwer Verlagsverein" in Württemberg, welch letzterer in fünfzehn Jahren an 800,000 Bücher an das arme Volk verkauft und einzelne seiner Werke in eilf und zwölf Sprachen (ganz besonders großartig in China) verbreitet hat.

Sind diese und andere Ausläufer der Bibelgesellschaften mit letztern zwar vom Francke'schen Pietismus angebahnt und bis heute getragen, doch wesentlich in ihrer jungen Kraft Ableger des englischen, nordamerikanischen und französischen „Evangelicismus" und „Methodismus," so hat das pietistische Deutschland aus eigener Wurzel eine Pflanze getrieben, deren fruchtbare Samenkörner bereits auch über die deutschen Grenzen hinüber gefallen sind. Der fromme Freund von Goethe, Johannes Falk in Weimar, gründete 1813 im Lutherhofe eine Rettungsanstalt für arme verwahrloste Kinder. Der Graf von der Recke that ein Aehnliches in Overdyk 1816, später in Düsselthal. Aber wiederum konnte die Sache nur auf freiem Boden das Herzblatt des Gedeihens treiben. Unabhängig von jenen Männern stiftete der Württemberger Zeller in dem auf schweizerischem Gebiete auf dem rechten Rheinufer gelegenen Comthureischlosse Beuggen die mit einer Armenschullehreranstalt verbundene Kinderrettungsanstalt (1816). Von da verpflanzte sich dieses barmherzige Werk einerseits in die durch Pestalozzi, Fellenberg und Wehrli dazu vorbereitete Schweiz, andererseits das Land, in dem Beuggen liegt, Baden bis auf die neueste Zeit umgehend, nach Württemberg, wo das älteste Rettungshaus, die Paulinenpflege in Stuttgart, angeregt durch die selige Königin Katharina, im Jahre 1820 entstand. Jetzt hat das evangelische Württemberg zweiundzwanzig solcher Anstalten, denen sich zwei Armenschullehrerbildungsanstalten und eine Anstalt zu Heilung

der daraus entlassenen kranken Kinder anschließen. Ihre Begründung erforderte eine Summe von mehr denn 200,000 Gulden, und ihre bisherige Unterhaltung mehr denn 800,000. Sie haben bis jetzt bei 4000 Kinder aufgenommen, und wenn natürlich nicht alle für immer „gerettet" daraus entlassen werden konnten, so ist das begreiflich genug für den, der überhaupt von irrenden Menschen nichts Vollkommenes erwartet, sodann bedenkt, daß die theilweise gräulich verwahrlost aufgenommenen Kinder oft aller treuesten Arbeit spotten, da kein Mensch sich im Besitze der Zange befindet, welche einen von der Hölle entzündeten Willen umdrehen und unter den Pochhammer bringen könnte, ferner, daß diese Anstalten immer noch viel zu überfüllt sind, als daß die Einwirkung auf jedes einzelne Kind bestimmt genug wäre, endlich daß die Kinder gerade im wichtigsten Jahre entlassen werden müssen.

Diese Anstalten werden, wie gesagt, bei ganz geringer Staatsunterstützung wesentlich von den freiwilligen Gebern, Betern und Arbeitern aus pietistischen Kreisen getragen. Alle haben indessen Francke'sche Erfahrungen in Fülle machen dürfen. Schienen sie unter Mißgeschick und Schulden zusammenbrechen zu müssen, dennoch konnten sie sich eher erweitern und zunehmen statt abnehmen. Das soll diesen Leuten auch ihr Gegner lassen, daß sie in fauler und todter Zeit große Kräfte des Glaubens und der Liebe zu Gebot stehen haben aus dem Schatze dessen, der ein Vater der Armen ist. Ihr Hauptkapital ist, wie einst in Halle, das Gebet, ihr Kredit der Glaube, ihre Baarschaft die Liebe, ihre Zinsen die Hoffnung, die nie zu Schanden werden läßt, denn ihr vornehmster Aktionär ist der liebe Gott — den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit.

An diese Anstalten für arme Kinder reihen sich die ungezählten Kleinkinderbewahranstalten durch ganz Deutschland, welche von der Pestalozzischen Schule angeregt eben wieder in den pietistischen Kreisen wesentliche Förderung fanden. Ueberall zeigt es sich nämlich, daß wo auf die Dauer und in Gemeinschaft Liebeswerke gepflanzt werden wollten, Männer und Frauen, Jünglinge

und Jungfrauen aus gläubigem oder „pietistischem" Gebiete Anfänger oder Vollführer sind, denn die Hingabe an die Brüder für die Dauer auf etwas anderes als auf den einfachen Bibel-Glauben zu gründen, ist bis jetzt nur in einzelnen Ausnahmen gelungen. Es gehört zu solcher oft so entmuthigenden Arbeit eine Geduld und Treue, welche sich nur da nachhaltig findet, wo Leib und Seele sich um Gottes willen darzugeben vermag.

Sind das die glänzenden Lichtseiten des Pietismus, so bleibt ihm freilich der Schatten der Enge und Beschränktheit auf den erwählten Kreis. Nachdem die Kirche vom Staate verschlungen für freie Thätigkeit nicht Raum ließ und da der Staat von freier Liebe in seinem Polizeihandbuche nichts findet, konnte jedenfalls in den kleinern Verhältnissen Deutschlands der Francke-sche Geist nicht zur vollern Entfaltung kommen und bedurfte in seiner Schwächlichkeit des mächtigen englischen Rückstoßes. Jene Enge des Bodens und der Gesinnung, jene Abgeschlossenheit an der von Haus aus nicht er, sondern die ihn mißhandelnde Kirche und der ihn knebelnde Staat Schuld war, gab auch wieder eine Ausschließlichkeit, welche außer dem geweihten Kreise Vieles wo nicht Alles scheu ansehend, auch übel angesehen und darum nur ungern oder gar nicht nachgeahmt wird. Mit dem ächtchristlichen Communismus der apostolischen Kirche verbindet dann dieser deutsche Pietismus noch gewissermaßen wenigstens den Schein des katholischen Mönchs- und Ordenswesens, und das ist sein Mangel. Er war und blieb zwar ein Salz der deutschen Erde aber im geschlossenen Gefäße; denn oft genug von Staat und Staatskirche mit Füßen getreten, hatte er die gerechte Furcht, bei weiterem Hervorwagen von den Leuten zertreten zu werden. Er allein behielt ein Herz für das arme Kinder-, Waisen- und Heidenvolk, während an der Hand des Staates die Kirche so bald vergessen hat, daß sie die Armen „das Hofgesinde Gottes" und „die der christlichen Kirche Hochverwandten" geheißen. Er allein verwies das Elend nicht einfach an das bequeme Kirchengut, den Steuerzettel und den Zehnten, sondern zehntete sich selbst dafür. Bei großer Segenswirkung konnte er aber in seinen

Schranken den fressenden Giftschäden der neuen Zeit nicht sattsam steuern und der vom Staatsprotestantismus genährten geistlichen und leiblichen Massenarmuth nicht die eherne und doch von Liebe glühende Stirne bieten. Natürlich hätte wiederum der Staat mit seiner Kirche ihn nicht hindern können, die ganze Welt zu erobern, wenn er die Triebkraft dazu gehabt hätte. Aber in seiner Enge war er einmal nur Gemeinschaften, kaum einigemal Gemeinde bildend; in seiner Innerlichkeit mehr inwendig glänzendes Stillleben pflegend als machtvoll und weltoffenen Blickes übergreifende Person- und Gemeinde-bildende Persönlichkeiten schaffend hatte er eher den Trieb aus der zu großen Umschränktheit in die zu große Weite überzufliegen und sich der äußern Mission zu weihen ehe er die innere erfüllt. In seinem Mangel an Person- und Gemeindebildender durchschlagender Kraft beschränkte er sich wie auf Anknüpfung von Brüdergemeinschaften, so auf die Gründung von „Anstalten", deren Arbeit auf wenigen Schultern liegt und welche von der Masse der gläubigen Brüder und Schwestern bloß mit Gaben und Gebeten, nicht mit persönlicher Mitarbeit und Selbstthätigkeit unterstützt zu werden brauchen, geschweige daß sie die Nichtglaubigen thatkräftig in ihren Wirkungskreis verketten und verleiben könnten.

V.

Die kirchliche Armenpflege.

Besser müßte es sich gestalten, wo solche Glaubens- und Liebeskräfte von der wohlverfaßten Kirche einigen breitern Boden und freiern Anschluß erhalten können. Wie glücklich wäre ich, wenn ich solchen deutschen Boden nachweisen könnte. Aber die katholische Geistlichkeitskirche gestattet keine freie Volksthätigkeit. Die evangelisch-lutherische Kirche ist vom Staate seit drei Jahrhunderten in ihrer Verfassung so gründlich der Verwilderung anheimgegeben, daß in ihr Geistlichkeit und Laie so fremd einander gegenüberstehen, wie kaum in der katholischen. Unsere evangelische Kirche ist zur Sakristei zusammengeschwunden. Ein Aehnliches ist der englischen Staatskirche angethan. Nur die reformirte Kirche war welt- und werkklug genug, bei Zeiten sich feste Ordnung und Gliederung nach apostolischem Urbilde zu geben. Doch hat die Aufklärung im Bunde mit der Polizei selbst in der Schweiz genug verwischt und verboten. Nur einigermaßen ist ein Plätzchen deutschen Bodens in den mit Presbyterien gesegneten Kirchen von Rheinland und Westphalen zu finden, wo von eigentlicher freier Verfassung die Rede seyn kann. Aber auch hier konnte der freiere Geist nicht durchgreifen und dem Staate der ihm für jede selbstständigere Regung die berühmte Fuchtel zeigen konnte, eine lebendige Mauer gegen den Krebs innerer und äußerer Armuth werden.

So hat denn die presbyteriale Kirche von Schottland die

Ehre, durch einen ihrer größten Männer, Dr. Chalmers in Glasgow, einen großartigen Versuch aufzeigen zu können, wie allerdings eine rechte Kirche die Pforten der Hölle nicht bloß durch Leiden, sondern durch Thaten überwältigen kann. Daß jener Versuch nur Versuch blieb, obwohl trefflich bewährt, lag nicht sowohl an der Kirche als am Staate, der denn auch jenen außerordentlichen Mann in den letzten Jahren an die Spitze der ausgetretenen, so großartig gedeihenden „freien Kirche" Schottlands trieb.

Dr. Chalmers [1] fand in seiner presbyterialen, d. h. mit kirchlich freigewählten Gemeinderäthen versehenen Kirche eine alte, dem apostolischen Diakonate nachgebildete, aber im Laufe der Zeit völlig eingefrorene Form vor, die er mit praktisch christlicher Schöpferkraft großartig zu beleben wußte.

In der St. Johannispfarrei in Glasgow wären für den Pauperismus jährlich nöthig gewesen 80 bis 90,000 Thaler, während nur vorhanden waren 5332 Thaler. Nun erbot sich Chalmers, damit alle die Armen des Kirchspiels zu versorgen, nur sollte dasselbe in außerordentlicher Nothzeit an den übrigen Stadtwohlthaten Theil haben, ferner sollten die Armen dieser Pfarrei von den andern völlig getrennt gehalten werden, damit keine Fremden hineinkämen, und endlich sollte die Gemeinde, wenn ihre Almosenempfänger gestorben wären, auch keine Armensteuer mehr an die Stadt bezahlen, da sie ja aus der Kasse auch gar nichts mehr beziehe. Der Stadtrath von Glasgow ging nicht darauf ein; man verlachte den Phantasten, und wirkte ihm, dem furchtbaren Gegner des Armengesetzes, auf jede Weise entgegen. Er aber ging auch unter solchen schwierigen Verhältnissen getrost an das Riesenwerk, für das er im Besitze des nöthigen Zauberstabes war.

Auf die alte Einrichtung des in der Presbyterialkirche in Schottland vorhandenen Diakonats zurückgehend, theilte er die große arme Pfarrei in fünf-und-zwanzig Bezirke unter fünf-und-zwanzig Diakonen oder „Helfer" für je fünfzig Familien oder

[1] Vergl. das wichtige Werk: „Die kirchliche Armenpflege. Nach dem Englischen des Dr. Thomas Chalmers von Otto v. Gerlach. Berlin 1847."

vierhundert Seelen. Die Diakonen waren ehrbare Männer verschiedenen Alters und Berufs. Nach ihrer Vorschrift hatten sie in die ihnen zugewiesenen Familien zu gehen und über die zum Almosen sich Meldenden zu erkunden: 1) gibt's noch Arbeit für sie? 2) was können die Freunde für sie thun? 3) sind sie Mitglieder einer Dissentergemeinde, die etwas für sie thun könnte? Im verneinenden Falle wurde weiter gefragt: 1) seit wann im Ort? 2) empfangen sie Almosen vom Hospital oder von einem andern Kirchspiel? Und ergibt sich nun die Nothwendigkeit einer Unterstützung, so fragt sich wieder: reicht etwa eine einmalige kleine Hülfe hin? wo nicht, so erfolgt die Vorstellung des Bittenden und Aufnahme unter die Almosenempfänger mit einer regelmäßigen Bewilligung, deren Größe die Versammlung der Diakonen festsetzt.

Das scheint nun sehr mühselig und weitläufig zu seyn; aber das eigenthümliche praktische Geschick der Schotten und Britten, sodann der Geist der Sache selber ergaben nach genauer Durchschnittsrechnung für einen Diakonen monatlich keinen größern Zeitaufwand, sobald die Sache im Gang war, als drei Stunden. Dann das Ergebniß? In den ersten vier Jahren betrug auf 10,000 Seelen die jährliche Summe für den neu entstandenen Pauperismus nur 442 Thaler, denn nur dreizehn neue Almosenempfänger kamen in der großen, von Armen sonst wimmelnden Gemeinde in vier Jahren hinzu. Ja, aber vielleicht konnten die Armen es bei dieser strengen Weise nicht aushalten und wanderten aus oder wollten lieber Hungers sterben, als sich melden? Vielmehr zogen die fremden Armen haufenweise herein wegen der bessern, brüderlichern Behandlung, die ihnen in dieser Pfarrei zu Theil wurde. Diese merkwürdigen Erfolge der auffsuchenden, menschenfreundlichen, wahrhaft dienenden Diakonenliebe zeigten, daß die Aufmerksamkeit, welche die Reichen den Armen beweisen, wirksamst der Armuth vorbeugt. Sonst klagt man so viel über Undank. Freilich ein paar Gulden kosten ja den Reichen nichts; wenden aber diese ihre Zeit an die Armen, statt ihres Geldes, so sehen die Armen, daß die Reichen ihnen eine werthvolle Sache

opfern. Die Aufmerksamkeit als eine Theilnahme an ihrer Noth rechnen sie um so höher an, und sie schämen sich, durch dreiste Zumuthungen die zu belästigen, die das Aeußerste thun, die Noth zu lindern. Dieses Gefühl wirkt als ein Sporn auf die Anstrengungen der Armen; ihre Bemühung, sich selbst zu helfen, wird größer.

Bei der Chalmersschen Diakonie kam keine Vernachlässigung der Armen und keine Verschleuderung der Armengelder vor. In der Behandlung mußten immer Festigkeit und Freundlichkeit sich verbinden. Männer aus dem Volke wie aus höheren Klassen, Kaufmannsdiener und Beamte nahmen daran Theil. Zur Bestreitung der Ausgaben mußten vorzugsweise die Gotteskastengelder an den Kirchtagen dienen. Diese Einnahmen stiegen, seitdem man wußte, der Unterhalt der Armen hänge ganz von dieser Sammlung ab. So reich die Mittel nun flossen, so wurde doch nie auf den Ueberfluß der Mittel gebaut, sondern auf die Sorgfalt und den Nachdruck, mit welchem die Verwaltung geführt wurde. Grundsatz war: die alten Almosenempfänger werden fortunterstützt, bis sie durch Tod abgehen, nur aber das mit aller Kraft und Weisheit gehindert, daß keine neuen Armen zu förmlichen „Paupern," eingezeichneten Almosenleuten werden. Da zeigte sich denn: „nicht eine große Kasse in sorglosen Händen, sondern eine kleine in den Händen weiser und wachsamer Beamten läßt eine allgemeine Erhöhung des Wohlstandes und der Sittlichkeit im Kirchspiele hoffen, wenn eben diese Beamten unter ihren Mitmenschen im Geiste ächter Menschenliebe wandeln und es als ihr schönstes Ziel betrachten, wenn aller Armuth ihrer Bezirke entweder zuvorgekommen oder begegnet worden, weil unter ihrer Aufsicht die Betriebsamkeit zu ihrer gesunden Thätigkeit wieder erweckt und die natürlichen Quellen der Wohlthätigkeit wieder eröffnet sind. Während die Zwangsarmenpflege das Wohlbefinden des Volks nicht vermehrt, sondern in seinen Folgen alle Reichen arm und alle Armen ärmer macht als zuvor, dabei den Charakter beider verderbt, hebt die freiwillige durch die Allgewalt moralischer Ursachen die Wohlfahrt der arbeitenden Klasse leiblich und geistig."

Alle die gutgemeinten, aber schlecht bedachten, weil nur weltlich gemachten Staatsarmengesetze konnten nicht alle Herzen um den angebornen Drang zur thätigen Liebe bringen. Da gibt es denn oft „ein gewisses phantastisches Almosengeben, wobei einen oder eine aus höheren Klassen zufällig die Neigung anwandelt, in eine arme Gegend einen Ritterzug zu thun, um durch thörichte Spenden zugleich die Armen von ihrer ordentlichen Beschäftigung abzulenken und in ihren Wohnungen die Elemente des sittlichen Verderbens zu verbreiten." Gewiß ist, daß die höheren Klassen weder mit den wirklichen Bedürfnissen, noch mit den wirklichen Nöthen bekannt sind und somit für gewöhnlich zu wenig, und wenn sie dann einmal hineinblicken, zu viel thun, weil sie sich selbst zum Maßstab nehmen, und nicht verstehen können, wie ein vom Kind, das Salz holen soll, verlorener Groschen die arme Mutter so unglücklich und strafrichterlich machen kann, als sie nicht der Verlust von Hunderten. Darum ist Weisheit vor Allem erforderlich, und sie gibt sich nur aus offenem Blick in die Erfahrung. Wenn ein vornehmer Herr zur Winterszeit eine Bettelgasse durchgeht und alle zerschlagenen Fensterscheiben auf seine Kosten herstellen läßt, so ist das gut gethan; aber schon nicht, wenn er solchen, welche Gelegenheit, Recht und Kräfte haben, Jahr aus Jahr ein ihren Holzvorrath von überständigem Waldholz zu holen, ganze Klafter vor's Haus führen ließe; es würde jedenfalls faul machen, wahrscheinlich aber schon am Abend verkauft, am andern Morgen vertrunken seyn, wie jener Berliner Don Quixote der Nächstenliebe in einer Armengasse den Armen ihre schuldigen Miethzinse in die Hand gab, die sie dann statt zum Hausbesitzer alsbald in die Branntweinschenke trugen.

Mehr als aus den höheren Klassen haben die Armengesetze den Sinn für freies, freundliches Wohlthun und Beispringen gegen die Geringeren bei der Mittelklasse begraben. Ist's aber auch ein Wunder, wenn der fleißige Handwerksmann und Bauer zornig und hart wird gegen solche Mitbürger, welche mit Vermögen angefangen haben, dem Müßiggang und Wohlleben

nachgezogen sind, und während jener im Schweiße des Angesichts seinen Trunk aus der Quelle mit der hohlen Hand trank, lustig ihn verhöhnend im Wirthshause zechten, und nachdem Alles verthan war, mit Drohen und Pochen auf ihr Recht sich zur Armenkasse drängten, auch wohl fortzogen über Land und Meer, und Weib und Kinder der Gemeinde zur Ernährung überlassen haben? In Gemeinden von vierzehn-, fünfzehnhundert Seelen kosten die Armen leicht über fünfhundert Gulden jährlich in guten Zeiten. Kein Wunder, wenn Gemeinden ohne Stiftungen im Steuerzahlen, Gemeinden mit reichen Stiftungen im Müßiggange untergingen. Da verwundere man sich denn auch über Noth und Aufruhr heute.

Ueberall, nicht bloß in England (wo 1832 darüber erkannt wurde), kam da, wo die Armenausgaben am meisten gestiegen waren, auch die Sittlichkeit und Betriebsamkeit der arbeitenden Klassen am tiefsten herunter. Soll man alle oder auch nur die Hauptschuld auf die Armen werfen oder auf die Reichen? Es ist eine Gesammtschuld, es ist ein geschichtlich nothwendiges Uebel, da einmal diese von der Sünde, dem Urübel besessene Menschheit nur durch Streit und Uebel zu Frieden und vorwärts kommt. Jedenfalls aber verdienen die höheren Klassen, nach Chalmers Urtheil, den Verlust des Einflusses und der Achtung, die ihre Stellung und ihr Besitzthum sonst ihnen verschafft und erhalten haben würden. Die Entfremdung mußte eine feindselige Gesinnung nähren und mit argwöhnischen Vorstellungen erfüllen. Nichtachtung ist ja der Anfang von Verachtung. „In einem Sturme," so weissagte der große Mann, „wird sich nicht bloß die Wildheit einer irregeleiteten, sondern auch die Rache einer vernachlässigten Volksmasse offenbaren, und die höheren Klassen werden da den vollsten Antheil an der Verantwortlichkeit für alle Gewaltthätigkeiten und Gräuel einer Revolution haben."

Wahr bleibt es ja: „nicht einmal ein freundlicher Gruß im Vorübergehen auf der Straße geht verloren, er hat eine gewisse Macht gewinnender Liebe in sich, und der Werth eines solchen Benehmens wird zehnfach erhöht, wenn irgend ein Kind des

Ueberflusses selbst in die Häuser der Armen geht und dann um so sicherer einen Zugang findet in die Herzen. Aber gerade der Zauber, die Gewalt, die in Beweisungen aufrichtiger Liebe und Theilnahme liegt, die mildernden, sänftigenden Wirkungen persönlicher Bekanntschaft zwischen Höheren und Niederen sind bei den unzähligen Planen zu Verbesserung der Gesellschaft ganz vorzüglich übersehen worden."

Wir leben der guten Zuversicht, daß alle Einleitungen zum Aufhören der bisherigen Trennung von Reich und Arm, Hoch und Nieder durch die liebe, tausendmal gesegnete Noth der Zeit von dem großen Weltenlenker und Armenfreunde getroffen sind. Die Noth wirkt elektrisch und magnetisch zugleich. Selbst die Volksversammlungen, Bürgerwehren, Landesvertheidigungen, und was die neue Zeit noch Alles brachte, bringt und fordert, könnten trefflich schon mitgewirkt haben und weiter wirken, daß die unselige Kluft zwischen den Ständen ausgefüllt werde, der Reiche mit offener Hand und freundlichem Herzen hinabsteige und den Armen zu Leib- und Seelenheil herauf an's Licht der lieben lichten Sonne hebe.

Das ist so menschlich schön und herzlich leicht, und „es bedarf dazu keiner großartigen Totalorganisation, sondern der Ansammlung von Einzelheiten, nicht durch Menschen, die mit phantastischem Entzücken die weite endlose Masse der ganzen Menschheit umspannen möchten," sondern durch solche, welche jeder für sich im Schweiße ihres Angesichts in ihrem besondern Kreise wirken. Dazu bieten die Armen nicht bloß sittliche, sondern selbst wirthschaftliche Handhaben und Hebel, von denen man gar keine Ahnung ohne Erfahrung davon hat. Es ist eine völlig richtige Bemerkung, daß unter den niedern Klassen, selbst in der ärmsten Familie, sich noch ein Ueberschuß an Mitteln findet, wodurch ein innerer Werdegang von Hülfe und Unterstützung erhalten werden kann. Woher hatte denn die arme Wittwe des Evangeliums ihr Scherflein? Nicht aus der Armensteuerkasse! Wie im Reichthum, so ist in der Armuth selbst innerhalb einer und derselben Bettelgasse ein großer Unterschied. So kann durch

die Liebe schon in diesen Kreisen sehr viel geschehen, wenn nicht durch die gesetzliche Unterstützung diese Thätigkeit gelähmt wird. Aber Geld ist der Liebe Tod, und wenn der Arme Geld kriegt, so geht er um Mitternacht mit dem Sonnenschirm aus, sagt schon ein indisches Sprüchwort. In den Vorstädten von Glasgow werden jährlich von 250,000 Menschen 1,200,000 Pfund für Branntwein ausgegeben — also über vierzehn Millionen Gulden! Der Profit der Pfandleiher beläuft sich in derselben Stadt jährlich auf eine halbe Million Pfund Sterling. Dagegen konnte neuerlich Liedke in Berlin die Armen etlicher Bezirke der Stadt in nur sechs Monaten 17,600 Thaler in seine Sparladen legen lassen und damit die sparenden Familien innerlich und äußerlich, nicht bloß über den nächsten Winter hinüberheben.

Es ist einer der größten Vortheile dieses Bezirks=Besuchs=Almosenwesens, daß es so viele Mittel zu einer genaueren Erforschung der Umstände und Bedürfnisse der Leute darbietet, und während es den Heuchler entlarvt, desto mehr die ganze Aufmerksamkeit auf die wirklich Nothleidenden, die es verdienen, zu richten fähig macht, welchen Gutes zu thun dann eine wahre Königslust ist. Ein Chalmers ist fest überzeugt aus Erfahrung, daß am Ende eines Jahres, nachdem ein solcher Besucher auf die rechte Art mit zwei= bis dreihundert menschlichen Wesen sich beschäftigt hat, und zwar in den widerstrebendsten und fremdartigsten Gebieten, ihm die Wahrheit des Ausrufs von Hanna More entgegentreten werde: O wie wohlfeil ist die Liebe! o wie kostspielig ist die Eitelkeit!

Man meine aber nur nicht, als ob jede Ueberlegung in Sachen der Wohlthätigkeit immer aus Kaltsinn und Berechnung entspringen müsse, während doch gewiß erst das die rechte Liebe ist, welche nicht bloß schlechthin Gutes thut, sondern auch darüber nachdenkt, wie sie das, was sie gibt, auf die segensreichste Weise für die Bedürftigen gebe. Während die unweise Liebe heute Geld hinauswirft ohne Wahl, läßt sie sich morgen von Undank oder Laune oder Mangel auch dem Elendesten entziehen. Aber in einem von der Diakonenliebe besuchten Bezirke

„muß es zu einer moralischen Gewißheit werden, daß keiner darin verkommt, und wenn ein neuer Tag anbricht, auch das tägliche Brod da ist." Also nach dieser Art darf erstens kein Fall der Noth unbeachtet bleiben, aber immer muß zur Ortsarmenkasse erst zuletzt die Zuflucht genommen werden; dieser letzte Schritt ist ein nothwendiges Uebel. Zweitens muß immer die eigene Thätigkeit des Armen geweckt und gesehen werden, was er sich selbst etwa erwerben, sodann wie er besser haushalten und sparen könne, um sein eigen Brod zu essen, und noch übrig habe zu geben den Dürftigern oder den wohlthätigen Anstalten; denn nichts hebt so sehr auf die sittliche Stufe, da man sich nicht mehr geben lassen will, als das Bewußtseyn, daß man selbst noch geben kann. Ferner muß gesehen werden, was die Verwandten thun können; dann müssen die Nachbarn ersucht werden um Hülfe, damit nicht auf einen der Makel des Almosenempfangens komme. Der rechte Diakon darf so wenig als möglich dem Diakonenverein zu thun geben; er muß das Ehrgefühl der Leute wecken, so wenig als möglich Almosenempfänger unter sich zu haben. — In der Unterscheidung würdiger und unwürdiger Armen muß recht klar dargethan werden, daß die Leitung der Gemeindearmenpflege eine christlich sittliche ist. Letztes Mittel ist, die Umstände des Armen einem oder mehreren wohlhabenden Freunden mitzutheilen, welche nicht in der Gemeinde wohnen, und die dann durch eine kleine regelmäßige Unterstützung oder durch ein einmaliges Geschenk einer mit dem Elende kämpfenden Familie zu Hülfe kommen, damit sie nicht zu der Stufe der gesuchten Almosenempfänger herabsinke.

Die Grundlage dieser Armenpflege ist eine tüchtige kirchliche Organisation, die Bedingung des Erfolges und Bestandes die Aenderung der Armengesetze und der dadurch verderbten Ansichten und erfrorenen Gesinnungen. An den Armengesetzen, und was daran hängt, scheiterte der Chalmers'sche Versuch nach achtzehnjährigen glänzenden Proben. Der Widerstand der Juristen gegen die Christen, des Staats gegen die Kirche, des Zwangsgesetzes gegen die freie Liebe zertrümmerte endlich das Werk

des Segens, das nach Chalmers Abgang (nach Edinburgh) sich noch lange gleichmäßig heilbringend in Glasgow fortbewährt hatte.

Chalmers und sein Werk ist ein Hoffnungsbild für die weitere staatliche und kirchliche Entwicklung und zugleich ein sicherer Wegeführer in solche Zukunft. So gut als in England hätte in Deutschland solche kirchliche Armenpflege nicht nur an dem Staate und an seiner verkehrten Armengesetzgebung, sondern auch an der zerrissenen und um alle lebendige Gliederung gekommenen evangelischen, so wie an der wenigstens gelähmten katholischen Kirche ihre Klippen. Kirche und Staat müssen sich erst wieder besinnen auf ihre Rechte und Pflichten, und wie dadurch die Erfahrungen des Protestantismus und des Katholicismus, die Ergebnisse des menschlichen und des göttlichen Almosenrechts mit dem in der Urkirche zu Grunde gelegten förderlich zu vermitteln wären.

Mit äußerm Mitteln, Vermitteln und Verblenden läßt sich gewißlich nimmer helfen. Da kann nur die Liebe dienen und das Bewußtseyn der Pflicht erretten. Vor Allen zwischen beiden Theilung der Arbeit! Wir begrüßen die allenthalben und oft mit so schlimmer Absicht geforderte Trennung der Kirche von dem Staate als die Bedingung dazu. Damit sie allein Liebe sey, hat die katholische Kirche den Staat verneint; damit er allein Recht sey, hat der protestantische moderne Staat die Kirche verneint. Jetzt wissen beide woran sie sind, was sie ohne einander vermögen.

Bereite denn der Staat wie jeder leiblichen, geistigen und sittlichen Kraft, so insbesondere der Kraft der Liebe den Rechtsboden. Er höre auf in ihr Recht einzugreifen, dadurch daß er das gebietet, was nur die freie Liebe leisten kann. Er lasse die Kräfte sich frei entbinden, allerwärts, nach allen Seiten, in aller Ordnung; er reiße alle bösen Schranken nieder, hebe alle übeln leiblichen und geistigen Zölle auf, verbessere die faulen Gemeinde-, Bürgerrechts- und Ehegesetze, regle das Verhältniß von Lohn und Arbeit rechtlich, steure dem Wucher und Uebersatz,

suche solcherweise und durch Leihkassen, Banken, Kreditanstalten, Gewerbeordnung und Gewerbeschutz u. s. w. Wege und Mittel der Nahrung zu fördern, durch weisen Haushalt der Verschleuderung zu wehren und durch Erziehung, Bildung, Unterricht der Armuth vorzubeugen.

Der Staat thue Alles, was von Rechtswegen und durch Gesetze geschehen kann; aber an die Stelle des Mitleidens, der menschlichen Theilnahme und christlichen Hingebung wolle er doch nicht mehr Verordnungen und Gebote mit Polizeigewalt und Zwangspflicht setzen. Die Armuth falle nicht dem Staate anheim und nicht der politischen Gemeinde: will er sie pflegen, so hegt er sie nur. Er behalte sein Geld und seine Steuern zu Besserem; denn „alle öffentliche Unterstützung, sey es nun durch Armensteuer oder von den Händen der Reichen, ist wesentlich moralisch (also auch politisch) schädlich, wenn Armuth überhaupt ihr Gegenstand ist. Dagegen gereicht sie zu bleibendem Segen für die menschliche Gesellschaft, wenn sie auf Kranken- und Erziehungsanstalten gewendet wird." Thut der Staat das, sorgt er, außer für Gewerbe und Nahrung, für Schulen und Schulmeister, Spitäler und Krankenhäuser, für gemeinnützige Anstalten bis zu Gemeinde-Back-, Wasch- und Badhäusern hinunter, wandelt er die übergroßen Staats-Waisenhäuser in kleinere Anstalten um und unterstützt er die christlichen Familien, Anstalten und Gesellschaften, die sich der Erziehung von verwaisten und verwahrlosten Kindern annehmen — für die Plage, die jeder Tag bringt, für die gewöhnliche Noth und Armuth, für das gottgeordnete Elend der Gesellschaft sorgt dann die von Zwangssteuer und Schreiberaufsicht und Polizeistecken freie menschliche Liebe, die als christliche dienende Diakonenpflicht nicht säumen wird, sich gemeindlich und kirchlich zu Leib und Leben zu gliedern. So wird hoffentlich einst die Kirche als freie, ihre Hauptaufgabe in der dienend segnenden Liebe wieder finden und die bis jetzt vereinzelten und ausschließlichen Vereine, Gesellschaften, Anstalten werden heraus in's offene Gemeindeleben treten und duldsam, nur in Werken des Segens wetteifernd, das Netz der Liebe, nicht eines allein-

seligmachenden Glaubens über das ganze Vaterland auswerfen, damit nach dem schönen Gedanken Schellings auf die apostolische Kirche des Jakobus und die katholische des Petrus und die protestantische des Paulus die Menschheitskirche des liebenden Johannes folge.

VI.

Der christliche Socialismus.

Mit der Erstehung der „Johanniskirche" wird ein vierter Umlauf für die arme Menschheit und Christenheit beginnen. Tiefer betrachtet ist der ganze Protestantismus nichts als Streben, mit Freiheit zu den biblischen Ursprüngen zurückzukehren und die dort liegenden, im Katholicismus der sie in die Welt entfalten sollte, von der Welt überwucherten göttlichen Lebenskeime zu menschenmöglich reiner und freier Blüthe und Frucht für die Ewigkeit zu entwickeln.

In Bezug auf das Armenwesen konnte die evangelische Kirche als solche nur die katholischen Mißbräuche aufzuheben suchen, also nur verneinend wirken; denn sie hatte — dieß ist die andere Seite der Betrachtung — sich dem Staate hinzugeben, um gegenüber dem Katholicismus, der den Staat als eine bloß menschliche Anstalt sich unterordnen, ja als ungöttlich verneinen wollte, als göttliche Ordnung zur Anerkennung zu bringen, ob die Kirche auch dafür dem Staate zum Opfer fallen mußte. Aber durch das Zurückkehren zum Bibelwort eröffnete die protestantische Kirche doch für alle Durstigen die Brunnenstuben des reinen Glaubens und der Liebe wieder und machte es letzterer möglich, erst als leise, in Gebüsch und Dunkel, selbst unterirdisch zum Theil rinnendes Bächlein, dann als stärkerer Fluß im Segen durch die neueren Zeiten zu strömen. Wir haben im Pietismus einen ersten Absatz des protestantischen Umlaufs betrachtet.

Er stellt in sich vornehmlich die *communistische* Seite des Urchristenthums wieder her, sofern er zum Grundsatze seines Lebens und Wirkens machte, daß überhaupt, ganz besonders wo es sich um das Reich Gottes und dessen Großwürdenträger, die Armen und Elenden handelt, „*Keiner* sagte von seinen Gütern, *daß sie sein wären*, sondern es war ihnen Alles gemein und war *unter ihnen* keiner, der Mangel hatte, man gab einem jeglichen was ihm noth war." Einen *zweiten Ansatz* zu seiner frei vermittelten Rückkehr auf das biblische Urbild müssen wir in dem Chalmers'schen Versuche des *Presbyterialismus* finden, welcher das apostolische Diakonat (Helferamt) wiederaufnahm, das alle lebendigen Kräfte der Gemeinde benützt, um im großen Maßstabe nicht bloß im pietistischen „*Kirchlein*" und in der „*Gemeinschaft*", sondern in der *Pfarrgemeinde* und in der Stadt und Land umfassenden *Kirche* thätig eingreifend und ausreichend durch Christenthum auf Armuth zu wirken. Nicht bloß das Häuflein der völlig wahlverwandten „Brüder und Schwestern" sollte darnach sorgen, daß „*unter ihnen*" keiner Mangel hätte, sondern je die glaubens- und also thatkräftigsten sollten durch helfende, sorgende, rettende Beweisung des Geistes und der Kraft mit Verringerung der Armuth das Christenthum zur wirklichen *Kirche*, zu einem *Leib des Herrn* erweitern, da alle Glieder gleichermaßen einander dienen und Handreichung thun durch alle Gelenke ein Jedes in seinem Maße. Eben dieß letztere wird der bleibende Gewinn für uns seyn, ob auch der Versuch *kirchlicher* Armenpflege vorerst an Staat und Staatskirche scheitern mußte.

Die Anregung der Reichen zum *Hinabsteigen* in's Bereich des Armen, und zur *Erhebung* des Armen in das Himmelreich des Gebetes und der Arbeit, in die Christen- und Menschenwürde durch Aufmunterung seiner Selbstthätigkeit, diese Wiedereinleibung der beiden mächtigen Glieder der Menschheit in einen Körper mit gesundem thätigem Blutumlauf ist ein aus dem Neuen Testamente geschöpfter mächtig fortrückender Gedanke und wie völlig an der Zeit!

Der geneigte Leser wird sich erinnern, wie Chalmers darauf drang, daß so bald als nur immer möglich, selbst von dem Aermsten, auch gefordert werde, sey's auch nur der kleinste Beitrag etwa zur Mission oder sonst einem Zwecke, damit er dadurch sich aufraffe zum Genusse der Arbeit, die mit stillem Fleiße ihr Brod isset und noch übrig hat zu geben dem Dürftigern. Mit diesem biblischen Grundsatze führt uns Chalmers einen mächtigen Schritt vorwärts in der Aneignung des apostolischen Urbildes und an den Standort, von dem wir allein der Noth der Zeit gewachsen zu seyn hoffen dürfen. Und dazu muß uns die Revolution selber von Segen seyn. Wenn der Zwang des Staatskirchenthums gefallen ist, wenn nicht Ortschaft und Landschaft mit Ortskirche und Landeskirche zusammenfallen muß, erreichen wir erst den dritten Punkt, wodurch die apostolische Urzeit alle bisherigen überragte. Zu ihrem Communismus, da alles Gut für Gemeingut geachtet und die Mittheilung des von Gott in die Hand gegebenen einfache Amtstreue des Haushalters über Gottes Güter war; zu ihrem Diakonat, da der Größeste gerne der priesterliche Diener des Kleinsten wurde, hatte sie die Freiheit voraus, daß ihr in ihre Angelegenheiten kein Schreiber und kein Degen etwas zu sagen hatte und es eine christliche Freizügigkeit gab, die auch den Schein des Hineingezwungenseyns in den Christenverein vermeiden ließ. Durch die Trennung von Staat und Kirche, zu welcher der neuheidnische Unglaube ein leidiges Werkzeug seyn muß, kann nun auch unsere deutsche Kirche in das alle Tiefen und Höhen des Christenthums und der Armuth erst recht öffnende gesegnete Land der Freiheit treten, um das wir unsere englischen Stammverwandten beneiden müssen. Ward dort die Kirche wohl auch an den Staatswagen gebunden, so war dieser Wagen doch so trefflich gebaut und geleitet, daß die Gefahr der Fahrt in den Abgrund gerade dadurch wesentlich ferne blieb, weil die Maschine des freien Staates dem Glauben und der Liebe freieste Luft- und Abzugslöcher ließ. Die abweichenden religiösen Meinungen durften sich ohne Plackerei außerhalb der Staatskirche ansiedeln und konnten

Gemeinden und Gemeinschaften stiften und damit in großem Maßstabe personbildend wirken nach Herzenslust und Trieb. So haben sie an ihrem Leben und Feuer auch die erkaltete Hochkirche wieder entzündet und auch in ihr jenen mächtigen „evangelischen" Geist zu Verbrüderung und Vergesellschaftung für die Zwecke des Reiches Gottes und seiner obersten Reichsbürgerklasse, der Armen geschaffen, von dem wir oben schon Wunder und Zeichen sahen und unten noch weitere sehen werden.

Dieser freie in jeder Vergliederung und Verkörperung von keiner Polizei gehinderte evangelische Lebensgeist ist es allein, der den unfreien nach Leib und Leben hungernden Geist der armen Neuzeit sanft von seiner Satanslast entbinden und in das leichte Joch des Herrn leiten kann, welcher auch die schlimmsten Geister zu gesunder Verleiblichung bringen, ungesundeste Kräfte zu heilvoller Vergesellschaftung umgebären will. Seines Geistes Früchte sind ja Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Zutrauen, Sanftmuth, Keuschheit. . . . .

„Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!" Sündlicher Grundsatz des neuen Heidenthums — denn das alte rief doch seine Götter an — aber dennoch wie viel Wahrheit darin! Er ist der Kern des umsturzkranken Socialismus; er muß in seine Wahrheit zurückübersetzt der Stern des christlich gesunden und gesund machenden Socialismus seyn. Dr. Chalmers hat ihn schon übersetzt in seinen Satz: laß dir mit Gott helfen, damit du dir selbst und den Andern helfen kannst, und helfen kannst du dir und Andern auch mit Kleinem, denn „klein gesäet und dennoch dicht fehlet in der Ernte nicht", das nennt Chalmers die Macht der Kleinigkeiten, the power of small things. Dem Hunger entrissen mit dem Hungrigen sein Brod theilen zu können, das darf ein stolzer Gedanke seyn; aus einem verkümmerten Gliede der Gesellschaft ein mitwirkendes, helfendes und schaffendes werden zu sollen, als nicht bloßer Mitesser und Mitleider, sondern als Mitverwalter, als thätiges Werkzeug im großen Haushalte Gottes seyn dürfen, das ist ein Gedanke des Mannes und des Christen werth.

Der wälsche Socialist ruft: „Organisation der Arbeit!" Er will gewaltthätigerweise, daß der Staat jedem Arbeiter eine Arbeit gebe, die ihm zum Besitze eines Kapitals verhelfen kann. Weil keine Staatsordnung dieß kann, verlangt der Socialismus die blutrothe Republik, um vermöge des Fallbeils eine Ordnung der Arbeit einzusetzen, „durch welche entweder gar kein Kapital nothwendig oder das Vorhandene gleich vertheilt wird." Kinderverstand sieht die fürchterliche Thorheit und Thierheit dieser Forderungen ein, in die sich wahnsinniger Verstand und faules Fleisch gleichmäßig theilt. Aber Staat und Kirche haben die Fäulniß gehegt; wir alle, alle tragen die gemeinsame Schuld solcher Verkommenheit. Daher werde auf die deutsche Fahne „Organisation der Liebe", d. h. geistige Wiederbelebung und gesellschaftliche Verkörperung der durch faule Gesetze und todte Formen, durch unsere Selbstsucht und Trägheit um Leib und Leben gebrachten Retterin einer sonst in Eigensucht untergehenden Welt gestickt. Dieser christliche Socialismus, dessen Pforten sich heute weltweit vor uns öffnen, wird andere Wunder wirken als der besonnenste und bestgemeinte jener socialistischen Weltbeglücker, welche ihr Kindlein immer wieder dem Moloch des Zwanges und äußeren Gesetzes opfern müssen, höchstens zur Sache der kalten Moral, nie zur Lust der glaubigen Liebe machen können. Wir brauchen nicht auf einen Neff, der nun den Lohn seiner Thaten empfangen hat, zu hören, wie er in seinen „Beiträgen zur Bauernpolitik" dem vierten Stande in das socialistische Paradies über die Leiche des Mittelstandes helfen wollte mit Planen wie folgende: „man muß die Hunde todt schlagen, die Feinde der edeln Menschheit verfolgen, durch steigende Einkommens- und Erbschaftssteuern bis zu fünfzig vom Hundert die größern Vermögen beschneiden, unter einem fürchterlichen Schwure Kugeln gießen und sich Registerlein machen von denen, welche zum Gedeihen der socialen Republik sterben müssen, die fürstenschmeichlerischen, hündisch-demüthigen Gebetbücher verbrennen, und annehmen die Religion der Tapferkeit und des Freiheitsstolzes. Die Alten haben ihrem Götzengotte Menschen geopfert, wir müssen

dem Gotte der Freiheit Menschen opfern. Erst wenn das Blut von tausend Menschenopfern zum Himmel gestiegen seyn wird, wird Freiheit und Liebe wieder auf Erden einkehren!"... Wir können auch dem gemäßigtern Wahnsinn eines Louis Blanc kein Ohr leihen, aber was bringt denn gerade gegen denselben Victor Considerant im Pariser Arbeiterparlament am 22. März 1848 vor? „Nach dem Rechte", sagt er, „ist jeder Mensch eine freie Thätigkeit und Eigenthümer des Werthes, den er schafft. Die nicht arbeiten, haben auf nichts ein Recht als Arbeiter. Aber es sind Geschöpfe, die unserer Gattung angehören, es sind unsere Kinder, unsere Verwandten, überhaupt unsere Brüder, und ich behaupte, die welche Werthe schaffen konnten, haben die Pflicht, freiwillig einen Theil ihres Erzeugnisses als nothwendigen Mindestantheil denjenigen zu überlassen, welche nicht erzeugen konnten. So gründe ich die Rechtsverfassung der Mindestgebühr für die Schwachen, als Menschen, nicht als Arbeiter, auf das Gefühl der Brüderlichkeit, ich erhalte damit die Hingebung in dem Menschen, indem ich sie aus der Willensfreiheit hervorgehen lasse und nicht aus dem Gesetze. Denn wenn das Gesetz uns die Hingebung auferlegt, so sind wir Maschinen, durch den gesetzlichen Luftdruck in Bewegung gesetzt, und keine freien, sich hingebenden Menschen mehr."

„Ich will," sprach Considerant weiter, „daß die Gesellschaftseinrichtung und das Gefühl der Brüderlichkeit und der Menschlichkeit jeden in sein Recht eingesetzten Menschen dahin führe, von seinem Rechte den geselligsten, den durch die Pflicht grundsätzlich gebotenen Gebrauch zu machen. Da unsere Genossenschafter Menschen und nicht reißende Thiere sind, so wird man sie sehr leicht dazu vermögen, daß sie frei von den Rechten eines jeden einen billigen Antheil abgeben, um die Ausstattung für das Auskommen der Schwachen zu bilden. Dieser Antheil wird mit der Entwicklung des gesellschaftlichen Reichthums zunehmen, und alle Rechte sind vereinigt, alle Genossen wirkliche Genossen, und sie zeigen sich als Menschen und Christen, weil sie willig, frei für ihre schwachen Brüder thun, was sie wollen, daß man ihnen selber thue."

Schöne Worte, schöne Grundsätze auch im Munde des socialistischen Fourieristen, gegenüber den Thorheiten und Freveln des communistischen Arbeitergenerals! Wenn aber nun eben doch die Menschen hin und wieder reißende Thiere, steinerne Herzen, gierige Wölfe, gefräßige Hamster, ungleich theilende Löwen, schlaue Füchse und falsche Katzen gegen ihre ärmeren oder einfältigeren Brüder und Vettern sind? Wenn sie sich eben nicht freiwillig zu der Mindestgebühr und Mindestausstattung herbeilassen? Wenn man sie gar nicht so „leicht" dazu vermag, socialistisch, brüderlich und menschlich zu seyn? Dann wird der Socialismus ein Schattenbild, oder meinetwegen ein Urbild, der Staat aber der alte Armengesetzgeber, Armenheger und Armenverderber seyn. —

Es ist eine wunderbare Sache um den Menschengeist, er hat auch als gefallener Geist Ahnung und Trieb des Guten, aber auf sich selbst gestellt, müht er sich ab, jagt Winden nach, umarmt die Wolken, denkt und sorgt sich halb zu todt und fährt mit seiner Stange doch nur im Nebel um. Es ist so, man muß es nur erlebt haben: was das Wissen sucht, das hat der Glaube, was der Verstand der Verständigen nicht sieht, faßt in Einfalt ein kindlich Gemüth. Doch indem der Geist auf eigene Faust die Entdeckungsfahrten unternimmt, muß er den Doppelzweck erreichen, die Thorheit seines eigenen Menschenwitzes einzusehen und in der stofflich wohl vergeblichen Arbeit — denn seit achtzehnhundert Jahren hat die ganze Philosophengilde nicht eine einzige Wahrheit entdeckt, die nicht durch Christus schon geoffenbart gewesen wäre — sich der Form und Uebung nach von Forschung zu Forschung zu erweitern und zum Gefäß der ewigen Wahrheit, die nicht gemacht wird, sondern gegeben ist, zu bilden.

So ist es mit den zwei Lehrgebäuden des Socialismus und Communismus, der Gütergesellschaft und der Gütergemeinschaft. Sie sind völlig an der Zeit, nicht von heute zwar, sondern weltalt, nur neu geformt. Sie sind Ahnungen eines Richtigen und Nothwendigen, aber bleiben ohne „das Eine was Noth thut," Träume und Schäume, wo nicht Wahnsinn und Verbrechen. Es ist auch als ob die verruchten Prediger des heidnischen Com=

munismus und Socialismus, von diesem Einen in ihrem dunkeln Drange doch nicht lassen könnten. Ein Lamennais übersetzt die Evangelien und gibt sie mit socialistischen Anmerkungen heraus. Die andern Socialisten berufen sich in Schrift und Wort auf Christus „den größten Demokraten." Als grellstes Zerrbild einer kirchlichen und biblischen Erinnerung sehen wir am letzten April dieses Jahres in Paris ein socialistisches Sonntagsfest, von Weltlichen und Geistlichen gefeiert, bei dem ein Trinkspruch ausgebracht wurde „auf Jesus den Nazarener, den Vater des Socialismus, diesen großen Revolutionsmann, den die Pharisäer, jene Gemäßigten anderer Art zwischen zwei Dieben an einem schändlichen Kreuze sterben ließen." Dazwischen ertönten Hochrufe auf Robespierre, Barbès und die ganze bluttriefende Partei „des Berges"....

Das Evangelium predigt: liebe deinen Nächsten als dich selbst; das Christenthum erklärt jeden Besitz nur für Gottes Lehen zum Besten der Gemeinde von Brüdern, und heißt alle Gemeinden wieder gegenseitig Gemeinschaft üben: es ist grundwesentlich socialistisch und communistisch und hat beides nicht bloß gelehrt, sondern geübt von der Apostel Zeiten bis zum jüngsten christlichen Armenverein. Ja, es gibt einen christlichen Communismus, der sich nur als Haushalter über seines Gottes Gaben weiß, und einen christlichen Socialismus, der aus Reich und Arm, Hoch und Nieder eine Gesellschaft nicht bloß, sondern eine Gemeinde der Bruderliebe bildet. Ohne Christus aber sind beide unmöglich. Der allein gibt Glaube, Liebe, Hoffnung, Kraft der Selbstverläugnung, Freiheit zur Selbsthingabe und pflanzt im Herzen die Früchte seines Geistes: Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Mäßigkeit, Keuschheit, daß der karge Reiche und der faule Arme aufhört ein Dieb zu seyn. Wollt ihr ein Land entchristlichen, so könnt ihr's eben so gut entvölkern: nur die Christusliebe gibt die Menschenliebe nachhaltig in die Herzen, welche dem Kriege Aller gegen Alle steuert. Kein Gesetz in der Welt, keine schöne Rede und keine humanste, klügste Lehre vermag Freiheit und Pflicht, Freiwilligkeit und Gesetz in die Länge und in die Weite zu verbreiten, nur das milde Gesetz der Liebe Christi macht

die Menschen zu Herren ihrer selbst und zu Dienern ihrer Brüder, aus Löwen Lämmer, und aus Lämmern Helden.

Hoffen wir, eine freie Kirche werde in dem freien Staate bei wohlvertheilter Arbeit nach dem Gesetz des Rechtes und der Liebe die Geister wieder anziehen, die Herzen wieder anzünden und die Menschen wieder zu einem Bund der Brüder einen, dem's gelingen muß, durch Lieben und durch Leiden, durch Leben und durch Sterben eine Welt von ihrem Rechte zum Beten und Nehmen und von ihrer Pflicht zur Arbeit und zum Geben, mit ganz anderem Erfolg zu überzeugen, als es dem Stab der Polizei und dem Dunst des christuslosen Redekünstlers und der auf Fahnen flatternden und in Poesien flunkernden „Bruderliebe" gelingen kann. — Da wird dann auch die falsche Menschlichkeit (Humanität) zu einer wahren werden und dem Knaben seine Ruthe, dem Verbrecher seine Strafe, dem Unglück seinen Balsam, dem Müssiggang, der aller Laster Anfang ist, den verdienten Hunger gönnen.

Der Staat hat sich vermessen und verirrt, an Gottes und der Liebe Statt zu treten und von Rechtswegen einen jeden am Leben erhalten wissen zu wollen. Er hat in seinem neuen Heidenthum vergessen, daß „das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld." Die neuzeitige Staatsmenschlichkeit will alle Schuld sogar ohne weiteres zu bloßem Unglück stempeln; kein Wunder, wenn das herangehegte Unglück jetzt wie Meereswogen auf ihr schuldvolles Haupt zusammenstürzt. Es ist eigenthümlich, aber es ist so: ohne Christenthum verliert Alles allen Maßstab, Kompaß, Grund und Zweck, ja Kopf und Herz. Jenes stellt uns unser Leben und selbst Leiden als Sache nicht des Rechtes, sondern nur der Gnade dar. Ganz dem gemäß hat auch nicht jeder Mensch ein Recht auf Lebensunterhalt durch Andere, bloß weil er lebt. Nicht unsere Staatsarmenweisheit, sondern jener französische Richter hat Recht, welcher einem Diebe auf die Entschuldigung, er hab's aus Noth gethan, denn er müsse doch leben, zur Antwort gab: je n'en vois pas la nécessité — ich seh nicht ein,

warum? Nicht in der Gerechtigkeit, sondern in dem Mitleid von Mensch zu Mensch ist das Heilmittel. „Das Gesetz," sagt Chalmers, „welches diese göttliche Ordnung durchkreuzt und der menschlichen Natur Gewalt anthut, bringt auch Unordnung und Zerstörung in die außerhalb gelegenen Gebiete der menschlichen Natur. Hat jeder ein Recht auf Unterstützung, so darf es auch kein Unrecht seyn, dieses Recht geltend zu machen."

Der Staat kann heute von seinem Grundirrthum auf's tiefste sich überzeugen; was er sich eingeschenkt, muß er austrinken. Das Recht sollte Alles seyn und selbst an der Liebe Stelle treten im unseligen, weil unvernünftigen und heuchelchristlichen Rechts- und Polizeistaat; so muß er nun wohl oder übel jedem auch Recht und Lohn selbst ohne Arbeit geben. Die Almosen hat er in Steuerzetteln aufgezehrt, warum sollt' er nicht voll genug seyn, um nun den Allerwelts-Großalmosenpfleger abzugeben? Woran er aber gesündigt hat, daran wird er gestraft. Er wird vernünftig werden und der Kirche ihr Recht der frei im Glauben thätigen Liebe, dem Arbeiter das Recht des Lohnes und Verdienstes, dem Armen das christliche Recht sich selbst zu helfen, dem Kranken das Recht von milder und nicht durch Schreibers Hand gepflegt zu werden, und dem Müßiggänger und Verschwender endlich das große, unverjährbare Menschenrecht des Hungersterbens geben. „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth; wer aber nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen." Darauf muß der christliche Socialismus, die Vergesellschaftung der satten Reichen und der hungrigen Armen, der Gesunden und der Kranken, der Vornehmen und Geringen, der Arbeiter und der Genießer beruhen.

Der Staat hätte indessen schon Manches, vielleicht auch das grundverderbliche Staatsarmenwesen aufgegeben und verändert, wenn er das eine hätte thun können bloß mit Juristen ohne Christen, mit einfacher Manneskraft ohne „die Religion für Weiber," ja mit seinem Mannesvolke allein ohne das Frauenvolk, und wenn er über den andern Graben schwimmen lernen könnte,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ohne in das Wasser sich zu wagen. Nun kommt die Noth und fährt auf Sturmesflügeln in die Zeit und in die Herzen, in die Paläste und die Hütten, und es wird gehen.

Heut und morgen zwar sind die Organisationsausschüsse für Recht, Staat und Kirche noch nicht fertig, aber es ist dafür gesorgt, daß sie vorwärts müssen. Frisch gewagt, wäre halb gewonnen, ganz gewinnt dieses heutige Geschlecht es doch nicht mehr. Wir Alle fühlen als im tiefsten Bewußtseyn: Keiner von uns wird in's Canaan der Freiheit kommen. Auch unsere Größten werden wie Moses sterben, nachdem sie vom Nebo in weiter Ferne das Land der Verheißung kaum erblickt. Das Geschlecht, das am Ziegelstreichen zu den Ruhmespyramiden von Egyptens Königen Leib und Seele verdorben, durfte zwar über das rothe Meer in die Wüste, während das nachjagende Söldlingsheer mit sammt der Krone, dem es folgte, in der Fluth ertrank. Die Spitze des egyptischen Königsstolzes war gewesen, in ihren Pyramiden sich ewige Gräber zu bauen. Aber auch die Kärrner an diesen eiteln Königsgräbern mußten in der Wüste ihr Grab finden, aus der sie sich nach den verlassenen Fleischtöpfen schlimm und oft genug zurücksehnten, wie heute schon manches Menschenkind nach der lieben Zeit vor 1848. Sie konnten die Freiheit nicht ertragen. Ein neues Geschlecht mußte heranwachsen und erzogen werden für das Land, da Milch und Honig floß. Gleichermaßen wird es dem Geschlechte ergehen, das noch vor Kurzem in tausend Gnadengesuchen seinen Gnädigen „ersterben" wollte.

Und so möge nur Robert Blum eine Stunde, ehe er den Kugeln des eisernen Zwingherrn zur Beute fiel, der Mutter seiner Kinder zurufen, sie solle dieselben für die Freiheit erziehen. So nehmen wir selbst jene Pariser Frau Gay beim Worte, welche am 19. November im Jahre des Heils 1848 unter Peter Leroux im „Saal der Freude" das Fest der demokratisch-socialistischen Frauen für einen Franken und fünfundzwanzig Centimen feierte, aufgeputzt in Sammt und Seide, an ihrer Hand die liebe Jugend, erst die Präsidentschaft abschaffte, dann die alte Unbill gegen die Töchter Evens niederdonnerte, indem eine nur

Bayerische Staatsbibliothek München

aus Männern bestehende Nationalversammlung so wenig Gesetze machen könne für eine aus Männern und Frauen zusammengesetzte Gesellschaft, als eine nur aus Bevorrechteten bestehende Versammlung unfähig wäre, die Rechte der Arbeiter zu erörtern — und auf die politische Vereinigung der Männer und Frauen der demokratischen und socialistischen Partie anstieß, denn „ihr könnt keine Republik gründen ohne die Frauen.“ Diamant bleibt Diamant auch in einer Pariser Pfütze. Wahrheit bleibt Wahrheit, auch wenn eine Pariser Buhlerin sie in den Zusammenhang der Lüge und des Aberwitzes bringt.

Wäre freilich eine freie Gesellschaft zu erzielen durch die Heldinnen, die in Männerkleidern Volksversammlungen besuchen, Cigarren rauchend Ehebruchsromane schreiben und Soldaten zum Treubruch verführen, Pistole im Gürtel Hochverrath zetteln und Patronen machen, oder gar den Schlapphut aufstülpen und die Büchse auf die Schulter nehmen und im blutrothen Gewande durch die Gassen streifen — wir wollten die Freiheit von ihnen wahrlich noch weniger als von den Mördern Rossis, Latours, Lambergs, Auerswalds und Lichnowskys. Ja selbst eine Roland, Charlotte Corday und Johanne von Arc möchten wir kaum mit dem Preis der Freiheit haben, geschweige eine Gräfin Hatzfeld, eine Baronin Arnim und eine ihres gleichen. Die Patronenmacherinnen verdammen wir, aber die Frauen und Jungfrauen Bayerns und Schwabens bejauchzen wir, welche der deutschen Flotte fünfzehntausend Gulden auf einmal sammeln oder ganze Schmuckkästchen weihen. Nicht das sind unsere Göttinnen, welche in seidenem Prunke im „Saal der Freude“ um die „Freiheit“ buhlen; das sind unsere Heldinnen, welche wie jene Scheliha, weil sie nicht wie die andern Töchter Schlesiens zum Befreiungsheere Gold und Silber, Ringe und Juwelen weihen konnte, ihr seidenes Haupthaar, das üppigste blonde Haar, das je einen Mädchenkopf geziert, dicht am Scheitel abschnitt, um die dafür gelöste Summe auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Wir bekennen uns nicht zu dem wüst berauschten und berauschenden Freiheitsfederheldenthum einer Pariser Dudevant und Berliner Bettina, das

dem Fleische dient durch die Zauber des Geistes; aber den Hut behalten wir ab vor jener unbekannten Tochter einer Wittwe in Paris, welche, von einer armen Familie um Hülfe angegangen, nichts Ausreichendes findet außer ihrer Feder, sich hinsetzt und den Entwurf zu einer Zeitschrift, die le Secours heißen soll, niederschreibt, denselben allen ihren Bekannten mittheilt und doch vierzehn Abnehmer findet, welche jährlich sechs Franken für das neue Journal geben wollen. Einen Monat später erscheint die erste Nummer, ein kleines Heft mit verschiedenen Aufsätzen, sämmtlich aus der Feder der Herausgeberin. Sie schrieb sie selbst vierzehnmal für ihre vierzehn Abonnenten ab und vertheilte die Stücke selbst. Ein ganzes Jahr lang erscheint das kleine Monatsblatt regelmäßig, bisweilen auch mit Beiträgen von andern Freunden des Wohlthuns. Endlich wurde das Unternehmen bekannter, und jetzt nach achtzehn Monaten hat es fünfzig Abnehmer, wird lithographirt und unterstützt mit seinem Ertrage drei oder vier arme Familien. Jetzt fangen die großen Zeitungen an von diesem Liebeswerk zu sprechen und ihm so zu größerer Verbreitung zu verhelfen. Aber die edle Jüngerin oder Meisterin der thätigen Liebe ist nicht zu bewegen ihren Namen zu nennen.

Das sind Opfer für die Menschheit, die jedes andere Opfer für das Vaterland im Schooße tragen, und das sind Heldinnen der Liebe, die Helden der Freiheit gebären werden. Die Gracchen waren ja die Kinder ihrer Mutter, und die spartanische Frau, welche bei ihrem todten Sohne nur das Eine sehen wollte, ob er mit Wunden der Ehre gefallen, mußte Söhne gebären und erziehen, welche nur auf dem eigenen Schilde aus der Schlacht getragen werden konnten. „Ihr könnt keinen freien Staat gründen ohne die Frauen.“ . . . .

Ja, auf welchem Acker soll die Saat künftiger Männer- und Völkerfreiheit angesäet werden, wenn nicht auf dem Acker der alles besiegenden Liebe? Nicht ein weichlich und weiblich Liebeln, Schwärmen und Schweben, sondern eine werkthätige, thatenstarke Liebe meine ich damit, eine Menschenliebe, die stark ist wie der Tod, und ein Liebeseifer für die Brüder, der fest

ist wie die Hölle, in demuthvoller Selbstverläugnung wurzelnd und zu Weltüberwindung sich erhebend. Wahre Freiheit und wahre Liebe ist ja eins in Wesen und in Wirkung. Falsche Liebe, Lieblosigkeit und Selbstsucht fesselt an Ketten der Finsterniß; Selbsthingabe entbindet und erweitert zu jeder guten That und jedem freudigen Genusse.

Die Religion der Liebe und der Freiheit muß aber nun, weil versteinerte und verholzte Kirchen sie im Dienste der Polizei verbrauchen lassen wollten, abgethan heißen und unnütz zu Gründung einer freien Gesellschaft! Das heutige Geschlecht, wie es jetzt auf der politischen Bühne spielt, steht freilich auf der Leiter zwischen jenem Bauern in Oberschlesien, der vor einem, an einen Baum beim Dorfeingange angenagelten gedruckten Polizeianschlag seine Andacht verrichtet, weil er's für einen kirchlichen Ablaß oder sonst ein Heilthum ansieht, und zwischen jenem von der neuen Zeit gebildeten Freiheitsbildner, der da seine socialistischen Handwerksburschen ein „Weberlied" heulen läßt, das erst „dem König, dem König der Reichen" flucht, dann fortfährt:

Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir vergeblich gebetet im Glauben,
Auf den wir vergeblich gehofft und geharrt —
Er hat uns gefoppt und hat uns genarrt!
Wir weben, wir weben!

Fluch dem schlechten Vaterlande!
In dem unser Erbtheil nur Elend und Schande,
Alt-Deutschland! wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch!
Wir weben, wir weben! ....

Ja doch, Leute, welche vor allem junge, verwilderte Arbeiter, Taglöhner und Handwerker „in persönliche Feinde Gottes" verwandeln zu müssen glauben, wollen auf der Höhe der Pflastersteinhaufen das Schöpferwort ergehen lassen:

Aus versumpften Nationen
Faulenden Religionen
Steige reines Menschenthum!

Leute, welche vorweg sich bemühen sollten, einfach „ihre Schuldigkeit zu thun," wollen mit Blut und Rache einen Dom der Freiheit kitten. Das sind deine Götter, o Israel!

Freie Staaten und Gesellschaften lassen sich nur auf freie Herzen gründen, nicht auf Kanonen, nicht auf Säbel, nicht auf Gesetze, nicht auf Verfassungen, nicht auf einen Mund voll Reden und nicht auf ein Papier voll Buchstaben. Das sind und werden keine freie Herzen, die keine Aufopferung, das heißt, keine Liebe kennen. Diese gehört zum Regieren und Regiertwerden, sie allein, die nicht auf das Ihre sieht, sondern auch auf das, was des andern ist, die sich nicht erbittern läßt, sich nicht aufbläht bei der kleinsten Leistung und nicht ungeberdig stellt bei der kleinsten Zumuthung, die sich verläugnen, die gehorchen kann, weil sie sich zu befehlen weiß, und die befehlen kann, weil sie andern zu folgen versteht; sie ist das Herzblatt einer freien bürgerlichen und christlichen Gesellschaft. Ohne sie ist alle „Organisation der Arbeit" nur eine Organisation des Krieges aller gegen alle, alle „Gütergesellschaft" nur eine Diebsgesellschaft.

Für eure Gesetze, für eure Gesellschafts- und Staatspräsidenten, für eure Kriege und Siege braucht ihr Gehorsam, und woher den nehmen mit allen Kanonen und Fallbeilen, wenn ihr die sich selbst aufopfernde Liebe, die aus der Religion quillt und in der Freiheit mündet, aus den Herzen rotten wolltet, rotten könntet? Nur die rüstige, sich ergebende Liebe erzeugt den freien Gehorsam, der eine Gesammtheit von der kleinen Familie an bis zum mächtigen Völkerganzen zusammenhält.

Es ist ein gar richtiger Trieb, der die neue französische Umwälzung zu den zwei älteren Aufschriften die fraternité schreiben ließ. Sie ist der waltende Geist einer neuen Zeit. Ohne sie läßt sich keine gesellschaftliche Gleichheit vollziehen und an keine Freiheit denken; denn wo selbstsüchtige Spannung, Parteiung und Verfeindung, da ist die Ungleichheit und Unfreiheit selber. Welchen Grund und Boden aber findet diese Grundlage von Freiheit und Gleichheit in den heutigen Gemüthern? wie

soll diese Charte zur Wahrheit werden? Wir sehen vor Augen, was diese modernste Fahnenstickerei blutroth auf roth heißen will und leisten kann. Dieser schauerliche Parteizwist, diese Zersplitterungen auf Mord und Tod, dieser Höllengeist, der in Kraft solcher „Brüderlichkeit" losgebunden meuchlings umgeht mit Dolch und Strang und Blei, mit dem Gifte der Verleumdung und dem Tode des Hasses und der Rache durch die Reihen der „Brüder," wie teuflisch verhöhnt er diese löbliche Aufschrift! — Aber freilich diese neue französische Bruderschaft verhält sich zu der alten guten christlichen Bruderliebe wie der Judaskuß zum Todesseufzer für die Mörder. Diese von den Socialisten erfundene Brüderlichkeit mag Dutz- und Zech- und Diebs-, Mord- und Kriegsbrüderschaften stiften, nimmermehr aber etwas der Stiftung ähnliches, welche gestiftet wurde von Einem, der seinen Jüngern die Füße wusch, seine Feinde segnete und für alle seine Brüder starb. Die Liebe (charitas, la charité) leuchtet mit goldener Schrift von der weißen reinen Fahne des welterlösenden Christus. Familie, Gemeinde, Vaterland, Arme, Reiche, Freunde, Feinde, Brüder und Schwestern umschließt diese im heiligen Mahl gestiftete und gefeierte Liebesgemeinschaft, in der Alle gleich vor Gott und frei in Gott sind; aber ausgeschlossen wird die Familie, die Ehe, die Vaterlandsliebe, die Gemeinsinnigkeit, die Wohlthätigkeit, die Dankbarkeit, die Treue, die Freundschaft, die Güte, die Theilnahme, die Gerechtigkeit, die Billigkeit, die Friedfertigkeit, die Weisheit, die Politik selbst, jedenfalls die Gleichheit und die Freiheit, kurz die ganze Weiblichkeit, ja recht eigentlich das ganze weibliche Geschlecht mit all dem ewig Weiblichen, das Himmel und Erde verknüpft — ausgeschlossen wird das Alles durch ein „Bruderthum," das sich an die Stelle von Christenthum und Bürgerthum als reines „Menschenthum" aufpflanzen will. Kein Wunder, wenn das ausgeschlossene weibliche Geschlecht sich mit in den Saal der socialistischen Bruderfreude drängt, um mit einer Republik Schwesterschaft zu machen, die „ohne sie nicht gegründet werden kann."

VII.

Völkeruntergang.

Aus der Geschichte von Armuth und Christenthum ergibt sich, daß nach dem urchristlichen Communismus, dem kirchenherrlichen Katholicismus, dem evangelischen Pietismus innerhalb des Staatsprotestantismus die Zeit des christlichen Socialismus angebrochen ist. Wir stellen als Heischesatz an seine Schwelle, daß allerdings jener eine große, ja größere Theil der menschlichen Gesellschaft, der weibliche, nothwendig Mitbegründer und Mitarbeiter an dem Werke der neuen christlichen Vergesellschaftung und Vergliederung, Verleiblichung und Vermenschlichung der Christenheit werden muß. Man hat ja auch in Deutschland schon sehr ernstlich schwarz auf weiß den Stab über eine Menschengeschichte gebrochen, in welcher die ganze eine Hälfte der Menschheit, und gerade die schönere, ohne Geltung sey. Es ist etwas daran.

Abgethan ist nichts mit der Gegenbemerkung, daß von der Eva bis zu Georg Sand, von der Königin Semiramis bis zu der Königin Pomare, durch all die Debora, Jesebel, Herodias, Aspasia, Kleopatra, Faustina, Brunhilde, Johanne von Arc, Catharina von Medicis, Elisabeth, Therese, Maintenon, Pompadour, Roland, Lieven, Belgiojoso einerseits, und durch die Sappho bis zum jüngsten englischen Blaustrumpf und deutschen Romanfräulein andererseits der Geschichte und Kunst stark genug in's Handwerk gegriffen worden sey. Noch weniger will besagen,

daß das Weib eben am stillen Herde des Hauses seine weltgeschichtliche Aufgabe habe, und daß stille Wasser nur um so tiefer gründen, stille Kräfte nur um so weiter wirken. Unsere emancipationslustigen Frauen jedenfalls geben sich mit dem nicht zufrieden und wollen die Männer nicht allein öffentliche Dummheiten und Republiken machen lassen.

Aber wahr ist es, das Weib ist trotz Christenthum und Bildung noch nicht zu seiner Geltung gekommen. Bei aller Verzerrung ist ihre Forderung einer Theilnahme am Gemeinleben weder unnatürlich noch unchristlich in ihrem Kerne; vielmehr ist sie in der Natur begründet und vom Christenthum ermöglicht. Die Stellung des Weibes zum bürgerlichen Leben ist ein Gradmesser für den Gehalt und Bestand des letztern selbst.

In der ganzen alten Welt war die Frau eben Sklavin des Hauses, und auch die hervorragendsten Ausnahmen bestätigen nur um so stärker die Regel. Trotz aller Gesittung war der Kern des griechischen und römischen Lebens doch barbarisch. Was sind freie Herren und Staaten auf dem gekrümmten Rücken von Sklaven anders, als Gewaltherrschaften, Despotien? Diese Staaten waren von keiner Religion der Liebe durchweht. Wie das Weib, die geschaffene Trägerin der Liebe, keine Stellung zum öffentlichen Leben, zur bürgerlichen Gesellschaft hatte, so war auch die charitas, die barmherzige Liebe, wie der große Kenner des Alterthums, Böckh, sagt, keine hellenische Tugend.[1]

Die griechische Welt wußte bloß den Eros, die sinnliche Liebe, und die Charis als sinnliche Anmuth zu feiern und nur in einem Plato in's Ewige zu verklären. Es war in Rom wie in Griechenland. Wenn aber auch etwas den Untergang dieser Völker als einen unausweichlichen, unerbittlichen darthut, so ist

[1] Vergl. den trefflichen Aufsatz der „Fliegenden Blätter aus dem rauhen Hause zu Horn bei Hamburg; jetzt als Organ des Centralausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche." Jahrgang 1848, S. 152 f.

es die unbegreifliche Theilnahmlosigkeit und Herzlosigkeit gegen die Armuth und das Elend des niederen Volkes, wofür sich schlechterdings keine nachhaltig thätige Liebe, kein Herz aus den höheren oder niederen Kreisen des Volkes finden wollte. Nur die schrecklichste Noth hieß einigermaßen Hand anlegen, der gräuelvollen Sündfluth einen Abzugskanal zu graben. Wir lesen, wie die Armuth in ganzen Schaaren von obdachlosen Weibern, Kindern, Soldaten, Sklaven und Bürgern, ärmer als das Gethier des Waldes, Italien durchzog schon zur Zeit der Gracchen. Die Soldaten- und Sklavenansiedelungen erzeugten ein furchtbares Proletariat; die Zünfte geriethen in völligen Verfall; Tausende von Bettlern und verlassenen Wittwen und Waisen füllten Stadt und Land, und unter den Kaisern waren in und um Rom zwei Millionen Arme. Das Betteln war auf gewissen Wegen gesetzlich erlaubt. Die römischen Kornkammern des Auslandes lieferten ungeheure Sendungen nach Rom; die Masse wurde mit Geschenken zu politischen Zwecken überschüttet; ein Cäsar brauchte drei Millionen, um nichts für sich zu haben als Schulden; ein Schlund verschlang Alles, was die Hände boten ohne Herz. Mitten in dem grenzenlosen Elende ließen sich die Großen einen Fisch mehr kosten als einen Koch, und diesen noch mehr als einen Triumph. Caligula verpraßte den Tribut dreier Provinzen in Einer Nacht und nahm vor seinen Mahlzeiten Bäder, die viertausend Thaler kosteten. Unter Nero konnte kein Ritter ein Ehrenamt antreten, ohne eine Mahlzeit, die ihn mindestens auf 75,000 Thaler zu stehen kam.

In vier Monaten hatte Vitellius unter den Augen des hungernden Pöbels 42,000,000 Thaler verfressen. Da endlich erschien Vespasian, der Sparsame, der selbst Blinde und Lahme geheilt haben soll, und sein Sohn Titus, der Gütige, die Wonne des menschlichen Geschlechts. Hunger und Pest, Brand und Erdbeben gaben ihm Gelegenheit übergenug, sein Herz und sein Volk durch Wohlthun zu erfreuen. Was aber der eine Titus in seiner zweijährigen Regierung, da er den Tag verloren gab, an dem er keine Wohlthat erwiesen, gethan, das ward gründlich

verdorben durch den grauenhaften Domitian. Erst nach dessen Tode versuchten die vier guten Kaiser Nerva, Trajan, Antonin und Mark-Aurel nachhaltige Hülfe für das arme Volk in Rom. Schon die Politik gebot es, die immer bedenklicher werdende Zahl der Bettler, Wittwen und Waisen, der arbeitsbedürftigen Armen und des entarteten Gesindels zu versorgen. Nerva kaufte Land und ließ die Felder unter die Dürftigsten vertheilen. Die Kinder wurden aus der sittenlosen Hauptstadt entfernt, die Bettelkinder ehrbaren Leuten auf dem Lande zur Erziehung übergeben. Die Waisen vertheilte er auf öffentliche Kosten in die verschiedenen Städte Italiens.

Trajan fand nach Abführung der inneren Ansiedler noch 300,000 Arme in Rom, und diesen ließ er gesetzlich das wöchentliche Getreide auf öffentliche Kosten reichen (fast eben so viele öffentlich Unterstützte wurden im Winter 1848 im heutigen Paris gezählt). Auch die Kinder freier Eltern unter eilf Jahren empfingen das wöchentliche Brod vom Staate. Da Tausende von Kindern durch Italien verlassen umherirrten, wurden sie den Städten zugewiesen, denen er bestimmte Einkünfte zur Aufbringung der ungeheuern Kosten überließ. Reichere Privatleute, wie Plinius der Jüngere, ahmten das im Kleinen nach. Derselbe Plinius berichtet aber, daß Trajan durch solche Wohlthat eine Ergänzung seiner Legionen mit treuen Soldaten habe erzielen wollen (wieder ganz ähnlich hat die Republik des National — nicht der Nation — in Paris sich aus dem Proletariat ihre mobile Garde gezogen). So ist all dieses Wohlthun und Versorgen nicht Sache der Liebe, sondern weit mehr der Politik gewesen, und wie in Frankreich der Stadt Paris, so im Römerreich der Hauptstadt nebst dem Hauptlande zu gut gekommen, während die Provinzen um so mehr darbten und verdarben.

Hadrian setzte die Versorgung der Kinder in ganz Italien großartiger fort, und ließ dafür in dem empörten Palästina 580,000 Juden erschlagen und 985 Ortschaften zerstören. — Der milde Antonin suchte ein Vater seines Volkes zu seyn und sorgte ebenfalls für dessen arme Kinder. Aber was war das Wenige

unter so Viele! Mark Aurel rühmt sich, den Sinn für Mildthätigkeit von den Göttern durch seine Mutter empfangen zu haben. Doch weiß er in den zwölf Büchern seiner Selbstbetrachtungen den Tugenden der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit kein Plätzchen zu geben. Die Getreidespenden mußten auch auf die Kinder der frisch in Rom ansäßig gewordenen Bürger ausgedehnt werden, deren Zuzug die Armuth vermehrte. Zu Ehren seiner lastervollen Gattin Faustina, die der Senat vergötterte, erbaute er erst einen Tempel und stiftete nachher eine Anstalt für „neue faustinische Mädchen." Eine solche Stiftung für Knaben und Mädchen errichtete dreiundfünfzig Jahre nachher Alexander Severus zu Ehren seiner Mutter Mammäa.

Das sind die Rettungs- und Wohlthätigkeitsanstalten der alten Welt! Im zweiten und dritten Jahrhundert findet sich nichts mehr auch nur von diesen dürftigen Versuchen. Aber wenn sie auch ausgedehnter und allgemeiner gewesen wären, ohne das rechte Herz, den Geist der Liebe, die Seele der Weiblichkeit, welche einmal diesem Heidenthum fehlte, war alles Wohlthun, alle Fürsorge, politisch oder nicht politisch, öffentlich oder häuslich, nur ein Sieb.

Gar bezeichnend ist auch das, daß unter dem vorchristlichen Römervolke kaum eine Spur von allgemeiner Theilnahme für die Kranken gefunden wird. Es gab keine Heilanstalt unsern Spitälern gleich. Als das zusammenstürzende Amphitheater in Fidenä 30,000 Menschen erschlagen oder verwundet hatte, nahm man die Leidenden wohl in Privathäuser auf, aber der Staat überließ sie ihrem Schicksale. Nur für kranke Sklaven und Fechter wurde gesorgt. Letztere kamen, wenn sie in den Fechterspielen verwundet waren, in den Aeskulaptempel auf der Tiberinsel. Als Kaiser Claudius die Grausamkeit, mit der diese armen Menschen behandelt wurden, durch Gesetze rügte, wurde in Rom ein eigenes Krankenhaus (valetudinarium) für Sklaven errichtet; aber nur jüngere Sklaven, die nach der Genesung noch arbeitsfähig waren, wurden dort untergebracht, die unheilbaren und altersschwachen mußten auf die Tiberinsel wandern, um dort elendiglich umzu-

kommen. Viel später erst wurden zur Pflege von verwundeten Soldaten Krankenzelte angelegt. Dergleichen Einrichtungen trafen Trajan und Hadrian in ihren Feldlagern und Alexander Severus besuchte die Kranken in eigener Person, tröstete sie und schenkte ihnen Geld. Diese Menschenfreundlichkeit aber wird nicht mit Unrecht bereits dem Einfluß eines Weibes, seiner Mutter Mammäa zugeschrieben, die als Freundin des Kirchenlehrers Origines dem Einflusse des Evangeliums zugänglich geworden war.

Es kam überhaupt der weibliche Theil des menschlichen Wesens im Heidenthum nicht zu seinem Rechte, wie auch noch im jetzigen Heidenthum das Weib ganz die alte Sklavenstellung, und ganz entsprechend die erbarmende Liebe, die Charitas, keinen öffentlichen Platz einnimmt. Ueber die unmittelbare natürliche Gatten-, Kindes-, Freundes- und Vaterlandsliebe kommt die sich selbst überlassene Menschheit nicht hinaus. Kein Wunder, daß jene alte Welt, in der kein für die Menschheit schlagendes Herz war, und in welcher ein Terenz trotz seinem „nichts Menschliches acht' ich mir fremd" (nil humani a me alienum puto) Sklave war und freigelassene Sklaven hielt, ein Steinbruch für die Nachwelt wurde.

Das Heidenthum kannte und kennt die Liebe nicht als den Genuß des Geistes, als Sieg des Geistes über sich selbst, nicht als Selbstaufopferung für Andere, sondern als Genuß des Fleisches und Opferung Anderer für das Ich. Die Religionen des Heidenthums sind alle nur Religionen der Natur, theils des rohsinnlichen, theils des zur Schönheit erhobenen oder in fahle Geistigkeit verflüchteten Naturlebens. Der Genuß war ein Recht des Stärkern; das schwächere Geschlecht, der überwundene Feind, die niedere Klasse waren Sachen, leibeigen, ohne Recht auf das Daseyn, geschweige auf die Güter des Lebens. Sie konnten gar keine Opfer bringen, sie waren selber Opfer.

Diese leidende Stellung hatte das Weib mit seiner Liebe selbst in dem Volke, welches durch eine geistige Gottesoffenbarung und Verheißung weit über alle andern Völker erhoben ward, im israelitischen. Ich habe schon früher berührt, wie das mosaische

Gesetz allerdings eine uneigennützige, reine Liebe zu Armen, Wittwen, Waisen, Schuldnern, Fremdlingen vorschrieb und die Gefühle und Thaten der Barmherzigkeit dem Gotte nachahmen hieß, der da genannt wird gnädig und barmherzig und geduldig und von großer Treue, so daß er wohlthue bis in's tausendste Glied, während er die Sünden der Väter heimsuchen wolle an den Kindern nur bis in's vierte Glied. Zugleich wurde das sechste Gebot gegeben, und damit der Ehe, der Familie, dem Weibe eine Weihe, wie die übrige alte Welt sie nicht kannte. Dennoch aber gab es in dem Volke des zugleich als ein verzehrendes Feuer geschilderten Jehova noch Blutrache, Leibeigene, eiserne Dreschwagen über die Leiber von Kriegsgefangenen hin, ferner Zulassung von Vielweiberei und leichte Ehescheidung „wenn sie nicht Wohlgefallen in des Mannes Augen findet,“ worunter die Schule Hillels jede mißfällige Sache — zum Schrecken meiner glücklichern Leserinnen sey es angeführt — auch eine versalzene Suppe oder einen verbrannten Pfannkuchen begriff. Das Weib, trotz dem, daß unter dem Chor der Richter und Propheten weibliche Größen waren, blieb im innern Gemache für den Mann und die Kinder, und an eine Theilnahme an der Gestaltung des öffentlichen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft durfte es nicht denken.

Die israelitische Religion und Nation war die des Kampfes zwischen dem Natur- und Sittengesetze, zwischen dem Ich mit seiner Sucht und dem Gott mit seinem heiligen Willen. Von jeher hat man in dem Stammvater des Volkes, in Jakob, wie er mit Gott ringt und zwar obsiegt, doch eine beschädigte Hüfte davon trägt, das persönliche Sinnbild des Volkes gesehen. So hat sich das israelitische Volk nicht so völlig aus dem Naturleben herausgekämpft, um frei und ganz dem Geiste zu gehören, dessen Wesen ist, eben so in sich als im Andern zu seyn, d. h. ohne Selbstsucht und Selbstverkürzung sich hinzugeben oder wahrhaft den Andern zu lieben in Folge des Sieges über sich selbst. So hat auch das Weib in diesem Volke noch nicht die ganze Freiheit und daher Gleichheit mit dem Manne errungen. Und so blieb

auch die Liebe und Fürsorge, das Erbarmen und Mitleiden — allerdings bis auf das arme Thier hinab — gesetzliches Geheiß und Werk, wurde nicht Lebenstrieb, nicht Lebensquelle. Auch Jerusalem ward ein Steinhaufen, das Volk zertrümmert, doch seinem höhern innern Leben gemäß nicht zerpulvert wie die heidnischen Völker. Kraft seines Gesetzes und Charakters hat dieses wunderbare Volk in der Zerstreuung gerade den Zug der Familien- und Volksliebe in einer rührenden Sorglichkeit und Theilnahme für alles ihre Brüder berührende Weh bewahrt. Auf eine für Fremde beschämende Weise bringen sie ihren Kranken, Armen, Reisenden, Wittwen, Waisen und irgend Nothleidenden die schwersten Opfer. Was Salomo Heine in Hamburg mit großen Mitteln im größten Maßstabe that, das wird im ärmsten Judendorfe der ärmste Israelite im verjüngten Maßstabe alle Tage leisten.

Mit welcher göttlichen Nothwendigkeit trat da Christus in ein Geschlecht, das Alles konnte, nur nicht sich selber helfen und einander lieben! Die Liebesflamme, die sein Herz verzehrte, hat die eingefrorenen Herzen und Völker geschmelzt, hat die Bande der Natur in Freiheit verklärt, vornehmlich dem Weibe sein Gottes- und Menschenrecht gegeben. Die Mutter der Schmerzen durfte (die „Mutter Gottes" sagt die katholische Kirche) die Mutter des Menschensohnes und des Weltheilandes werden, sagt das Evangelium, und selig werden sie und ihre Leidenschwestern von nun an preisen alle Menschenkinder. Welch ein Liebesstrom sich aus den Wunden des Gekreuzigten durch die Welt in achtzehn Jahrhunderten ergossen, davon habe ich in den vorigen Abschnitten mit schwacher Hand einige leichte Andeutungen gegeben. Es ist aber auch gezeigt, welche wilde Wasser sich zudrängen und den ursprünglichen Heilsbrunnen fast überfluthen sollten. Werden die Kräfte, die wir thätig sahen, den Gesundbrunnen wieder zu fassen und daraus in das neue, wieder fast so sehr als vor achtzehnhundert Jahren krank gewordene Geschlecht Lebenswasser zu leiten, Heil und Rettung uns bringen, und wie?

Nur wenn die Weiblichkeit endlich ihre rechte christliche Stellung zum Leben einnimmt, ist unsere europäische Welt vor

dem Untergange sicher. Die Männerwelt, wie sie jetzt Majoritäten linkwärts oder rechtwärts bildet, Ministerien zusammenleimt und Throne zersplittert, kann die Welt nur abwärts bringen. Belagerungsstand und Kanonen, Mord und Brand, Rücksturz oder Uebersturz, alles hilft nur zum Absturz.

Ein Cavaignac hat sich um das Vaterland, ja um Europa das schauerliche Verdienst erworben, daß er in viertägigem Blutbade „die Barbarei" erstickt und durch Kartätschen und Sturmsäulen in den Straßen der Weltstadt „die Civilisation," die bürgerliche Bildung gerettet hat! Im Grunde der Seele aber ist die dunkelrothe Republik nicht roher als die blaue.

Oder haben nicht seiner Zeit die Blätter uns ein Gespräch zwischen einem Zeitungsunternehmer und dem Ministerpräsidenten Frankreichs gebracht, das nicht sprechender seyn kann? Letzterer soll nicht begriffen haben, wie man zu dieser seiner Republik und Präsidentschaft nur etwas wünschen könne: Alles sey ja in schönster Ordnung, man könne zu rechter Zeit zu Mittag speisen und nachher eine gute Musik hören. Wenn dieß Angesichts der 290,000 Mägen, die in Paris nichts zu essen hatten, Angesichts der ganzen Weltlage, Angesichts der im tiefsten Herzen berechtigten Forderungen der Armen und Geringen keine Rohheit ist trotz den Tausenden von Köpfen, welche die Rothen springen lassen, und trotz der vier Milliarden, welche sie rauben wollten, so gibt es keinen Unterschied zwischen Blauhemd und Glanzhandschuh. Für die Franzosen, welche einmal so in der Selbstsucht ertrunken scheinen, daß sie im Namen der Gleichheit nicht einmal die allgemeine Kriegspflichtigkeit anerkennen wollen, scheint allerdings heute jede Rohheit gut genug zum Regieren und Regiertwerden.

Es ist aber in Deutschland gewiß nicht besser mit den Herzen bestellt. Aus der Herzlosigkeit folgt auch immer Kopflosigkeit. Wenn nun die Einen das Volk zu seinem Glücke durch unüberlegte Mehrheitsbeschlüsse z w i n g e n, die Andern die Freiheit mit dem Gewehr in der Rechten und dem Feuerbrand in der Linken bringen wollen; wenn einer im Norden mit „Reichsbanknoten" und

„Reichssteuern“ der Noth abhelfen will, und einer im Süden „Kapital, Arbeit und Geist die drei allein nothwendigen Erzeuger des Wohlbefindens eines Volkes und seines Nationalreichthums“ seyn läßt, ein dritter daher nur Fabriken mit Schutzzöllen und ein vierter nur Schulen ohne Bibel und Staaten ohne Kirche verlangt, so ist das Alles nur eine Rohheit und Thorheit zusammen, und man braucht, um solche Weisheit zu hören, keine Parlamente und Gelehrten, in jedem Zuchthause kann man sagen hören: „wir brauchen keine Religion, Brod ist's und Nahrungsmittel, was wir brauchen.“

Als ob nicht das Frankreich von 1830 bis 1848 Brod, Kapital, Arbeit und Geist genug gehabt hätte, sammt Reichsbanknoten und Reichssteuern, Fabriken und Zollschutz und Schulen ohne Evangelium und „die Mehrzahl der Franzosen“ ohne Kirche! Wir wissen, was das für eine Wohlfahrt abgab. Schon im Jahre 1847 gehörte von einer Million Menschen in Paris der zehnte Theil, in ganz Frankreich vier Millionen dem Bettlerstande an. Ein Drittheil aller Geborenen, das heißt über fünfundzwanzigtausend Unglückliche, erblickten in demselben Jahre das Licht ihres elenden Lebens in den Hospitälern, und sogar ein Sechstheil der Bevölkerung starb in diesen Anstalten ohne häuslichen Heerd. Schon im Jahre 1832 war in demselben Paris immer ein uneheliches Kind unter $1\frac{4}{5}$; im Jahre 1845 hatte Frankreich bei 975,000 Geburten 25,239 Kinder-Aussetzungen, also unter 39 ein Findelkind! Rom zählte einst fünf Jahrhunderte, ehe in ihm eine Ehescheidung bekannt wurde; aber nachdem Verfeinerung und Gold in Strömen durch die alten Thore eingezogen, sank es in Schmutz und Sumpf zusammen. Vom 1. Januar bis Oktober 1844 wurden in Frankreich 155 Weiber der Vergiftung ihrer Männer angeklagt! Wenn von 1826 bis 1830 jährlich 166 öffentliche Verbrechen gegen das sechste Gebot an Erwachsenen und 139 gegen Kinder verübt wurden, so im Jahre 1843 gegen Erwachsene 208 und gegen Kinder 347 Verbrechen!! Wenn im Jahre 1840 zusammen 2752 Selbstmorde vorkamen, so waren sie drei Jahre später schon um 268 Fälle vermehrt; darunter 729 Frauen und 15 Kinder unter 16 Jahren. Aus den Pariser Lastersümpfen

mußten die jüngsten Bestechungs-, Ehebruchs- und Mordgräuel eines Ministers Teste, eines Herzogs von Praslin u. s. w. aufsteigen, bis der ganze verpestete Dunstkreis in dem Wettersturm des Weltjahres 1848 zusammenkrachte. Werden die rothen Republikaner diesen Sumpf austrocknen mit ihrer Brandfackel, oder die blauen mit ihren Hunderttausende von Franken kostenden Festbeleuchtungen und Kammerpräsidentenbällen? Nur Papierseelen denken den Schlund mit papiernen, ob auch sehr schön schwarz-roth und gold geschriebenen Constitutionen auszufüllen.

Statt an die sittlichen Schäden denkt man aber, zumal in dem schulgemeisterten Deutschland, immer nur an „die Leibschäden unter dem Hute," wie der Schwabe sagt; durch tüchtigere Schulbildung, namentlich durch Einführung der Jugend in die Vaterlandsgeschichte, in die Weltgeschichte, in die Naturkunde und Rechenkunst, in den deutschen Dichterwald und in die sonstigen Reiche der Natur und des Gedankens und der Kunst werde der böse Leck schon zu verstopfen seyn. Als ob die „Gebildetsten" die Zufriedensten, die Gelehrtesten die Ergebensten, die Feinsterzogenen die Bestgezogenen wären! Als ob nicht Quetelet die in Frankreich vor Gericht kommenden nach neun Klassen abgetheilt hätte, von denen die achte die der Künstler, Studenten, Beamten, Advokaten, Geistlichen und Aerzte ist, und gleich darauf die neunte und letzte die der Bettler, Schmuggler, Lustdirnen u. dgl., und zwar so, daß in ersterer Klasse auf siebenunddreißig von hundert blutige Verbrechen kommen, bei der letzten nur etwa fünfzehn! Als ob in Deutschland nicht im gutgeschulten Preußen, in der feingebildeten Provinz Sachsen, wo von hundert schulpflichtigen Kindern einige neunzig in die Schule kommen, die meisten Morde und Todtschläge vorkämen nächst dem ungeschulten Posen und noch so viele Kindsmorde als in Pommern, Selbstmorde aber und Fleischesverbrechen am meisten in ganz Preußen! Als ob nicht die minder schulbeglückten slavischen Bezirke Preußens kaum den dritten Theil so viel jugendliche Verbrecher unter sechzehn Jahren hätten, als die deutschen Bezirke, in denen Familienehre und Sitte der „Bildung" mehr

und weniger zum Opfer fiel. Als ob nicht die eigentlichen Blutmenschen unserer Tage von den hohen Schulen und höchsten Studien herkämen und gutentheils allerdings in ihrem Polybius nicht umsonst gelesen hätten, daß gerade in freien Staaten die Götter geehrt werden müssen, wenn man nicht einigen Menschen gefährliche Macht in die Hand geben wolle! Sie wissen, diese Doktoren der heutigen Freiheit, recht wohl, warum sie das Göttliche nicht geehrt wissen wollen in ihrem Lande.

Mit der Kraft des Armes und des Wissens wird schlechterdings die heutige Welt nicht erlöst. Was vor achtzehn Jahrhunderten die Welt gerettet hat, die Demuth und Liebe im todesmuthigen und weiblichzarten Manneslherzen, das gilt diesen heutigen jungen und alten Männern als Schimpf, und im besten Fall als unbekannte Größe. Den Muth der Demuth, die Allmacht der Liebe kennen sie nicht. „Das Christenthum eine Religion der Weiber und der Sklaven; pfui!" So höhnt es heute stärker denn je aus dem Munde des „Abtrünnigen" herüber. Die einen trotzen auf die Menge der Fäuste, die andern auf die Menge der Bajonette, die einen hoffen auf die Armuth, die andern sagen zum Goldklumpen, du bist mein Trost. In beiden Lagern waltet die Selbstsucht, als Ehrgeiz links, als Geldgeiz rechts, herzlos, thatlos, sieglos, freudelos.

Ja das Christenthum eine Religion der Weiber, weil der Liebe! Verkennet, vergiftet die Liebe und es wird eure Selbstsucht daraus. Die alte Welt ist in der Selbstsucht untergegangen. Es sieht heute weltuntergangsmäßig genug aus. Alles was wir für Gewinn achteten, Alles, worin wir es so herrlich weit gebracht, scheint auf dem Spiele zu stehen; wir brauchen keine fremden Horden von Wilden oder Halbwilden, um mit unserer neueren „Bildung" hinweggespült zu werden. Will Jemand glauben, diese unsere „Bildung" sey stark genug in sich, der hereinbrechenden Verthierung zu widerstehen? Was gibt es kernloseres, gottverlasseneres, als dieser Schliff und Firniß, dieses Menschenthum, das, wie Figura zeigt, jeden Augenblick in thatsächlichste Entmenschung umschlägt!

Wer war stolzer auf seine Bildung, als der Grieche und Römer? Barbar war Alles außer ihm. Mit seiner römischen Bürgerbildung (Civilisation) hat er die Welt erobert, um mit ihr zu Grunde zu gehen. Ihre Bildung ward so fein, daß nur Wenige mehr an einen Gott glaubten als Regenten der Welt; die Meisten, nachdem sie die Regenten vergöttert und die Schauspieler und die Tänzerinnen und die wandernden Künstler, glaubten und hofften nur noch auf die „Natur", den Zufall, das Glück und das Schicksal, das todte, vernunftlose. Spott über das Heilige, das Bekenntniß: „ich habe gar keine Religion", gehörte zum Ruhme des geistreichen Redners und Dichters, so gut als ehegestern in der Paulskirche. — Mit Eiden zu spielen war an der Tagesordnung. Täglich kamen Tempelraub, Frevel auf offener Straße, Schandthat jeder Art vor. Der Genuß war Lebenszweck, Unzucht in greuelhafter Ausdehnung vergiftete alle Klassen, Ehebruch und Kindsmord wucherten tausendfältig. Da kamen die Zeitungs- und Bücherschreiber und bliesen das unreine Feuer für Alt und Jung mit Wollust an. Wahnsinnige Verschwendung der Vornehmen, Ehr-, Geld- und Blutgier, Buhlen um Volksgunst, Verrath, Aufruhr, Bestechung, Erpressung, Wucher, Gesetzesverachtung und Aberglauben lösten alle Bande.

Daher jenes furchtbare leibliche Elend. In den Städten, wie heute, elende, dunkle, ungesunde Wohnungen der Armen, unerschwingliche Hausmiethen, steigende Arbeitslosigkeit und Mangel an Verdienst durch ehrliches Gewerbe. Oben und Unten galt der Wahlspruch: „woher du hast, darnach fragt Niemand, nur haben mußt du." Vergeblich geißelten die Spottliederdichter, eiferten die Männer von Ehre und Tugend; der Wiederhall ihrer Predigten war: O cives, cives, quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos! (erst Geld, ihr Leute, dann die Tugend!) Waren die Paläste Wolfshöhlen, so waren die Wohnstätten der Armen Mördergruben. Die Erbitterung der genußsüchtigen Armen gegen die genußsüchtigen Reichen reizte zur gewaltthätigen Selbsthülfe. Bei zunehmender Besitzlosigkeit suchten die Bessern unter den Dürftigen auszuwandern; die Andern

durchzogen in Räuberbanden das Land. Mitten in der ärgsten Theurung wurden die hungernden Sklaven vor's Haus gejagt und sie zogen sich in das brodlose Rom. Aus Rom vertrieb man wieder die Fremden und sie fielen wie ein Heuschreckenheer auf Italien. Aus Armen, freigelassenen Sklaven und Soldaten bildeten sich Freischaaren und Räuberhorden, die sich an allen Heerstraßen festsetzten, in Bergschluchten und Moräften hausten, Heerden forttrieben, Reisende anfielen, Menschen raubten und zuletzt sich in solcher Menge verbreiteten, daß schon Augustus und Tiberius durch ganz Italien Wachen vertheilen und zum Schutze der Hauptstadt — ganz wie jüngst Cavaignac — eigene bewaffnete Heerhaufen aufstellen mußte.

Die Säbelherrschaft vermehrte nur der Sünden und der Uebel Menge. Das Schlimmste war auch damals schon von den Louis Blanc und Proudhon des alten Roms zu fürchten. Denn allerdings entstiegen jenem Sumpfe auch Gedanken und Lehren, welche in der allgemeinen Rathlosigkeit die gesellschaftlichen Mißverhältnisse damit ausgleichen wollten, daß sie aufstellten: „es sey eine Forderung der Natur und der Vernunft, einen gesellschaftlichen Zustand zu schaffen, wo Niemand reich und Niemand arm sey; es genüge, wenn jeder Römer ein Grundeigenthum von zwei Morgen besitze; davon könne eine ganze Familie mit vier, fünf Kindern und einem Knechte leben; keiner brauche mehr oder weniger, als gegen Hunger, Durst und Kälte nöthig sey; besser sey es, wenn Niemand reich wäre, wenn Alle, und selbst der Fürst unter einem Strohdach wohnten; dann nur würde es Liebe, Treue und Sittlichkeit geben. So verlange es die Natur und Vernunft."

Diese Andeutungen, die sich bei Juvenal und Properz finden, wie die ganze Schilderung jener in Wahrheit heillosen Zustände des zusammensinkenden Roms, müssen jedem Leser eine schlagende Aehnlichkeit mit heutigem Unheile bekunden. Je nach Stimmung und Ansicht mag sich den einen das Grauen vor Gegenwart und Zukunft gemäß jenem vorbildlichen Untergange der alten Welt vermehren, während die Andern zukunftfroh durch Nacht zum Lichte blicken.

Ich stelle mich auf die Seite der letztern, aber nicht ohne Gründe hören und geben zu wollen. Es gibt auch Hoffnungen in's Blaue hinein neben geradezu falschen Hoffnungsgründen. Als einen falschen habe ich eben den von unserer Bildung hergenommenen erklärt. Gerade die neuere Bildung im gegenwärtigen Auslaufe erweist sich als eine bei weitem mehr heidnische denn christliche, vom „Kultus des Genius" bis zu dem Gottesdienste der Barrikaden und des Zufalls, ja selbst bis zu dem Götzendienste der „Humanität." Allerdings hat das Christenthum, welches vor achtzehnhundert Jahren allein das Menschengeschlecht rettete, durch seine himmlischen Kräfte sich durch Sitte und Sprache, Dichten und Trachten, Familie und Staat hindurch gewoben; aber das was sich von dieser ewig bleibenden und daher ewig erhaltenden Welt- und Himmelsmacht über die Völker Europas hin abgesetzt hat, ist doch in Wahrheit so dünn, wie jene vom Galvanismus bewirkten allerfeinsten Ueberzüge über thönernem oder gypsernem Kern. Und ob man sich auch heutzutage mit diesem dürftigen Niederschlage, der den heidnischen Kern umgibt, vielfach begnüge, und darauf selbst Glaubensbekenntnisse, selbst Kirchen der Zukunft gründen möchte: in Wahrheit sind unsere getauften Völker dem Kerne nach eben mehr oder minder gemäßigte Heiden, bis von Zeit zu Zeit der alte Sauerteig übel genug zu Tage bricht und ein ganz anständiges, vollwichtiges, naturwüchsiges Heidenthum an's Licht der hochgebildeten Menschheit fördert. Ein tieferer Blick in die „christliche" Kunst, Kirche, Wissenschaft, eine Ueberschau über die „christlichen" Völker und ihre innere und äußere Geschichte thut dieß hinreichend dar. Man braucht auch nur daran zu denken, daß, wie Kaiser Karl der Große die Sachsen zu Tausenden in das Taufbecken der Elbe sprengte, so auch im Kleinen und Einzelnen in tausend Fällen neunhundert neun-und-neunzigmal das ganze Bekehrungsgeschäft und Christenthum nichts als alleräußerlichste Besprengung mit Wasser, Benennung mit Kalendernamen und Benehmen in kirchlicher Sitte war und blieb. Was wird die geheime und offene Völkerbekehrungsgeschichte in den „finstern" Jahrhunderten erzählen,

wenn noch im Januarheft der „Jahrbücher der Verbreitung des christlichen Glaubens" vom aufgeklärten Jahre 1841 der französische Missionär, Vater Bataillon von der Insel Wallis schreibt: „Um keinen Widerstand zu erfahren, wenn ich Kinder selbst vor den Augen ihrer Mütter taufe, habe ich immer in meiner Tasche ein wohlriechendes Fläschchen und daneben ein anderes mit gewöhnlichem Wasser. Zuerst gieße ich einige Tropfen von dem ersten auf das Haupt ihres Kindes unter dem Vorwand, es zu stärken, und während die Mutter diese Tropfen auf das Haupt ihres Kindes ausbreitet, wechsle ich die Flasche und gieße das Wasser, welches die Wiedergeburt wirkt, aus, ohne daß jemand weiß, was ich thue." Und Pompallier, der Bischof von Neuseeland: „Ich besuchte neue Stämme, deren Häuptlinge schon lange meine Anwesenheit gewünscht hatten. Die Folge dieser langen Reise war, daß 40 Stämme zum katholischen Glauben bekehrt wurden; über 150,000 Eingeborne habe ich unserer katholischen Kirche einverleibt. Ich konnte mich nur wenige Tage bei jedem Stamm aufhalten!" Was konnte, was kann in solcher Christenfabrik für Waare erzielt werden!

Ja, was heute aufbricht, ist wahrlich nichts als das bei der Christlichmachung der romanischen und germanischen Völker übertünchte Grab des Heidenthums mit seinem Moder. Was kann sich bezeichnender neben jenen großen Völkertaufstein stellen als der heilige Stuhl selbst, ich meine den alten bischöflichen Stuhl der h. Peterskirche zu Rom, der von Holz, mit Gold und Elfenbein belegt und mit erhabener Arbeit verziert, vorn die zwölf Thaten des Herkules und sechs Zeichen des Thierkreises vorstellend, ein förmlicher alter heidnischer Richterstuhl, jetzt in den erzenen Thron der neuen Peterskirche eingeschlossen ist? Da haben wir die heilige Metallüberziehungskunst, die ganze Galvanoplastik „der Kirche" leibhaftig vor uns.

Wohl brachte oder wollte die Reformation eine Vertiefung und Wiedergeburt in den reinen Kern des Evangeliums, aber wer wird läugnen, daß sich auch in der protestantischen Kirche

hinreichend Schlacke theils erhalten, theils frisch angesetzt hat, um auch die protestantische Bildung als gar nicht zu sehr christliche erscheinen zu lassen? Wie ist die große Errungenschaft der Reformation, die freie Forschung heute in die blindeste Unfreiheit umgeschlagen auf politischem Gebiete, das ganz nur von der Tagesmeinung und dem Parteistichwort, ganz vom französischen Abhub ohne alle Selbstständigkeit des Urtheilens und Handelns bewegt oder vielmehr versumpft wird. Es ist ganz dieselbe Verneinung und Vernichtigung, welche auf dem religiösen und philosophischen Felde sich austoben mußte, um nun sich in den Staat und in die Gesellschaft zu stürzen. Diese trostlose Verneinungssucht ist heidnische Krankheit, heidnische Geistes- und Lebensarmuth. Die Schleußen, welche ein Hutten und Erasmus mit der ganzen vielverdienstlichen Schaar jener classisch gebildeten und bildenden „Humanisten" mit kecker Hand aufzog, brachten der das Evangelium wieder auf den Leuchter stellenden Reformation nur zu viel des schlimmen Zuflusses, so daß der äußere Gewinn dem innern Schaden nicht entsprach. Nach tausendjährigem Christenthum in unsern Landen müssen wir nun von vorn anfangen und eine „innere Mission" erfinden.

Nun, die Weltgeschichte sollte einmal in diesen Wegen gehen, ich klage kaum, ich richte nicht. Nur soll Niemand viel von christlichem Volke, christlichem Staate, christlicher Bildung reden und noch weniger von den Bürgschaften, die uns darin gegen das Schlimmste geboten seyen. Es ist ein Gemeinspruch geworden, daß christliche Völker nicht untergehen können. Wahr und falsch wie alle solche Sprüche. Ein wirklich durchgebildetes Christenvolk wird allerdings auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden. Aber ein Volk, dem das Christenthum eben durch den Weihwedel angeflogen, durch das Kreuzeszeichen aufgestempelt ist und mit den Bibeln und Gesangbüchern in der Rumpelkammer liegt, hat davon doch gewiß keinen Schutz gegen Faulen und Verfaulen. Wo sind denn die einst so blühenden Christengemeinden und Stadt- ja Staatsgebiete Syriens, Kleinasiens, der Hämushalbinsel und Nordafrikas? Es ist der Aber-

glaube des Unglaubens, wenn man an die Unmöglichkeit eines neuen Christenvölkeruntergangs glaubt. Ich meine, wir hätten bereits Völkerleichen, und wenn sie noch nicht ganz todt sind, so ist der Tod jenen Todeszuckungen vorzuziehen, da eine arme Seele nicht leben und nicht sterben kann. Und wie lange soll nur das französische Volk — in fünfzig Jahren durch achtzehn Verfassungen und Verfassungseide, durch alle Staatsformen, Staatsklugheiten und Staatsbankbrüche hindurchgeschüttelt — dieses um- und wieder umgestürzt werden wohl aushalten? Habe es auch H. Heine recht mit einer Katze verglichen, die beim Sturze vom höchsten Dache für todt angesehen doch wieder auf die Füße kommt — selbst ein katzenzähes Leben nimmt ein frühes Ende, wenn es alle Tage solche Sprünge macht. Jammer über Deutschland, wenn es nun ebenfalls durch ein paar Dutzend von links und rechts ihm aufgezwungene Verfassungen hindurchgeschleudert auch vollends außer aller Fuge und Fassung kommen soll! Länger als einige Jahrhunderte hat selbst das Männervolk der Römer solche Zerschütterung nicht ertragen können.

Das Christenthum freilich und die Freiheit, die allein durch jenes kommt und bleibt, kann nicht untergehen, selbst wenn Himmel und Erde vergehen. Aber auswandern könnte die Freiheit mit dem Christenthum, über Berg und Thal und Meer könnte sie ziehen; sie muß nicht in Deutschland, sie muß nicht in Frankreich, sie muß nicht in Europa seyn, so wenig sie im Lande ihrer Geburt bleiben mußte. Wer auf den Gedanken des „christlich-germanischen" sich und seines Volkes Wohlfahrt und Zukunft gründen, wer auf die Sieghaftigkeit der Freiheit an sich, wer auf die demantne Festigkeit neuerer Bildung bauen wollte, der mag ebensogut sein Schloß auf Wolken gründen. Christliche Kirchen und Völker sollen freilich das Salz der Erde seyn, wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts gut, als daß man's auf die Straße werfe, da es die heranstürmenden Völker aus Ost und Nord zertreten.

Der Muhamedanismus, geboren in einer Zeit, da sich die Christenheit um todter Formen willen zerfleischte und in Trägheit

der Selbstsucht und des Uebermuthes versumpfte, war eine furchtbare Zuchtruthe, die der Allmächtige an dem christlichen Himmel kometenartig aussteckte zum blutigen Warnungszeichen für alle Christengeschlechter, die über Allem und sich selbst das Eine das Noth ist, vergessen, den l e b e n d i g e n, in L i e b e t h ä t i g e n Glauben.

Jetzt braucht es, wie schon bemerkt, kaum äußerer Feinde und wilder Eroberer. Sie sind mitten in der „Christenheit" legionenweise. Der Sinn, welcher böswillig um mittelbar oder unmittelbar die Religion „aus der Gesellschaft zu verdrängen und aus dem Gemüthe des Menschen (also vor Allem der Jugend) schwinden zu lassen", Staat und Kirche, Schule und Kirche trennt und allen Bekenntnissen des Glaubens und Aberglaubens, der Gottesläugnung und der Allvergötterung, dem einen Gotte der Juden und der Muhamedaner wie den vielen Göttern der Heiden in dem Rechtsstaate der neuen Zeit eine Gesammtkirche zu bauen vorhat, entspricht ganz der religiösen Verzweiflung des zum Untergange reifen Heidenthums.

Mit Vorwürfen und Befürchtungen ist aber nichts gedient. Fragen wir lieber, ob und wo für diese Schäden Heilung zu finden, worauf wirkliche Hoffnung zu gründen wäre? Diese Frage fällt zusammen mit der andern: warum mußte die „alte Welt" untergehen und doch die Menschheit gerettet werden? In Rom wie in Jerusalem war die Selbstsucht, der Egoismus der Gott geworden. Die Führer und Berather des armen Volkes vergifteten es einerseits mit herzfressendem Unglauben, zerdrückten es andererseits mit herzloser Ueberhebung und Kargheit bei mitleidsloser Ueberbürdung und Verwahrlosung der untern Schichten zu Gunsten eigener schamlosester Ueppigkeit und Verschwendung. Die schmeichelnden Beglücker und die heuchelnden Bedrücker waren in ihrer Selbstsucht erstickt, selber ohne Glauben an Gott und Menschheit, unfähig im Volke den Fels des innern Vertrauens zu gründen, ohne welchen ein Volk der Verzweiflung und Zerrüttung, dem Selbstmord im Einzelnen und Ganzen anheimfällt; denn in Wahrheit kommt ein Volk nicht zufällig durch Andere um, sondern es bringt sich immer selber um's Leben.

VIII.

Volkserrettung.

Wirkliches Vertrauen zu sich, und damit die Kraft des Sieges über Noth und Tod durch den Sieg über sich selbst findet ein Volk nur im Vertrauen und Glauben an seinen Gott. Diesen seinen Gott hat aber das Volk nicht unvermittelt, sey er ihm auch noch so tief in's Herz gewachsen. Es bedarf dazu einer fortgehenden menschlichen Vermittlung, es muß denselben gegenständlich vor sich haben, musterbildlich anschauen in persönlich ihm entgegenkommender That; nur die That ist ihm Wahrheit. Die Bethätigung des Glaubens stellt sich lediglich dar in der That der Liebe, im Opfer. Lebendige, persönliche Opfer will das Volk vor sich sehen, sein Gott und sein Glaube muß sich ihm handgreiflich ausweisen als einer, der so hoch und fest steht, daß er sich dem Kleinsten und in das Tiefste hingeben kann, ohne sich aufzugeben. Das ist die Bedeutung der Helden und Propheten. Ein Volk, das keine Helden, eine Religion oder Kirche, die keine Propheten mehr erleben kann, hat ausgelebt. Das ist zugleich die Bedeutung der höhern Stände überhaupt, welche als Hirten der Heerde, als Vorbilder der Masse des Volks dastehen sollen. Wenn letzteres seine Tugenden, seinen Glauben zumal nicht mehr in jenen verwirklicht und vorgebildet schauen kann, so verliert es den Glauben an sich selbst, verzweifelt, zerfleischt sich und stirbt.

In der israelitischen Volksgeschichte zeigt sich das in großartiger Weise beim Untergange des davidischen und herodianischen

Reiches, bei der ersten Wegführung nach Babylon und bei der letzten Zerstreuung in alle Winde. Ganz gleichermaßen war es in Rom. Als das Volk zu seinen obern Klassen kein Vertrauen mehr fassen konnte, weil die einen wie die andern, baar alles Göttlichen, unfähig waren zu selbstaufopfernder That, da gab es sich selbst auf, fiel und zerfiel. Alle Spenden und Schenkungen von Brod und Geld und Spielen machten das Sieb nur größer; ein Curtius aber konnte den Abgrund füllen. Der bezahlte mit dem, was er war, das ausgeartete Geschlecht mit dem, was sie hatten. Wer sich selbst aufopfert, zeigt den Betrachtenden den Gott im Menschen, spornt, stählt sie zu gleichem Siege über sich selbst, daß sie sich zusammenraffen, Vertrauen, Muth und damit Kraft zu jedem Opfer, jeder Selbstverleugnung gewinnen. Gebe aber Einer Alles und sich nicht, so mag er alle Mägen füllen und alle Hände, aber kein einziges Herz, und aus dem Herzen kommen die argen Gedanken und Werke.

Um die Zeit der Reformation war ein gleicher sadducäischer Unglaube und pharisäischer Uebermuth wie einst in Rom und in Jerusalem durch die christliche, d. h. kirchliche Welt verbreitet. Der reiche Adel und die überreiche Kirche kannten vor Ueppigkeit sich selbst nicht mehr, geschweige das arme Volk. Von Selbsthingabe war keine Spur mehr in diesem vergeilten Leben. Leiblich und geistig versank die Masse in grenzenlose Noth, bis sie allen Glauben an Recht und Liebe, an Gott und Menschheit einbüßte, Alles und sich selbst vergaß und verzweifelnd im Bauernkriege losbrach. Die Vornehmen hatten Stiftungen und Begabungen in allen Ecken und Winkeln angelegt, die Klöster und Spitäler schütteten die Almosen mit Scheffeln aus; die Mägen wurden nur um so leerer, die Arme träger, die Herzen öder, die Massen verzweifelter. Alle verschwenderischen Vergabungen und Versprechungen sättigen eben kein Herz. Geben und nachgeben erschlafft, fordern rafft zusammen, aber fordern freilich nicht bloß von Andern und von sich selbst nichts, sondern fordern von sich selbst Alles, und darum von Andern wenigstens etwas. Und durch diese That der Selbsthingabe,

diese Wunderthat der Selbsterniedrigung, Selbstverläugnung und Selbstaufopferung die Andern zum Glauben an die gleiche Gotteskraft in ihrer Schwachheit bringen, zur gleichen Selbst- und Weltüberwindung sittlich zwingen — das ist das Geheimniß der Völkerrettung, der Menschenerlösung.

Wir haben gesehen, auf welchem Wege die Bethätigung der Liebe, welche der Glaube zu wirken hat, an den Staat kam, als den allein rechnungs- und verwaltungskundigen, den allein werkthätigen und thatkräftigen. Das Reich der christlichen Liebe verlor sich in wohlbezahlte Armenverwalter, Spitalpfleger, Krankenhausmeister, Waisenhausinspektoren, in wohlbegründete Armenanstalten und übel verwendete, durch heillose Armengesetze aufgebrachte Armensteuern. Die Selbsthingabe unnöthig und damit unmöglich zu machen, ward der hohe Zweck des „aufgeklärten Despotismus" und Polizeistaates. Noch viel weniger als in der alten Kirche konnte darin die rettende Christusliebe sich verwurzeln und verästen bis in die äußersten Gliedmaßen des Volkskörpers. Die Alles regieren, besorgen, beglücken wollende Kronpolizei machte Herzen und Hände faul und ließ Staat und Kirche so verfaulen, daß die obern nicht den untern helfen mögen, die untern von den obern sich nicht mehr helfen lassen wollen.

„Es ist kein Vertrauen mehr da! wann wird das Vertrauen wiederkehren!"

Welches Vertrauen, wenn man fragen darf? Ei freilich, jenes Börsenvertrauen auf den blauen Himmel, dieses Leben von einem Tag in den andern, da man den lieben Gott schalten und die löbliche Polizei walten ließ, wenn man nur Wechsel ziehen, Notirungen machen, gut essen und trinken, bequem wohnen und spazierenfahren konnte! Dieses blinde Vertrauen auf nichts als auf den Zufall und das Glück wäre freilich sehr willkommen, wenn es immerfort von gestern bis morgen wiederhergestellt werden möchte. Da gäbe es wieder Kredit, der Handel blühte auf, die Gewerbe hätten Nahrung, Armensteuern ließen sich ausschreiben und die Armen hätten doch wieder mit Lazarus von den Hunden sich die Schwären lecken zu lassen, und, wenn's hoch

kommt, von dem in der Schwemme sitzenden „reichen Manne,“ oder von gefrorenen Stiftungspflegern und Armenkastenverwaltern unwillig ihnen zugeworfenes Thränenbrod zu essen. Es lebe die gute alte Zeit vor 1848!

Aber der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Euer Kredit ist gründlich verloren. Das Volk will keine Almosen mehr, an die ihr es gewöhnt habt, es will euer Herz. Verderbt, verblendet, verfault und verthiert, wie es vielfach ist, geht es darauf aus, in der Wuth des Tigers den höhern Klassen das Herz aus dem Leibe zu reißen. Bravoruf und Hohnlachen der Hölle begleiten jeden schaudervollen Mord, der unsere Tage schändet. Fast alles Zutrauen, alle Liebe, alle Hochschätzung gegen die über ihm Stehenden ist aus dem Volke geschwunden, dessen Magen man zu füllen, dessen Kopf man zu verfeinern suchte, um das Herz zu entleeren und das Gemüth zu verwildern. Wer dieses Vertrauen wieder herstellt, die untern Klassen durch das Vorbild treuer Hingebung und Selbstverläugnung wieder sittigt, zum Kampf mit sich selber willig, zum Siege über sich durch Entbehrung fähig macht, der stellt sich in die Schaar der Retter und Helden, und wäre sein Wirkungskreis auch noch so klein und still.

Und warum ist den höhern Ständen so viel an leiblichen und geistigen Gütern anvertraut? Wozu diese gottgeordnete Ungleichheit? Daß sich die niedern Stände empören sollen über den Mißbrauch, den der Hochmuth, der Geiz, die Genußsucht mit den Gaben des gerechten Gottes macht? Hätte dieser wirklich für die Reitpeitsche, den Havannahstengel, den Glanzhandschuh, das Seidenkleid die Einen, dagegen zu Kartoffeln ohne Salz, zu Lumpen ohne Nadel, zu Lagern ohne Stroh die Andern geschaffen? O ihr ungerechten, ungetreuen Haushalter: „wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel vertraut ist, von dem wird man viel fordern!“

Es ist ein hartes Wort, aber wahr ist es, die Armen und Geringen sind durch die Selbstsucht der Großen und Vornehmen um ihren Gott und ihren Menschen gekommen. Die Verhöhnung

und Verachtung göttlicher und menschlicher Gesetze von oben erträgt das untere Volk nicht mit kaltem, lächelndem Achselzucken; es fragt, ob das Menschen seyen, es fragt, ob noch ein gerechter Gott sey oder nicht? Wenn die, welche ihm „Götter" seyn sollen, wie dem Volke Israel Moses und Aaron, d. h. Statthalter und Haushalter Gottes, Ebenbilder seiner Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, das sind was sie sind, so hat das Volk mit dem Vorbilde die Tugendkraft und mit dem Glauben an die Menschheit den an Gott verloren. Ein Funke, und im Sturme bricht das Feuer der Rache, der Verzweiflung los. Alle Centralgewalten und Ordnersberufe in der Welt löschen solchen Weltbrand nicht, und wenn sie ganze Himmel voll Bajonette darauf herunterregnen könnten. — Das Feuer des Zorns wird bloß durch das Feuer der Liebe gelöscht. Laßt leuchten euer Licht vor den armen Leuten, laßt brennen euer Feuer, ihr Helden und Propheten, es ist Zeit!

Aber wo sind die großen Männer, die ein ganzes Volk auf ihrem Herzen tragen und versöhnen können? Alle Tage fragen alle Zungen darnach. Aber umsonst ist Fragen und Sehnen: sie müssen erst geboren und gezogen werden. Aber kommen müssen sie, denn das Volk muß Helden und Propheten, Männer Gottes haben, in denen es sich wieder fasse, erfrische, zu sich selber komme, die ihm allen Glauben wiedergeben durch die Wunder der Liebe in Beweisen des Geistes und der Kraft. Diesen wird es wieder folgen lernen, diesen wird es wieder voll Dank und Ehrfurcht gehören, weil sie in ihnen ihre Retter, ihre Neugebärer, die Abbilder ihres Gottes finden, nicht bloße Maulhelden und Verführer, Götzen und „Verräther." Weil das Volk dieselben haben muß, muß ein Hecker, ein Blum einstweilen der Messias seyn; diesen Männern trauen sie es nun einmal wohl oder übel zu, daß sie es „gut mit dem Volke meinen", weil sie Gut und Leben „für dasselbe" opfern.

Ich will kein Urtel über diese Männer fällen; aber der Weg der Gewalt ist nicht der Weg zum Herzen; die auf den Barrikaden und Freischaarenzügen eroberten Gemüther gehen so

schnell verloren als die also eroberten Kronen. Der Heldengang, den ich meine und im Grunde auch allein das Volk verlangt, geht sich langsamer, undankbarer, unberufener von Menschen, belohnter und berufener von Gott. Und diesen Gang können wir alle gehen, wenn wir nur wollen und den Heldenmuth haben, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut, und also uns bescheiden, nicht Helden spielen zu wollen. Nicht Messiasse, aber Vorläufer des Messias, Anbahner und Wegebereiter für den, welchem der große Meister die Meisterschaft über das Jahrhundert und die Zukunft geben wird, können wir alle seyn. Je mehr wir unsere Pflichten im Kleinen thun, desto schneller mag dann die Zeit des Großen erfüllet werden.

Wo sind die großen Männer? frage ich nochmals mit aller Welt. Nun es kann allerdings nicht lauter große Propheten geben, es müssen auch kleine seyn.

So will ich fragen, wo sind auch nur die kleinen Männer, welche ihr Herz so weit bemeistern können, daß sie im kleinsten Kreise über Noth und Elend Meister werden? Allein der Staat hat seine Bürger verdorben, die Staatskirche hat sie todtgepredigt. Jene Spener, Franke, Zinzendorf, Bengel und ihre Jünger und Meister evangelischen thatkräftigen Christenthums konnten in bessern Zeiten und Orten nur kleine Häuflein sammeln, nur geringe „Kirchlein" gründen. Jener Liebesstrom, der die alte Christenheit durchfluthete, ist bei uns zu kleinen Gräben zersplittert oder gar versandet und vertrocknet. Wie zäh das Blut, wie eisig der Hauch, wie kalt das Herz, wie karg die Hand, wie hart das Wort, wie steinern die Miene, wie steif der Rücken, wo es gilt zu Armen, Kranken, Verlassenen, Verwahrlosten sich niederzubeugen! Der deutsche Mann kennt diese Königspflicht kaum mehr mit ihrer Last und Lust. Kindisches, knabenhaftes, weibisches Wesen trifft man übergenug, aber jene Weiblichkeit, die einer edeln Mannhaftigkeit so schön steht, und eben durch das Christenthum ihr eingeimpft werden will, ist fast verloren gegangen. Die großen Hansen können am Ende gar nicht mehr werden, auch wenn sie wollten: „die Kleinen von den Seinen."

Ich würde wohl schön ankommen, wenn ich im Namen der Menschheit und des Evangeliums unsern Politikern und Nichtpolitikern, den Rothen, den Blauen und den Weißen, den noch Grünen und den schon Grauen die Zumuthung machen wollte, sie sollten vom Lehr- und Webstuhle, von der Studir- und Schreibstube, vom Exercir- und Turnplatz, von der Werkstätte und dem Felde weg, statt in die Wirthshäuser lieber in Krankenhäuser und Armenhäuser, in Spitäler, Gefängnisse, Handwerkerherbergen, Wohlthätigkeitsvereine und Rettungsanstalten sich begeben, sie sollten in der Nähe und Ferne dem Elende, dem Leiden in's Haus gehen, liebend in's Auge blicken, hülfreich die Hand drücken, mit leiden und mit weinen, selber die Hand anlegen, mit eigenem Munde trösten und rathen.

So als reicher Mensch, als gesunder Mensch, als wohlversorgter Mensch zum armen Menschen, zum kranken Menschen, zum verwahrlosten Menschen liebreich gehen als ein Engel des Trostes, sich herniederneigen in demüthiger Erbarmung und freundlicher Theilnahme, und nicht etwa so einmal dem Register zu lieb es thun für Stoffsammlung zu Kammer- und Volksreden, zu Nutz und Frommen schnöder Neugierde oder zum Aufputz loser Romane — das wäre freilich mehr als wohlfeile Menschheits-Redewendungen drechseln, von papiernen Menschenrechten schwatzen und erlogene Bruderthümer auf die Fahnen sticken. So als Mensch zum Menschen treten, das hieße für's Volk etwas t h u n, das hieße versöhnen, heraufziehen, bilden, ein einig Volk von Brüdern stiften, ein goldenes Gefäß der Freiheit gießen. Solche Bruderliebe wäre ein Kitt anderer Art als das Blut, womit ihr eure Freiheiten leimen wollt. Sie allein, welche den Höheren zum Niederen und den Unteren zum Oberen v o n H e r z e n bringt, schafft Zutrauen, Lebensmuth, Gemeinsinn, Opferfreudigkeit.

Wie aber gegenwärtig die Herzen zu einander stehen, geht leichter als solche thätige Bruderliebe der politische B r u d e r m o r d „in das gebildete Bewußtseyn des neunzehnten Jahrhunderts ein," welches in Paris wie in Frankfurt, in Mailand wie in Wien,

in Pesth wie in Rom nun nachgerade nur noch einen Kopf zum Nachdenken über die Möglichkeit und Nützlichkeit desselben, nur eine Achsel zum gleichgültig rohen Zucken Angesichts röchelnder Leichen, nur einen Mund zum Ausdruck der Schadenfreude, nur ein Wort zum Beklagen der Unklugheit sey's der Opfer, sey's der Mörder hat. Geduld und Liebe, Selbstbeherrschung und Weltüberwindung, wie wollte man sie suchen in einem Geschlechte der Selbstsucht?

Wie konnte man aber mit diesem ein einiges, ja nur ein zolleiniges Deutschland gründen wollen? Das war bisher der Fluch der Regierungen, daß sie die Anliegen äußerer Wohlhabenheit, die „materiellen Interessen" glaubten begründen zu können, ohne den sittlichen Grund zu vertiefen und zu festigen. Nur die sittlichen Kräfte sind der Halt für die körperlichen. Die Lehre unseres Fr. List ist im innersten Grunde eine sittliche Forderung; daß er dazu keine Gewissen und Herzen fand, das brach ihm sein Herz. Seine ganze Lehre drängt sich in den Satz zusammen: beschränke dich, so wirst du Meister, lerne entbehren und du wirst die Fülle haben, „werde arm, so wirst du reich." Aber den verwöhnten Mägen zumuthen, etwas weniger fremde Weine zu trinken, und den vollen Börsen, einige Jahre diese oder jene einheimische Waare etwas theurer zu bezahlen und sich etwas wohlfeiler zahlen zu lassen, den geizigen Müller warten heißen, bis der angestaute Bach zum mühletreibenden See geworden, diese wohlgemeinte List der sittlichen Vernunft ist ein hochnothpeinliches Verbrechen gegen den Mammon, der heute lebt und ißt und trinkt, denn morgen ist er todt. Man werfe den Engländern vieles vor, aber sie wußten sich zu beschränken und wurden Meister der Welt, sie wußten sich zu beherrschen und beherrschen die Meere. Und nicht bloß groß zu werden wußten sie durch solche staatliche und gewerbliche Kraft der Selbstverläugnung, sondern die Besten des großen Volkes behielten in ihr den Zauberstab, welcher die bösen Geister der Empörung weniger durch Kriegsknechte als durch Boten des Friedens und Werke des Segens zu bannen vermochte.

England trägt die schärfsten Gegensätze von Arm und Reich in seinem Schooße. Wäre etwa deren gewaltsames Aufeinanderplatzen bloß durch die prächtige Staatsmaschine verhindert worden, worin allerdings die verschiedenen Kräfte so trefflich abgewogen und zu gleichmäßiger Wirkung und Gegenwirkung, Beschränkung und Entbindung so weise geordnet sind, daß das Gleichgewicht der widerstrebenden Gewalten auf eine eben so natürliche als künstliche Weise erhalten wird, wo es an Schrauben nicht fehlt und nicht an Luftlöchern zu rechter Zeit am rechten Orte? Mögen unsere Staats-, Rechen- und Maschinenkünstler das glauben! möchte ihnen die Nachahmung gelingen! Aber nicht Verfassungen halten ein Volk, sondern umgekehrt. Trotz allen schrecklichen Sünden und Schäden hat das englische Volk einen sittlich religiösen Geist erhalten, welcher sich am glänzendsten darin bewährt, daß die *höheren Stände voll Hingebung in die unteren mit Rath und That, mit leiblicher und geistlicher Gabe niedersteigen*, wie wir es in Deutschland kaum denken können. Chalmers in Glasgow wurde bei seiner großartigen Armenwirksamkeit, wie wir oben gesehen haben, durch die schottische Kirchengemeindeverfassung begünstigt, welche ihm die nöthigen Diakonen, d. h. Armenväter und Krankenbesucher, von Seite der Kirche lieferte. Man hofft in Deutschland auch solche Reichsheere der christlichen Liebe zu erhalten, sobald nur neue Kirchenverfassungen, sey's geschenkt, sey's im Sturm genommen, sey's deutsch ordentlich beschlossen wären. Gemeindevorstände, „Aeltestenräthe" (Presbyterien) werden wir wohl genug bekommen, aber wenige Presbyter, noch weniger Diakonen haben. Das übrige England hat aber christliche Gemeindepfleger auch ohne Gemeindevorstände gefunden, sowohl im Kreise der nicht zur Landeskirche Haltenden, als in der übel verschrieenen Staatskirche, die allerdings alte böse Schäden die Menge, aber unter der Kruste ein körniges und in Liebe thätiges Glaubensleben durch den Einfluß des wiedererweckten Evangeliums gewonnen hat.

Da waren denn die Howard, Wilberforce, der große Sklavenbefreier, Burton, Gurney, da sind die Lord Ashley und Herzoge

von Argyle nur die Gipfel einer lebendigen Spitzsäule, welche „auf breitester Grundlage der Volksrechte“ sich durch das gesegnete Britannien im Geiste Christi erbaut. Da sind wissenschaftliche und politische Größen, wie der selige Thomas Arnold,[1] der berühmte Rektor von Rugby und Professor in Oxford, der große Todte, dessen Worten alle Parteien im Parlamente als denen eines Gewährsmannes ersten Ranges lauschen. Sie sprachen den Grundsatz lebendiger Erfahrung und Ueberzeugung aus, wie es zur geistigen Gesundheit, zum Manneswerth (zum vir integer) gehöre, namentlich wenn einer es mit Büchern und Registern, oder mit der lebensübermüthigen Jugend zu thun habe, daß das Gemüth in den Hütten der Armen, an den Lagern der Kranken, in den Wohnstätten des Elends sich erfrische, indem es, Andern Balsam bringend, sich selber fördere durch unerschrockenes Eintauchen der Seele in den heiligen Quell des Mitleidens und Mitweinens, in die von Hoffart, Ueppigkeit und selbstischer Unzufriedenheit reinigende und zu Selbstverleugnung stählende Meerfluth der Nächstenliebe.

Vielleicht gerade der Anblick der täglich wachsenden Gefahr, daß die niederen Klassen dieses riesenhaften Fabrikgebäudes, das wir England nennen, völlig in die Maschine aufgehen müßten, wenn nicht stracks ein anderer Hebel eingesetzt würde, hat den Grundsatz in's Leben gerufen, dem jener edle Lord den Ausdruck gab: „es ist nicht Geld, es sind nicht alte Kleider, es sind lebendige Arbeiter nöthig,“ — „Männer, die unter das Volk gehen, die ein theilnehmendes Wort sprechen, einen guten Rath geben, die mit den Weinenden weinen, mit den Fröhlichen sich freuen können, die in die kleinsten Angelegenheiten der Leute eingehen, die über das Wichtigste reden können, die es aber auch nicht verschmähen, sich um die kleinen häuslichen Angelegenheiten zu bekümmern.“ Seht da den praktischen Engländer und den

[1] Vergl. das über den unschätzbaren Mann erschienene Werk: „Thomas Arnold. Aus seinen Briefen und aus Nachrichten seiner Freunde geschildert. Frei nach dem Englischen des A. P. Stanley, M. A. von Karl Heintz, Hülfsprediger in Berlin.“ Potsdam. 1847.

praktischen Christen in Einem, wie er zum Glück für Britannien in höheren und niederen Kreisen sich findet.

Von einem ganz einfachen Manne, John Nasmith hieß er, ging vor zwölf Jahren der Gedanke aus, der Londoner Armuth nicht mit den Polizeidienern der Friedensrichter, sondern mit den Dienern eines höheren Friedens statt auf den Leib zu rücken an die Seele zu gehen. Wohl wissend, daß alle Leibespflege und Unterstützung in ein Sieb fällt, wenn nicht eine rechte Seelenpflege, eine Rettung aus Sünde und Laster, aus Verschwendung, Trunkenheit, Faulheit, Gehässigkeit und Unzucht den fruchtbaren Ackergrund bereitet, wird denn auch vornehmlich der Unterpflug der Buße und des Glaubens in Bewegung gesetzt und dann erst das Saatkorn der gebenden Liebe ausgestreut. Erst ein durch sittliche Forderung wieder zusammengeraffter Mensch wird durch das Geben nicht vollends verderbt. Er soll erst selber, und zwar das Höchste, sich selbst geben lernen, ehe er nehmen soll. Und dieses Nehmen soll in der Regel nur so weit gehen, um das Erarbeiten und Verdienen des eigenen Brodes wieder möglich zu machen. Dieß heißt vernünftige und christliche Armenpflege.

Aus jenem Senfkorn gestaltete sich nun bereits ein Baum, darunter viele Tausende Schirm und Nahrung finden, welche außerdem als Raub- und Sturmvögel durch die Gassen Londons schwirren müßten. Es ist eine förmliche Stadtmissionsgesellschaft begründet, welche jetzt 201 Missionäre durch die Weltstadt sendet in die Hütten der Armuth und in die Höhlen der Sünde. Ihre Einnahme beträgt an 250,000 Gulden jährlich, womit jene Sendboten und die damit in Verbindung stehenden 12 Aerzte, 28 Wundärzte, ein Zahn- und ein Augenarzt und 6 Apotheker belohnt werden. Nur entschieden christlich Gesinnte dürfen beitragend oder wirkend Theil nehmen. Fünf staatskirchliche und fünf nichtstaatskirchliche Geistliche haben die Missionäre zu prüfen. In dem wöchentlich sich versammelnden Ausschusse sitzen 46 weltliche Mitglieder. Und nicht als ob die höhern Klassen wieder nur schnödes Geld gäben und Andere dafür arbeiten ließen. Geistliche

haben um dieses Berufes willen ihre bisherigen Kirchenämter niedergelegt, Doktoren der Theologie, Akademiker und Parlamentsglieder sind selbstthätig bei der Sache. In den 186 Distrikten der Mission führen ehrenwerthe Männer, Geistliche, Marineoffiziere, Parlamentsglieder, Grafen und Barone, die Oberaufsicht. Die Gesellschaft wird durch 88 Hülfsvereine unterstützt. Den Segen des Christenthums bis auf 12 Meilen von der Paulskirche in eine Bevölkerung, die 1841 schon 2,103,179 Seelen zählte, zu bringen, ist der ausgesprochene Zweck. Diese Sendboten des Glaubens und der Liebe, hoch und nieder, machten im letzten Jahre 764,151 Besuche, darunter 72,532 bei Kranken und Sterbenden, und hielten 14,448 Erbauungsstunden. Unter 2997 erwachsenen Sterbenden wären 1025 von keinem Menschen in ihrer letzten Krankheit nur gesehen worden, geschweige getröstet und gepflegt; 6387 schullose Kinder wurden in Schulen untergebracht; tausende von völlig verwahrlosten Arbeitern wurden mit Gott und Menschheit wieder ausgesöhnt. Für die Italiener in London, für die Droschkenkutscher, für die Spitäler in Greenwich wirkt ein eigener Missionär, zwei wirken für die 5 bis 6000 Polizeibeamten, die durch ihren Beruf von allem öffentlichen Gottesdienste ausgeschlossen sind; in dem letzten Jahre erhielten sie 16,825 Besuche, darunter waren 1574 bei Kranken und Sterbenden. „So ist doch wenigstens Einer da, der für unsere Seelen sorgt," sagen die armen Bursche. „Hätte ich solche Besuche vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren erhalten, wie anders würde es mit mir und meiner Familie aussehen!" rufen hundertmal die Armen in und außer den Arbeits- (Armen)häusern aus.

Wer da weiß, was einem wunden Gewissen und zerstoßenen Herzen, einem einsamen Gefangenen, einem verlassenen Kranken und verachteten Armen ein Wort des Friedens, ein Blick der Liebe ist, der kann ermessen, welche sittigende, befriedigende Kraft durch die Thätigkeit einer solchen Gesellschaft ausgeübt wird, auch wenn tausende von Bibeln, hunderttausende von Traktaten, Millionen Worte vergeblich angebracht und die Besuche Monate und Jahre lang umsonst gemacht werden. Wie armselig ist der

Gedankenkreis, wie trocken das Geistesleben dieser niedrigen Klassen! und wenn diese Leute Jahr aus Jahr ein nichts von einem höheren Leben erfahren und höchstens durch Tageblätter, Wirthshäuser und Leihbibliotheken von den ihnen so glänzend vorkommenden Dingen jenseits ihres Gesichtskreises umnebelt werden, wie unsäglich trostlos, verbittert, verzweifelt muß solch ein Leben werden! „Ein Hund möchte nicht länger so leben!" hören wir die Armen, nicht mit dem gedruckten Goethe'schen, sondern mit der hornhautigen oder abgezehrten Faust in der Tasche, und bald dann auch am Beile und der mörderischen Eisenstange knirschen.

Was meinen die werthen deutschen Leser, hat wohl Lord Ashley mit Recht oder Unrecht jüngst behauptet, es sey dem Einflusse der zweihundert Londoner Stadtmissionäre, an welchen viele Tausende aus den untersten Klassen mit innigster Liebe hängen, vornehmlich zu danken, daß London in diesem Jahre den Stürmen der Revolution hat trotzen können?

Was sich von also segenreichem Einflusse vermuthen läßt, bringen Zahlen zu wirklicher Gewißheit. Von 1820 bis 1842 nahm in England die Zahl der bestraften Verbrecher und ihr Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung beständig zu, seit 1844 beständig ab und zwar um eilf von hundert. Und gerade in den Bezirken der großen Städte und Fabriken minderten sie sich schon seit 1830, dort um etwas über einen, hier sogar um fünf von hundert, während sich in den Ackerbaugegenden das Verbrechen jährlich um zehn von hundert vermehrt hat. Woher dieses Wunder? Die Anstrengungen für geistige und sittliche Bildung der Fabrikbevölkerung überhaupt, die evangelische Stadtmission, die gerade seit den dreißiger Jahren aufblühte, die evanglische Verbreitung religiöser, unterhaltender und belehrender Bücher, besonders der Bibel — in Manchester wurden vom 1. Oktober bis 18. December 1845 an und durch die 40,000 Schüler zählenden religiösen Sonntagsschulen 42,840 Bibeln und Neue Testamente verkauft in Folge einer mächtigen, Arbeiter, Vorsteher, Schüler und Angestellte anregenden Bewegung, welche sich nach Hull, Darby, Bradford, Liverpool, Birmingham, Bristol fort-

setzte — alle diese vom Glauben gebotenen, von der aufopfernden Liebe geübten Werke schufen die mächtige Gegenwirkung gegen Verbrechen und Aufruhr.

An diese grundpflügende, Seelen rettende Anstalten schließt sich von Seiten der höhern Stände noch ein ganzes Netz christlicher Werke an. Es ist erstaunlich, was in Folge jener ersten evangelischen Missions-, Bibel- und Traktatstiftungen in diesem altchristlichen Lande nicht alles die Liebe Christi erfinderisch gewirkt hat. Schon im Jahre 1819 bildete sich die evangelische „innere Missionsgesellschaft" (home mission), die gleich den Missionspriestern des Vincenz von Paula 150 Missionäre aufs Land schickt, um durch ihre Predigt in verwahrlosten Gemeinden zu Anregung des christlichen Lebens zu wirken. Die „Pastoralhülfsgesellschaft" sendet Prediger unter Eisenbahnarbeiter und andere verwahrloste Kirchenvereine. Schon 1828 bildete sich in London die „Hauptgesellschaft zur Beförderung der Besuchsvereine," die Vorgängerin der „Stadtmission," welche die Stadt in 41 Bezirke mit Unterbezirken vertheilt hat, um die Armen in ihren eigenen Häusern aufzusuchen und ihnen evangelischen Rath und Hülfe mannichfacher Art zu bringen. Was in Irland und England der Pater Matthew für die Mäßigkeitsvereine gethan, wissen wir. Seit 1805 bestehen in England Schutzvereine für entlassene Strafgefangene. Die englische Traktatgesellschaft hat bis zu dem Jahre 1847 in verwahrloste Bezirke 1589 Volkslesebüchersammlungen, 2268 in Schulen, Armenhäuser, Fabriken u. s. w. gestiftet. In einem Jahre hat sie eine Zeitschrift in 727,470 Abdrücken und 138,032 Abdrücke ihres christlichen Kalenders ausgegeben. Schon 1758 und 1787 wurden in London zwei, seit 1807 aber acht „Magdalenen-Anstalten" für reuige Sünderinnen gestiftet, deren die Hauptstadt 8000 bis 12,000 zählt Ganz besonders wichtig sind aber die Sonntagsschulen, welche für die arme, in keiner Staats- oder Privatanstalt geschulte Jugend zu Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion freiwillig errichtet und unterhalten sind. Nur in einem einzigen Stadttheile Londons sind allein 10,000 freiwillige Sonntagsschullehrer jeden

Sonntag thätig und opfern ihre Erholungszeit dem Dienste des Volkes.

Wer wird nicht mit Bewunderung erfüllt, wenn er durch die Straßen Londons gehend fast auf jedem Wege solche durch Privatwohlthätigkeit unterhaltene Stiftungen für leibliche und geistige Armuth findet? Und der Hauptstadt wetteifert das ganze Land nach. Ueberall widmen sich den Gefängnissen, Arbeitshäusern, Fabriken, den Irrenhäusern, den Schulen, den Dürftigen aller Klassen und Alter und Geschlechter Hunderte von wohlthätigen Vereinen, Tausende von Männern, und auf was ich ganz besondern Nachdruck lege, Abertausende von Frauen und Jungfrauen mit Gut und Blut. Fünf-und-vierzig solche Gesellschaften haben im Jahre 1847 bei sechs und einer halben Million Gulden durch freiwillige Beiträge eingenommen. — Welchen Samen des persönlichen, selbstthätigen Wohlthuns hat dann ein Thomas Arnold ausgestreut in die vielen jungen Herzen, die er nicht bloß zu Gelehrten, sondern zu Menschen und thätigen Christen zu bilden und mit der übermenschlichen Gewalt der Liebe sich auf's ganze Leben zu Rath und That und Musterbild zu verbinden wußte! Dieses heranwachsende und von solchen Müttern gebildete Männergeschlecht versteht einen Lord Ashley und hilft ihm Waschhäuser, Badhäuser, warme Stuben im Winter, Nahrung und Kleidung für die Armen und Kranken beschaffen. Diese Jugend hilft Sonntagsschulen halten und Werktags die Leidenden besuchen. Vor solchen Männern findet er noch am Ende selbst im Parlamentshause Gehör, wenn er der Kinder und Halberwachsenen in London bis zum siebzehnten Jahre gedenkt, welche nackt, schmutzig, verlassen sich herumtreibend, eine wahre Lasterschule bilden. Ihre Zahl soll sich auf 30,000 belaufen und sie begehen neunzehn Zwanzigstel der in der Hauptstadt verübten Verbrechen. Von 1600 im Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren sind durchschnittlich 162 bereits im Gefängnisse gewesen, 116 ihrem Hause entlaufen, 253 als von Bettelei lebend bekannt, 279 haben nie in einem Bett geschlafen, 125 haben Stiefmütter, 170 leben in Logirhäusern. Lord Ashley hat seit Jahren ver-

sucht, durch die ragged schools (wörtlich: Lumpenschulen) dem Uebel zu steuern. Allein es ist so schwer, für die Kinder, wenn sie aus der Schule entlassen sind, ein Unterkommen zu finden. So trägt er darauf an, daß jährlich 500 Knaben und 500 Mädchen zur Belohnung für gute Aufführung auf öffentliche Kosten nach Australien gesendet werden, wo so großer Mangel an Arbeitern ist. Parlament und Minister stimmen wenigstens vorerst dankend und lobend bei und überlegen die wichtige Sache, wenn auch gleich Lord Grey die Vorschläge „im Ganzen zu warmblütig" findet, so daß Lord Ashley sie zurücknehmen muß. Sie leihen zugleich dem Bischof von Oxford das Ohr, wenn er die „Bill zum Schutze der Frauenzimmer" damit unterstützt, daß er anführt, 80,000 Mädchen leben in London von der Unzucht und ein Viertel davon komme durch die Verführer und Auflaurer dazu, welche die Dienstsuchenden berücken, berauschen, vergewaltigen. Welches Meer von Schuld und Unglück häuft sich da alljährlich an! Es wird nicht mit Gewalt, auch nicht auf einmal ausgetrocknet, und am wenigsten von denen, die ihre Hand nicht umkehren, wo es gelten soll, vor Allem sittliche Schäden zu heilen. Aber Jünger Christi wissen muthig und geduldig, männlich stark und weiblich zart des Volkes Wohlfahrt zu gründen oder zu fördern durch eine Thätigkeit, die nie ermattet und getrost im Glauben ein Sandkorn, besser gesagt, ein Saatkorn der Liebe zu dem andern reiht.

Auch in Paris und im übrigen Frankreich arbeitet die thätige Liebe an einem Netze, das dieses arme Volk aus dem Meere des Lasters und der Leiden ziehen soll. Die Evangelischen und Katholischen wetteifern mit einander, nur daß sie auf diesem rauchenden Vulkane weder den tief gründenden noch den zäh nachhaltenden Ackerboden des christlichen Englands finden. Den Einen fehlt das Evangelium, den Andern selbst die Kirche, und ich weiß nicht, bildet diese oder jene „die Mehrzahl der Franzosen." Dennoch blüht mitten im Sturme und Brande der Glaube wieder auf, und mit ihm die Liebe.

Gesellschaften aus früherer Zeit treten mit frischer Kraft

an's Werk, frische entstehen. So die Congregation der Josephinerinnen (Soeurs de St. Marie et St. Joseph), deren stets 90 in ihrem großen Mutterhause zu Dorat gesammelt sind und das Institut des guten Hirten für reuige Magdalenen zu Angers. Bei 800 Personen bewohnen das Mutterhaus zu Angers; 36 Töchteranstalten nehmen durchschnittlich 100 Büßerinnen durch das Land hin auf. Die barmherzigen Schwestern erfüllen ihren alten Beruf und Ruf. Dann erstand eine große „evangelische Gesellschaft," deren Geschäft die Evangelisirung Frankreichs ist durch Wort und Schrift, Lesebücher und Sendboten, Bibel und Traktate. Im Jahre 1843 nahm sie 144,000 Franken an freiwilligen Gaben ein. Sie hat 300 Büchersammlungen für das evangelische Volk in Frankreich gestiftet. Wie in England durchziehen Hausirer Stadt und Land mit Bibeln, im letzten Jahre war ihre Anzahl 108. Es bestehen gegen 1500 Kinderbewahranstalten, selbst sogenannte Wiegenhäuser für Säuglinge von Arbeiterfrauen sind zu den 271 Findelhäusern Frankreichs erfunden worden. In Mettray blüht eine Ansiedelung für verwahrloste Kinder, ebendergleichen für jugendliche Verbrecher an andern Orten. Den katholischen barmherzigen Schwestern stellen sich protestantische Diakonissinnen (Krankenpflegerinnen) zur Seite. Wie ein guter Haushalter bringt der christliche Geist in Frankreich Altes und Neues hervor zu Hülfe und Rettung jeglichen Elendes. Ein solche katholische Anstalt blüht in der schon vor 21 Jahren gegründeten Gesellschaft St. Regis, deren Zweck ist, den armen Klassen des Volks die Ehe zu erleichtern und zu sorgen für Wiederherstellung der Familie, die in Paris und Frankreich überhaupt so darnieder liegt, daß, wie man berichtet, in Paris vor achtzig Jahren ein uneheliches Kind unter 6, vor achtzehn Jahren eines unter 1⅓ sich ergab, und nachdem bisher schon unter vier vor den Assisen Stehenden drei in wilder Ehe lebten, in Folge der letzten Revolution eine so völlige Entsittlichung einbrach, daß förmliche Feldzüge gegen die Lasterheere durch die Gassen und Höhlen von Paris gemacht werden mußten. — Durch Vereinigung von Eltern und Kindern, gesetzliche Anerkennung von wilden Ehen, Verminderung des Umherschweifens,

durch Zurückgabe der bürgerlichen Ehre und Abnahme der Gewissensschuld der Kirche und dem Staate treuere Glieder zurückzuführen, den Armen den häuslichen Herd wieder lieb zu machen durch geistliche und leibliche Hülfe, das ist der Zweck der über 75 Städte Frankreichs verbreiteten Gesellschaft, welche zugleich Schwache und Alte in den Hospitälern unterzubringen und Armenkinder taufen zu lassen sucht. Bis 1846 wurden so 13,798 Ehen und in geschlechtlicher Unordnung lebende Hausstände von Armen in Paris wieder hergestellt und die Anerkennung von 11,000 Kindern veranlaßt. Im Jahre 1845 wurden 1309 Armenheirathen (249 mehr als das Jahr zuvor) geordnet. In Lyon wurden in demselben Jahre 864 Personen verheirathet und 153 Kinder anerkannt. Wie wenig ist das freilich noch unter so Vielen! Dennoch ist's schon ein Trost, und wer freut sich nicht, der nur den Einen Zug hört, wie eine arme Familie, die lange in wüster Unordnung gelebt, durch die Gesellschaft mittelst Einsegnung der Ehe wieder in den Besitz bürgerlicher Ehre kam. Einige Zeit darauf findet die Frau auf der Straße eine Summe von 3000 Franken in Banknoten. Sie bringt sie ihrem Manne. Die Armuth der Leute war so groß, die Versuchung noch größer. „Das Geld könnte uns reich machen," sagte sie auf einmal, „aber jetzt, da wir wieder zu Ehren gekommen sind, dürfen wir es nicht behalten." Das Geld wurde dem Pfarrer der Gemeinde gebracht, der Eigenthümer fand sich und schenkte 500 Franken als Belohnung an die „wieder zu Ehren gekommene" Familie.

Durch solche Wirksamkeit könnte das ganze französische wie alles Volk wieder zu Ehren und Frieden kommen, anders als durch den Unfug der Wühler- und Heulervereine oder den offenen Aufruhr der Arbeiter. Freilich aber ist ein Louis Blanc und Raspail und Proudhon kein Lord Ashley; leider scheint Frankreich zu baar des Evangeliums, zu öde an Glauben und Liebe in den höhern und niedern Klassen zu seyn. Jene sind vom Geiste des Zweifels und Spottes gegen die Grundquellen der Liebe kühl — weiter als „bis an das Herz hinan" gemacht; die niedern Klassen und selbst alles Landvolk schwankt, wie fran-

zösische Zeitschriften (Revue des deux mondes 1849) bekennen, zwischen Voltaire'schem Unglauben und jesuitischem Aberglauben. Im Jahre 1831 ließ der Präfekt des Rhonekreises ein Verzeichniß der von den Bauern am meisten gelesenen Bücher anfertigen. An der Spitze der Bücher fand sich Voltaire, der entsetzliche Spötter, und Diderot, dessen „philosophische Gedanken" das Parlament im Jahre 1746 vom Scharfrichter verbrennen ließ. Daß es im Jahre 1851 besser damit stünde! Einstweilen mag es bei solchem Grundeise im Volke von sehr zweifelhaftem Werthe seyn, wenn die neue Verfassungsurkunde die Republik „im Namen und in der Gegenwart Gottes" einleitet, und wenn die Kammer auf den Antrag von Peter Leroux hin die Ehebrecher von der Ehre der Volksvertretung ausschloß — obwohl dieser sittliche Anstand gegen die religiöse Unanständigkeit unserer weiland Paulskirche wohlthuend absticht. Mehr muß es für dieß Volksbewußtseyn Wirkung haben, wenn sich der heldenmüthige Erzbischof von Paris dem Feuer der Barrikaden als Friedensopfer weiht; das ist eine That, worin die katholische Kirche sich ihrer alten Größe würdig zeigt. Wo nun solche katholische Thaten vor die Welt treten, und solche evangelische Himmelskräfte, wie wir sie oben sahen, abwärts in's verderbte und verwahrloste Volk sich neigen, wo die rettende Liebe noch und mit neuer Kraft das Werk der Versöhnung durch Leiden und Streiten vollführt, wie es, obwohl verborgen und unscheinbar, in Frankreich geschieht, da vermag ein Volk aus dem tiefsten Verfalle sich wieder zu erheben, in den es alle erlogenen constitutionellen und demokratischen und socialen Volksrechte und Volkscharten auf Eselshaut und Elephantenpapier, wenn nichts Festeres darunter und nichts Höheres darüber ist, nur tiefer versenken müssen.

Wie in Frankreich und England, sproßt die christliche Liebesthätigkeit in Holland und Dänemark, in Schweden und vorzüglich in der Schweiz. Selbst Rußland schließt sich an und sogar Italien blieb nicht zurück auf der Bahn zu einem vernünftigen, weil christlichen Socialismus. Nirgends können die eigentlichen

Volkszustände verderbter seyn, als in dem politisch so zerrissenen Lande. Die Armuth herrscht dort auf dem Lande wie in den Städten. Wohlhabende Bauern gibt es fast gar nicht. Nachlässig unter einer weißen Pappel liegend antwortete einem Reisenden ein Bauer an der Brenta: „Warum soll ich mir das Bein müde treten? das Jahr geht doch wie es will, ohne Rücksicht auf mich und die Meinigen. Ich habe alle Jahre gleich viel; das Uebrige fällt in den Sack eines Andern." Der greise Delegat von Verona, der einen Bauer amtlich zur Nachgiebigkeit gegen seinen klagenden Herrn ermahnte, erhielt die Antwort: „Lieber deutscher Herr, Euer gutes Herz weiß nicht, was wir leiden müssen. Zwanzig Jahre sitze ich auf dem magern Gute und habe mit aller Sparsamkeit nie so viel erarbeitet, daß ich meine armen Würmer sogleich hätte taufen lassen können. Die gute kleine Maus Marietta hat noch dieses Jahr vier Tage ungetauft liegen müssen, bis sich eine alte Base erbarmte und mir das Taufgeld schenkte. Weil man so schwer bei uns zum Sakrament kommt, kann auch die Geduld nicht weit her seyn."

Während die blutsaugenden und blutlechzenden, aber feigen italienischen Adeligen das Volk dem Feinde an's Messer hetzen, um für sich eine unmögliche Freiheit erobern zu lassen, vergaß die italienische Kirche unter einem Pius IX. nicht, was ihres Amtes ist. Letzterer selbst beschloß die Errichtung von Armenansiedlungen und ging milden Herzens jedem guten Werke voran. Außerordentlich rührig sind, getreu ihrer werkthätigen Mutter, der Kirche, einzelne Priester und ganze Genossenschaften im friedlichen Kriege gegen Armuth und Elend jeder Art. Durch diese aufopfernde Thätigkeit hatte auch die Geistlichkeit in ihren edlern Gliedern den Ausbruch der finstersten Mächte zwar bisher zurückgehalten, aber mit Rossi's scheußlicher Erdolchung und der Belagerung und Flucht, am Ende auch mit dieser Art von Wiedereinsetzung des armen Papstes scheint Italien doch allen lang genährten Gräueln die Schleußen offen halten zu wollen. Ist der Zauber der Kirche gebrochen, „wer will den Tiger in seiner ungezügelten Blutgier aufhalten?"

Die alte Kirche mit ihren alten Formen und Orden mag allerdings eine Widergeburt des Volkes nicht vollbringen können, weil sie selbst derselben zu sehr bedarf. Ebenso konnte die freie Thätigkeit christlicher Volksliebe im gelobten Lande der Orangen nicht Wurzel fassen wie in England. Doch läßt das, was bereits begonnen, deßhalb nicht an Italiens Zukunft verzweifeln. Denn wenn die Selbstsucht der nagende Wurm im Herzen der Menschen und Völker ist, und um so furchtbarer, weil er „nicht stirbt," so ist die Liebe, die thätige, ein Auferstehungskeim, auch wenn sie nur dem glimmenden Dochte gleicht.

Vor zwei Jahren bewegte Nicolo Mazza, ein freiwilliger armer Priester, welcher sogar seinen geringen Professorgehalt freudig den Armen und Verlassenen opferte, durch den Ruf: Misericordia per amor di dio! (Barmherzigkeit um des lieben Gottes willen!) ganz Verona, wie sonst kaum eine weltentzückende erste Schauspielerin dieses heißblütige Volk erregen kann. Der barmherzige Priester hatte Rettungsanstalten gegründet und bedurfte nachdrücklicher Hülfe. Sänger, Musiker, Schauspieler, Reiche und Arme wetteiferten, auf den Hülferuf zu hören, und in wenigen Tagen war das augenblickliche Bedürfniß mehr als hinreichend befriedigt. — Die edlen Grafen Antonio Angelo und Marcantonio Cabanis zu Venedig widmeten ihr ganzes Vermögen der von ihnen gegründeten Anstalt der „frommen Schulen," durch die sie fast fünfzig Jahre lang für die verwahrloste Jugend wirkten. Erst 1838 von der Obrigkeit anerkannt, traten die Grafen mit befreundeten Priestern zum unentgeltlichen Unterricht der Jugend zusammen, die sie nicht bloß belehren, sondern erziehen und in bestimmten Lebensberufen unterbringen. — So ließe sich noch Manches anführen. Es sey nur noch erwähnt, daß bereits 186 Kleinkinderwartanstalten auf dem Boden Italiens zerstreut sind, in denen 19,000 Kinder Unterkunft und Erziehung finden unter 319 Lehrerinnen und 800 die Schulen regelmäßig besuchenden edlen Frauen. — Wenn diese freilich erst geringen Anfänge zu einem italienischen Kreuzheere heranwachsen können, dann wird durch solche Kreuzritter (Crociati) Italien noch frei und glücklich werden.

IX.

Deutsche Nöthen und Hülfen.

Und du, geliebtes Vaterland, das bald zum Himmel erhöhte, bald in die Hölle verdammte, für das unsere Herzen in dieser dunkeln Zeit auf's neue klopfen, und von den schönsten Frühlingshoffnungen herabgestoßen, bang erzittern — solltest du allein unter den gebildeten Völkern im Reigen der sich selbst verläugnenden Liebe fehlen? Dreißigfach getrennt, erst in Religionshaß zerfleischt, dann in Stammeshaß entzweit, in Parteihader zerrissen und nun mit Bürgerblut bespritzt, von rechts und links her im Aufschwung verrätherisch und meuchelmörderisch gelähmt — deutscher Adler, wie steht es mit deinem Herzen? Blick' ich in die Zeitungen und in die Kammern, in die Volksvereine und Wirthshäuser, auf die Barrikaden und die Freischaarenzüge, in die Beamtungen und Kirchen, in die Schulen und Werkstätten, überblick' ich den ganzen lauten Markt des Tages, so weiß ich, daß ich mich nicht täusche, wenn ich auf diesem Felde große Hoffnungen anzupflanzen andern überlasse. Dieser ganze heutige deutsche Reichsjammer! Ein Bauen ohne Grund in der Tiefe und ohne Ziel in der Höhe, wie babylonisch verwirrt mußte es enden! Gerade diese Versammlung und Verfassung, von denen wir das Doppelte zu unserem hohen Ziele erhofft, daß sie den holländisch englischen Grenzpfahl am Meere und den sonderbündlerischen Pfahl im Fleische der deutschen Throne und Völker ausreißen und Abzugskanäle für die politischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, religiösen und sittlichen Sümpfe graben

werden, wie traurig sahen wir sie den Fuß über die Schwelle der dem Apostel des Glaubens und Vertrauens gewidmeten Kirche hinaussetzen! Wie schnöde haben sich die Zeichen erfüllt! Der religiöse Theil des deutschen Volkes hoffte auf ein Wort und Werk mit Gott und von Gott. Eine nordamerikanische Verfassung stellt an ihre Spitze das Bekenntniß: „Wir das Volk des Staates Neuyork, Gott dem Allmächtigen für unsere Freiheit dankbar, errichten, um die Segnungen derselben zu sichern, die Verfassung.“ Die Frankfurter tagten in einer Kirche, um ausdrücklich auf die eigene, nicht auf Gottes Hülfe „für Jahrhunderte“ zu bauen! Das Vorparlament hatte auf „die ewige Frage“ um Seyn und Nichtseyn der Armuth keine Erwiederung, als auf den Vorschlag seines Vorsitzenden „ihre Theilnahme für die Lage der arbeitenden Klassen durch Aufstehen zu erkennen zu geben.“ Die Mutter hat eine würdige Tochter gefunden in dieser Nationalversammlung, deren Mitglieder nicht einmal die feierlich gelobte Monatsgabe für die deutsche Flotte zusammenbrachten. Sie mußte auch mitsammt ihrem berühmten Reichsnothquellenverstopfungsausschuß in der eigenen und fremden Selbstsucht versiegen.

Die bayerische Regierung hat indessen durch das Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten „über die Mittel zur Hebung des Nothstandes der unteren Klassen der Bevölkerung“ Preisaufgaben ausgeschrieben. Probatum est. Nicht weniger als 656 Abhandlungen haben sich um die zweihundert Dukaten beworben. — Diese Preisaufgabe ist meisterlich gestellt und ächt staatsmännisch, in wahrhaft großem, napoleonischem Styl. Es ist so bequem, sich Preisaufgaben lösen zu lassen, und so wohlfeil, um zweihundert Dukaten ein Weltverbesserungsmittel zu bekommen, wo andern „ein Königreich“ und noch ein Königreich „für ein Pferd,“ das sicher über den rauchenden Boden hintrüge, nicht zu viel dünken würde.

Der Preis für Hebung des Nothstandes der unteren Klassen ist lediglich dadurch zu gewinnen, daß die Höheren und die Höchsten von ihrem Gotte lernen, ihre Herrlichkeit nicht für

einen selbstsüchtig zu verschließenden und zu genießenden Raub zu halten, sondern sich derselben zu entäußern und ein wenig Knechtsgestalt anzunehmen und andern Menschenkindern, zumal den ärmsten, gleich zu werden. Dieß und nur dieses ist das ganz einfache Recept der Welterlösung. Dazu braucht man wenig Geld, aber viel Herz. — Wenn die Höchsten sich zuerst auf diese ewige Stufe der Ehren niederließen, um in der Erniedrigung sich erhöhen zu lassen, so würden die Hohen, die Mittleren und die Niederen folgen, bald viel Armuth durch Christenthum gerettet und innerlich reich gemacht seyn. Aber wie ist das Herabsteigen so schwer, das Selbstherrschen so süß, das Selberessen so fett, das selber den Kaiser mitspielen so prächtig!

Es ist ein Jammer um das arme deutsche Volk, das keine Hirten hat nach dem Herzen des Gottes, dessen Sohn sich demüthigte und gehorsam war bis zum Kreuze, auch nicht erst von einem Blanqui böswillig sich sagen lassen mußte: »quand le peuple est à jeun, personne ne doit manger« (wenn das Volk noch nüchtern ist, soll Niemand essen), sondern Angesichts des hungernden Volks fastete, betete und für Speisung sorgte. Ein Moses war gleichfalls der Mann, sein Volk aus Egypten durch Meer und Wüsten zu führen, denn „er nahm für sich vorlieb mit der gemeinen Speise und dem Volke ließ er Fleisch geben.“ Und ein Alexander mußte eine Welt erobern, weil er den Helm voll Wasser, das für ihn entdeckt war, in den brennenden Sand zu gießen vermochte an der Spitze seiner verschmachtenden Krieger, für die sich kein Trunk in der Wüste fand. Freilich ist heute andere Zeit und Mode. Auch wo das Vaterland im Bettlerkleide Rath und That erfleht, soll der Hermelin sich nicht vergessen; und ihm nach zieht sich Ritter und Knappe die Glanzhandschuhe an, wenn er je mit an „Hebung der unteren Klassen des Volkes“ die Hand anlegen soll.

Gegenüber jener bayerischen Ministerialpreisaufgabe, die so ganz der alten grauen deutschen Nebelnarrenkappe gleicht, lobe ich mir, wenn einmal solche Aufgaben gestellt werden sollen,

wieder den werkklugen Engländer, der ganz neuerdings seine Landsleute auf einen bestimmten faßbaren Punkt hinwies und damit auch alsbald in's Schwarze traf. Zwei Preise setzte er aus für die zwei besten Aufsätze über den leiblichen und geistigen Nutzen des Sabbaths für die arbeitenden Klassen, von Arbeitern geschrieben. Es gingen 1055 Abhandlungen über den Gegenstand ein und weckten eine mächtige Bewegung zu Gunsten der Heilighaltung des Ruhetages für Leib und Seele. Angeregt von dem Erfolge, setzten mehrere Männer und Frauen unter Prinz Alberts Vorsitz achtzig nachträgliche Preise von fünf Pfund Sterling aus, wodurch die tief in's Volksleben greifende Frage noch eine viel größere Bedeutung erlangte und die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte.

Die Engländer wissen, worauf ein Staatswohl beruht, sie kennen die Hebel, womit man ein gesunkenes Volk hebt, und während sie durch tausend Fabriken und Segel die Welt beherrschen, versuchen sie keck und stark über dem Leopardenbanner die Fahne mit dem Zeichen zu pflanzen, in welchem sie über ihre eigenen Segel und Fabrikmaschinen, die sonst sie selbst zerquetschen müßten, siegen können. Man berichtet uns so eben aus England: „Alle höhern Klassen sind dort thätiger als je, die Bedürfnisse der untern, materielle und geistige, kennen zu lernen, ihnen abzuhelfen und die Dinge nicht ihren Gang gehen zu lassen. Die alten Vereine verstärken sich und suchen ihren Wirkungskreis zu erweitern, ohne zu verhindern, daß neue mit ihnen wetteifern. Die Sekten insonderheit verbessern das Unterrichtswesen und suchen dem Volke dafür, daß es ihnen gestattet, seine Jugend geistlich zu erziehen und dieselbe an Selbstbeherrschung und Achtung vor göttlichen und menschlichen Gesetzen zu gewöhnen, etwas anzubieten, was dessen Lage auch in äußerlicher Beziehung zu verbessern verspricht. So sucht man sich jetzt besonders der Ladenbursche, der Kaufmannsdiener u. dgl. zu bemächtigen, indem man einerseits die Bewegung zu Gunsten der Abkürzung der Arbeitsstunden befördert, andererseits Anstalt trifft, diese Mußestunden der jungen Leute durch nützlichen Unterricht und belehrende

Unterhaltung auszufüllen. Dazu werden die Jünglingsvereine sehr ermuntert und eine Anzahl von Geistlichen und Laien in London hat es übernommen, Abends in verschiedenen Theilen der Stadt Unterricht in Sprachen und Wissenschaften zu ertheilen, wobei gut empfohlene junge Leute für einen kleinen Geldbeitrag zugelassen werden." Jeden Sonntag sind in der That an 20,000 christliche Männer und Jünglinge den ganzen Tag hindurch unter den ärmsten Klassen mit Besuchen, Lehren, Trösten, Helfen beschäftigt. Dazu hat der Bischof von London in zehn Jahren fünfzig Kirchen im Lande gebaut, um die Massen in ihrer Armuth auf Grund des Christenthums reich zu machen.

Wie in London, so anderwärts in England. Jene in den großen Städten auf Mission ausziehenden Männer, von denen ich schon wiederholt gesprochen, leisten außerordentliches für Beruhigung, Sittigung und also Beglückung des Volkes. So waren in einem Hofe zu Leeds vierzehn Wohnungen, unter denen dreizehn von den verworfensten und schändlichsten Personen bewohnt wurden. Die vierzehnte wurde frei, ein solcher Stadtmissionär miethete sie und hielt da religiöse Vorträge mit Hülfe einiger Genossen mehrere Monate lang. Nach einem halben Jahre verdiente kein einziges Haus im Hofe mehr jenen übeln Ruf. Seitdem ist fast ein Jahr weiter verflossen und noch ist kein schlechtes Haus wieder da. Das ist eine der berüchtigten Straßen, von denen Lord Ashley in einer Rede sagte: „Ich kenne Plumtree-Court, ich habe es gesehen, ich habe es gerochen. Niemand, welcher einmal dagewesen ist, kann es je wieder vergessen. Das ist ein Nest, so unreinlich, daß Sie auf dem nächsten Düngerhaufen sich an einem reinlichen und wohlriechenden Orte dünken würden im Vergleich mit der Stelle. Die Sache ist so wichtig, daß ich lieber möchte, wir Alle wären an diesem Werke thätig auf jenem Düngerhaufen, als daß wir hier auf damastenen Sophas und Stühlen von Gillow oder Dowbiggin sitzen. Am Begräbnißtag eines solchen Stadtmissionärs gingen aus dem vorher so verworfenen Distrikte Hunderte zu Fuß von Broadwall nach Kensalgreen und nicht weniger als dreihundert wurden bei der Waterloobrücke

zurückgewiesen, weil sie das Brückengeld nicht bezahlen konnten. Wer das Herz dieser Leute aus dem verderbtesten Theil der Bevölkerung rührt, warme Theilnahme für Alles zeigt, was ihr zeitliches und ewiges Wohl betrifft, der mag Prediger oder Missionär oder Premierminister in Downingstreet seyn, er wird ganze Massen mit seinem kleinen Finger regieren können."

„Ich glaube nicht," schließt der wirklich „edle" Lord, „daß London vor zehn Jahren (wo dieses thätige Christenthum gegen die Armuth noch nicht seine Liebesfeldzüge eröffnet hatte) dem gewaltigen Stoße der Februarrevolution hätte widerstehen können. Wenn nun auch andere Stöße kommen, was ich nicht bezweifeln will, ermüden Sie nur nicht in Ihrem Werke, sondern rüsten Sie sich mit dem Harnisch des Glaubens, und thue Jeder in seinem Beruf und Amt für das Wohl der arbeitenden Klassen, was seine Schuldigkeit ist, so mag der ganze Continent umgewälzt und wie durch Erdbeben von einem Ende zum andern zerstört werden, es wird mich betrüben für die Betheiligten, aber nicht für unser Land."

Es gehört freilich der ganze sittlich religiöse Muth und die göttliche Zuversicht eines werkthätigen Christen wie Lord Ashley dazu, um nicht in den frohen Hoffnungen des in Liebe thätigen Glaubens durch die tausend Hemmnisse sich stören zu lassen, welche der Unverstand und die Bosheit, der Neid und der Geiz mit teuflischem Hohne dazwischen zu werfen eilen. So hat auch eben unserem großen Volksfreunde an jedes neue Gottes- und Armenhaus flugs der Teufel seine Kapelle angebaut, und erst neulich berichtete man, wie selbst die aus reinstem Menschengefühl heraus angeregte und durchgesetzte sogenannte Zehnstundenbill umgangen und vergeblich gemacht wird. Mammonbesessene Fabrikherrn und gottverlassene Fabrikarbeiter haben nun eingeführt, daß der Arbeiter alle acht Stunden die Arbeit wechselt und in eine andere Fabrik zu einem neuen Tagewerk geht, so daß er statt zehn vielmehr sechzehn Stunden arbeitet. Auch gehen die Baumwollenspinnereien und die Bergwerke jetzt Tag und Nacht, um auch in letzterer eine zehnstündige Arbeit, also in vierundzwanzig Stunden

zwanzig Stunden Arbeit zu gewinnen. Ohnehin werden die Maschinen so vervollkommnet, daß fast gar keine Spinner, sondern nur noch Beaufsichtiger nöthig sind.

Gegen dieses Zeit und Raum, Leib und Seele verschlingende Ungeheuer der riesenhaften Fabrikgewerbsamkeit sind freilich menschliche Gegenkräfte nichts nütze. Anordnungen und Maßregeln, Polizei und Parlament müssen die Segel streichen. Aber soll man verzweifeln und fast Recht geben dem deutschen Communistenprediger Sebastian Seiler, dem würdigen Genossen jenes nur auf „Krieg, Blut und abermals Blut, auf ein Meer von Blut" seine Hoffnung für Deutschland bauenden, Menschlichkeit Wahnsinn nennenden und vor Allem das Knallsilber nicht vergessenden Heinzen? „Zwei Wege," sagt Seiler, „werden das Elend der Menschheit und somit die von uns beabsichtigte Umgestaltung derselben beschleunigen: erstens die Gewerbsamkeit, zweitens bessere Schulen. Erstere frißt gleich einem Drachen alle Mittelmäßigkeiten und die Kleinmeisterei und speit einen Bankbruch nach dem andern. Und letztere steigern die Bedürfnisse des Lebens. Arme Bauern, die bis jetzt wie das Vieh lebten und sich glücklich fühlten, lassen ihre Kinder studiren oder wenigstens aufklären; das gibt Unzufriedenheit, Aemterjagd, verzweifelte Kerle; mit Einem Wort: gute Schulen arbeiten dem Communismus in die Hände. Je höher die Bedürfnisse steigen, desto größer die Verzweiflung."

Die Staatsmänner der Paulskirche und anderer Kirchen im Lande des Unglaubens, welche nichts als Gewerbsschutz diesseits und Aufklärungsschulen ohne Religion und Kirche jenseits ihrer lieben Barrikaden oder Katheder und Schreibtische wollen, mögen zusehen, welche Stricke ihnen dieser heilige Sebastian Seiler um den Hals dreht. Er findet wahrlich Werg genug an der deutschen Reichskunkel und kann zufrieden seyn mit dem Fortschritt, den z. B. ein kleiner deutscher Staat wie Oldenburg mit 270,000 Seelen in den Jahren 1845 bis 1848 in den Armenausgaben auf der trefflichen Stufenleiter von 96,000 bis 159,000 Thaler machen durfte, und das mit noch nicht entzügelten Fabriken und Schulen. Auch können die Herren, welche „als Hauptmittel der

geschichtlichen Entwicklung den Mord" erkannt haben und bei der Aufnahme in ihre Verbindungen von den jungen Handwerkern ein entschiedenes Nein fordern auf die Frage: „Glauben Sie an einen Gott?" gewiß recht wohl zufrieden seyn, daß auf ihrer politischen Hochschule in der radikalen Schweiz die Kriminalfälle von 1843 bis 1847 von 342 auf 584 angestiegen sind. Das gibt ein lustiges Zechen und Toasten auf den „entschiedenen" Fortschritt in der jungen Kneipe, die sich die Sippschaft an der Stelle des umgestürzten Klosters des heiligen Bernhards auf dem Gipfel der Alpen errichtet.

Aber ein Staatsmann und Christenmensch wie jener Lord Ashley erschrickt nicht vor der Drachensaat, die ihm der Satan und sein Bruder der Mammon, ihre Großmutter die Selbstsucht und deren Enkel, die Fabrikmaschinen und Aufklärichtsfabriken, in den Acker des armen Volkes streuen. Er hat Glauben und weiß, daß ein Gotteswort, ob auch nur klein wie ein Senfkorn, dennoch ein Wachsthum hat und gibt, das von keinem Unkraut sich überwinden läßt. Wer jenes hat, dem ist nicht bange um die Wirkung auf arme Menschenherzen, von denen noch keines ernstlich und gründlich mit Nein geantwortet hat auf die Frage: Glaubst du an einen Gott? Es muß ja der Mensch einen Gott glauben und unter seinen Schutz sich stellen, und hat er keinen, so macht er sich einen, wie dort im Gefängnisse zu Glückstadt, wo achthundert Gefangene und Verlassene sich befinden, zwei Verbrecher einen Bund schlossen, sich eine Hülfe zu verschaffen, da sie sich ganz verloren sahen. Weil sie keinen Gott kannten und nichts von ihm wußten, machten sie sich „einen Engel" zurecht, ihn anzubeten. So hat auch der in Norddeutschland berüchtigte Mörder Hinz auf dem Schaffot bekannt, wie er im Gefängniß am Ende zum Teufel zu beten gelernt habe, worauf er freilich auch ausgegangen ist und einen Doppelmord begangen hat. Elisabeth Frey kannte diese wunderbaren, geheimnißvollen Tiefen des Satans, darum fand sie den Grundsatz: „Seelenpflege ist die Seele der Armenpflege," und „Eine gerettete Seele wiegt die Hingabe eines ganzen Lebens auf."

Solcher Glaube fürchtet sich nicht und sieht in der dunkelsten Nacht den Leitstern und in dem Chaos die göttliche Werdelust eines besseren Daseyns. Die Gesundheit ist doch mächtiger als die Krankheit; das rein Menschliche, um gar nicht zu sagen das Göttliche, schlägt doch durch alle Hüllen durch. Zum Beispiel nur Eines. Als man jüngst den Sträflingen eines deutschen Zuchthauses mittheilte, daß in der Nähe auch für Kinder solcher Leute wie sie ein Rettungshaus begründet sey, und sie fragte, ob sie aus ihren jährlich 1600 Thaler betragenden Ueberschüssen, die ihnen bei ihrer Entlassung eingehändigt werden, etwas dazu thun wollten? wählten sie einen Ausschuß und beschlossen: zwei Stellen, jede zu 20 Thaler jährlich, in jenem Hause zu stiften. „Es freue sie so sehr, daß man in der Welt an sie und ihre Kinder denke.“

Ein Mann hat mit zwölf Jüngern die Welt erobert; ein rechter Jünger eines Mannes, der bereits „die Welt überwunden,“ nimmt's alle Tage frisch mit einer ganzen Welt auf, und ob sie auch voll Teufeln wäre, oder was schlimmer ist, voll von Maschinenspulen und Schulmaschinen. — Es thut Noth in dieser unserer Zeit und in diesem armen deutschen Lande, wo die Großen und Hohen so wenig auf den Firsten des Glaubens und der Liebe stehen, und hoffnungslos meinen, auf Demokraten reimen sich nur Soldaten, um an jene Alles zu verlieren, während sie mit einem Tröpfchen von Selbsthingabe und Selbsterniedrigung den Weltbrand löschen könnten — es thut Noth in solcher Zeit immer wieder frisch auf solche Glaubensheldinnen und Liebesfürsten hinzublicken, die, je größer das Verderben ist, in desto freudigerer Zuversicht, und je furchtbarer der Haß ist, in desto heißerer Liebe, je selbstsüchtiger der Hochmuth ist, in desto demüthigerer Aufopferung vom damastenen Sopha zu den Düngerhaufen verpesteten Menschenelends niedersteigen.

Wahr ist es freilich, verderbt ist ein Geschlecht schneller als gerettet, und aushausen ist leichter als erübrigen. Es gehört Glaube und wieder Glaube und nochmals Glaube dazu, um im Angesichte des immer tiefer und weiter fressenden Giftes am

Gesunden nicht zu verzweifeln und gegen das Massenelend im innern und äußern Leben der Gegenwart den göttlichen Heilskräften ihr unveräußerliches, unverjährbares Siegerrecht zu lassen. Wir sind gewohnt, das Kleine und Einfache zu verachten, weil unser ganzes jüngstes Jahrhundert so unsäglich in den Schein des Großen und Herrlichen sich aufgeschraubt, durch gewaltsame und künstliche Reizmittel den natürlichen Wahrheits- und Lebenssinn verdorben und die Dinge und Menschen in eitler Selbstanbetung allenthalben auf Stelzen gestellt hat. Leben, Kunst und Wissenschaft haben es überall auf's Blendende, massenhaft Wirkende abgesehen und haben auch nicht einmal mehr von den Maschinen lernen mögen, wie das Einfachste immer von nachhaltigster Wirksamkeit ist. So kommen wir immer wieder in Versuchung, gegen die Massenarmuth unserer Tage wieder nur massenhafte Mittel zweckmäßig finden zu wollen. Auf Massenauswanderung, oder Massengewerbe, oder Massenkriege als gründliche Hülfsmittel hoffen, ist am Ende eben so kleinen Glaubens oder vielmehr eben so großen Unglaubens, als wenn Barbès die Milliarden Privatvermögen in eine Masse zu gleicher Vertheilung werfen oder Heinzen giftgefüllte, in der Luft zerplatzende Behälter Verderben auf ganze Regimenter niederregnen, durch „unterirdische Kammern von Knallsilber ganze Städte mit 100,000 Mordknechten in die Luft sprengen," auch sonst durch Mord und Todtschlag „eine Million Barbaren" unter die Erde bringen, wo möglich aber gleich „einen halben Welttheil" in die Luft fliegen lassen will, in welchem Stücke beiläufig gesagt Caligula oder Marat noch Besseres leisten konnten, wenn sie der ganzen Menschheit nur e i n e n Hals zu Nutz und Frommen ihrer Messer wünschten. Diese Mordmenschen sind nun freilich von der deutschen Erde vorläufig verjagt, aber auch das wirkliche Elend, auf das sie ihre Barrikaden und Präsidentenstühle bauten, mit ihnen? Daß um Gotteswillen nicht wieder Friede! Friede! gerufen werde, da kein Friede ist. Denn es liegen Todesschatten auf Deutschland, die durch keinen Tod mit Pulver und Blei zu vertilgen sind.

Trotz unserer Schulen, trotz unserer protestantischen Bildung

— viele wollen wissen, gerade durch sie — ist auf dem platten Lande wie in den großen Städten die geistliche und leibliche Noth so groß wie irgendwo. Das kleine Württemberg, dieser „Augapfel Gottes" zählt unter stark anderthalb Millionen Seelen jährlich an 5000 gerichtliche Vergantungen (7000 im Jahr 1845) und hat an 18,000 verwahrloste Kinder. In Wien wurden im Jahr 1846 kirchlich eingesegnet 3645 Paare, im Jahre 1847 nur 2730, also 915 weniger, so daß in gleichem Fortschritte das eheliche Institut nach vier Jahren in der Hauptstadt Oesterreichs erloschen seyn würde. Noch ungünstiger ist das Verhältniß in München, nur wenig besser in Augsburg und Leipzig. Allenthalben eine erschreckliche Zertrümmerung der Ehe, ein wachsendes Verschwinden ehelicher Geburten. Kein Wunder, wenn über den zerrütteten Familien die Staaten wanken und stürzen. In Hamburg werden sechzehnjährige Knaben entdeckt, die niemals das Innere einer Schule oder Kirche gesehen zu haben bekennen; in einem einzigen Stadttheile kommen gegen 500 Kinder nie zu einer Schule; sechsundzwanzigjährige Mädchen werden gefunden, die unconfirmirt und ohne alle Kenntniß, selbst der einfachen Ziffern sind. Was mögen dieß für Republikaner werden und zeugen! In Baiern zogen von 1835—1839 zusammen nur an solchen Bettlern, die von der Polizei aufgegriffen wurden, 303,276 durchs Land. In Wien treiben sich 150,000 Diebe, Schwindler und Landstreicher herum. Mehr als 10,000 Personen wurden daselbst als Trunkenbolde im letzten Jahre verhaftet; nicht weniger als 50,000 ergaben sich mehr oder weniger dem Branntweine. Die Zahl der jugendlichen Verbrecher unter sechszehn Jahren betrug im preußischen Staate im Jahre 1828 bis 1830 durchschnittlich 644, in den Jahren 1844—1846 aber 1463, hat sich also um 128 Procent vermehrt, während die Volkszahl nur um 25 Procent wuchs. Im Regierungsbezirke Merseburg allein stieg die Zahl der jugendlichen Verbrecher von 1827 bis 1847 von 50 auf 184! In Schlesien kamen vom Oktober 1848 bis März 1849 nicht weniger als 325 Kirchendiebstähle vor. Wie es in Berlin aussieht, der „Metropole der Intelligenz" ja der Stiefmutterstadt

der Bildung, wo in Stadtpfarreien von 20,000 Seelen nur eine Kirche und an schönsten Wintersonntagen nur ein Dutzend Zuhörer in deren Sakristei sich findet, wo von einem großentheils katholischen Garderegimente nur fünf Soldaten sich zur österlichen Beichte melden — wie es in dieser preußischen Königsstadt aussieht, in seiner Hausvogtei wie in seinem Vogtlande, davon wissen die Steine zu schreien, welche täglich und nächtlich nur allein 1700 Schnapsläden offen sehen. Wie schrecklich verwahrlost war noch bis vor kurzem der Schulunterricht! An die 10,000 jungen Leute, die in den Jahren 1816 u. f. gar nicht zur Schule kamen, mußte im Jahre 1848 das Barrikadenbauen kommen. Nach einem Blicke in die öffentlichen Geheimnisse der Glanzorte der „Bildung" müssen wir es nur natürlich finden, wenn in einem von der Hungerpest unsern Augen geöffneten Bauernhause Oberschlesiens die Frau sich nicht genug wundern kann, daß ein barmherziger Bruder mit ihrem vierjährigen Kinde spielt, ja es sogar auf seine Arme nimmt und mit ihm umherspringt: „das habe sie mit ihrem Kinde nie gethan!"

Soll ich auch den Vorhang von den Handwerksstuben und Gesellenherbergen ein wenig lüften, worin man unserm Vaterlande in den letzten zwanzig Jahren eine wahre Höllenzucht ausbrüten zu lassen beflissen war? Unter den Handwerksburschen bestehen weitverbreitete Verbindungen mit dem bestimmten Zwecke, die Theilnehmer und noch mehr die Nichttheilnehmer, durch alle Mittel zur Faulheit und Lüderlichkeit, Rohheit und Sünde zu zwingen. Der junge Arbeiter, den diese Herbergsteufel einmal gepackt haben, darf beim Zusprechen im Hause des Meisters den Hut nicht abnehmen, in arbeitsloser Zeit keine andere Beschäftigung ergreifen als den Bettel, dem Meister kein gutes Wort geben, nicht zu viel und zu fleißig arbeiten, sonst wird ihm in der Herberge ein Eimer Wasser und ein Bund Heu vorgesetzt; ein junger Bursche ward auf der Herberge halb todt geschlagen, weil er ganz allein zu Hause des Meisters schreiendes Kind beruhigt hat; durch Saufen und Fressen und Spielen und Unzucht und Schlägerei wird in einer Herberge der Tag und die Nacht

vor dem Weihnachtsfeste und der sonnenhelle Weihnachtsmorgen, der Tag selbst mit Schlafen gefeiert; in einer andern begibt sich am Ostertage folgender Gräuel. Die Nacht war zuchtlos durchschwärmt, Morgens wird Herbergsgottesdienst gehalten; ein Geselle macht den Prediger, die andern müssen sich um ihn zur Beichte versammeln und beichten prahlend wie oft sie betrunken gewesen u. s. w. Einer streicht den Beichtpfennig ein. Dann nimmt der erste den Branntwein, spricht den Segen und theilt mit den heiligen Einsetzungsworten den Branntwein rings herum aus bis zum letzten, worauf der erste unter furchtbarem Hohne verlangt, daß noch einmal eingeschenkt werde. — Wer bei solchen Gelegenheiten nicht mitmacht, wird um schweres Geld gestraft, wer sich entzieht, durch ein geheimes Vehmgericht durch ganz Deutschland verfolgt. Dieß Otterngezüchte hat seine Hauptbrutstelle in der radikalen und wälschen Schweiz, und welch ein höllischer Blüthenstaub muß von da nach Deutschland verschleppt werden unter Leitung solcher Teufel wie Heinzen, Becker, Marr, Neff, deren hohe Beschützer in Stimmungen seyn können, daß sie — thatsächlich — ihren Hunden die Hostie reichen. Das ist der furchtbare Voltaire'sche Todeswurm, an dem eingestandenermaßen ganz Wälschland krankt. Und in solcher hohen Schule werden die Jünger gebildet, die von Paris bis Wien, von Lausanne bis Berlin rufen: „nieder mit den Aristokraten, nieder mit den Pietisten, nieder mit der Religion, nieder mit denen welche Dienstboten haben!"

Wer wollte sich nicht freuen, wer möchte nicht Herz und Hand erheben zum mitgeben und mitleiden, mitrathen und mitthaten, wenn er vernimmt, daß an dem jammervoll trüben Himmel unseres armen Deutschlands denn doch auch sich immer dichtere Sterne der Hoffnung säen? Englisches und französisches Vorbild blieb in der deutschen Christenheit nicht ungenützt, auch über die pietistischen Kreise hinaus, welche allerdings priesterlich das heilige Feuer der evangelischen Armuth und Liebe um Gotteswillen über den dürren Rechtsboden des Staates herübergerettet, und zuerst sich des christlichen Socialismus, des von der Zeit

gebotenen Vereinswesens, obschon unter viel Widerspruch und Mißhandlung ritterlich bemächtigt haben und fortwährend Träger und Leiter der großen christlichen Bewegung unserer Tage sind. Bereits sind die Anstalten und Vereine die sich den alten Missions- und Bibelgesellschaften als treue Töchter angeschlossen haben, in Deutschland kaum mehr zu übersehen. Vereine, für entlassene Strafgefangene und Zufluchtshäuser für dieselben, Pastoralhülfsgesellschaften — denn in Deutschland gibt es noch protestantische Kirchspiele, neunzehn Quadratmeilen groß mit 30,000 Seelen und einem oder zwei Geistlichen! — Bibelvereine, Gesellschaften zu Verbreitung evangelischer Bücher, Lesebüchersammlungen, Traktatgesellschaften, religiöse Volks- und Zeitschriften, Bibel- und Bücherhausirer, Reise- und Straßenprediger, städtische und ländliche Enthaltsamkeits-Armen-Kranken-Spar-Vereine, Vereine gegen Thierquälerei mit sittigendem Zwecke, Zufluchts- und Bildungsstätten für Dienstboten, Mägdeanstalten, Vereine für Wöchnerinnen, Warteschulen, Kindergärten, Schulvereine, Kinderspitäler, Jünglings- und Gesellenvereine, Lehrburschenschulen, Frauenvereine — namentlich seit den Befreiungskriegen — für Kinder, Dienstboten und Arme; bereits über 100 Rettungshäuser für verwahrloste Kinder durch ganz Deutschland, Bildungsschulen für barmherzige Schwestern und Brüder, Versammlungen und Vereine für innere Mission erhoben und erheben sich allerwärts. Auch die katholische Kirche eifert nach und in Württemberg treten den zweiundzwanzig protestantischen Rettungsanstalten, über die uns Völter's Schrift so treffliche Auskunft gibt, bereits zwei bis drei katholische Kinderrettungsanstalten zur Seite.

Ueber allen aber auf dem Berge stehen zwei Anstalten, deren nähere Schilderung ich wohl manchem Leser schuldig bin, ich meine die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein und die Kinderrettungs- und Brüderanstalt im rauhen Hause zu Horn bei Hamburg.

Im Jahre 1833 trat in Berlin unter dem rastlosen Prediger Goßner der weibliche Krankenverein ins Leben und kam bald in den Besitz eines Krankenhauses, des Elisabethstiftes, in welchem

die erste deutsche Diakonissenanstalt gegründet wurde, eine Anstalt, mit welcher Deutschland selbst für England ein Vorbild wurde. Im Jahre 1836 eröffnete Pfarrer Th. Fliedner die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth „eine der schönsten Zierden unserer evangelischen Kirche," ein wirklich großartiges Werk aus dem Geiste schöpferischer Liebe. „Das Diakonissenmutterhaus" ist der Wohnort und das erste Uebungsfeld für alle „Probeschwestern," welche in die Pflege treten um sich für das Amt christlicher Helferinnen (Diakonissen) vorbereiten zu lassen. Die Christinnen, welche das Amt solcher Krankenpflegerinnen übernehmen wollen, müssen eine etwas geförderte christliche Erkenntniß besitzen, ein christlicher Lebenswandel muß solche seit längerer Zeit zieren; sie müssen körperlich gesund, zwischen achtzehn und vierzig Jahren alt, in den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten und Schulkenntnissen geübt seyn, eine Probe- und Unterrichtszeit von sechs Monaten bei freier Kost und Wohnung bestehen, die Reise- und andere Kosten selber bestreiten und nach gut vollendeter Probezeit sich auf fünf Jahre zu diesem Amte verpflichten. Sie erhalten dann jährlich 25 Thaler und die freie Hauskleidung der Diakonissen: blaues Oberkleid für den Werktag, blaue Schürze, weiße Haube und weißen Kragen. Den Diensttreuen wird für den Fall von dienstuntüchtig- oder krankwerden, Hülfe und Versorgung gewährt. Die Vorbildung geschieht unter Leitung der Vorsteherin, der würdigen und unermüdlichen Frau Pfarrer Fliedner und nach der besondern Anweisung der Probemeisterin, einer erfahrenen Diakonissin. Während sie alle verschiedene Haushaltungs- und Pflegestationen durchmachen, erhalten sie noch besonders Unterricht und Anleitung in der leiblichen Krankenpflege und den kleinen chirurgischen Verrichtungen vom Anstaltsarzte und von den vorgesetzten Stationsschwestern; in Religion und Seelenpflege unterweist Fliedner und sein Anstaltsprediger; die bewährten Pflegerinnen werden in der Diakonissenkirche feierlich eingesegnet und von da versandt. Das Mutterhaus bleibt Heimath für alle Schwestern und es besteht ein Schwestern-Krankenzimmer und eine Pilgerstube für die krank oder sonst

heimkehrenden. Gegen 110 solcher Kranken- und Armenpflegerinnen, darunter gegen 70 eingesegnete Diakonissinnen, sind von Fliedner bis jetzt gebildet; gegen 60 arbeiten an 19 Hospitälern, Waisen- und Armen-Rettungs- und Irrenhäusern und als Gemeindediakonissen von London bis Sankt Gallen, von Berlin bis Kirchheim unter Teck, wo die allverehrte Frau Herzogin Henriette die Seele aller Liebes- und Rettungswerke, segnend und gesegnet wirkt. Diese Diakonissen arbeiten allenthalben mit ihren katholischen Schwestern in die Wette und werden bis nach Nordamerika verlangt. Sie suchen neben der leiblichen Pflege auch Seelenarznei den armen Kranken zu bringen, „aber leise und linde, tropfenweise in ernsten Augenblicken, nicht in seichter Ermahnung.“ Durch einfaches Vorlesen der Schrift fanden sie den Weg zum Herzen auch in vornehmen Häusern, denen kein Pastor je nahe kommen konnte. Freilich machen sie auch andere Erfahrungen. Fliedner erzählt wie eine Schwester einen der Genesenen zu trösten suchte, der weinend das Hospital verließ um noch eine Gefängnißstrafe wegen eines frühern Vergehens auszuhalten, indem sie ihn bat, sich nur den rechten Freund mitzunehmen, der werde ihm die lange Weile versüßen. „Ja, rief er mit freudigem Tone, ja den habe ich in der Tasche.“ Er meinte seinen Tabak, den er so eben geschenkt bekommen.

Während die Schwester Apothekerin, welche ihre Prüfung vor dem Kreisarzte bestanden, die kleine Anstalts-Apotheke versieht und andere Apothekerinnen für größere Spitäler bildet, sind die übrigen Diakonissen und Probeschwestern in ihrer Uebungsschule, dem Diakonissenkrankenhause jährlich mit 5 bis 600 Kranken verschiedenen Alters und Bekenntnisses beschäftigt. Die 40 bis 50 Kinder, welche dort zugleich gepflegt werden, erhalten auch Unterricht und Anweisung zu häuslichen und handwerklichen Geschäften. Von den vielen Handwerksburschen, die sich zur Pflege einfinden, verdienen manche ihr Pfleggeld durch Arbeit. Ein solcher junger Mensch, erzählt Fliedner, hatte sich öffentlich vor andern Kranken seines Unglaubens gerühmt; er hatte seit seiner Confirmation keinen Geistlichen gesehen und

wußte kaum den Namen Christus. Bei Gelegenheit mahnte ihn der Seelsorger der Anstalt an den Ernst der Zeit und an den Richterstuhl, dem er in der Ewigkeit entgegengehe. Mit Unruhe und Beklommenheit steht er auf und stürmt zur Thüre hinaus die Worte zwischen den Zähnen murmelnd: „Ich glaube an keine Ewigkeit!“ „Haben wir den verloren?“ ruft der treue Hirte ihm nach; „mit nichten. Wir glauben, daß ihm das Wort des Herrn gilt: Saul, Saul! Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu lecken!“ Dagegen haben nicht wenige der vielen armen kranken unentgeltlich beherbergten und verpflegten Bursche nach erlangter Genesung beim Abschied von ihren paar Groschen sich ein Neues Testament auf die Weiterreise gekauft.

Diesen Anstalten hat nun die vorsorgende Liebe eine evangelische Lehrerinnen-Pflanzschule für Kleinkinder-Elementar- und Industrieschulen mit richtigem Blicke in das Bedürfniß der Zeit angeschlossen. Gegen 60 Jungfrauen zwischen 17 und 40 Jahren werden alljährlich unterrichtet. Aus der Schweiz, aus Preußen, Bayern, Hamburg, Frankfurt, Hessen u. s. w. strömen sie herbei und werden wieder häufig an Mädchenschulen, Arbeitsschulen, Kinderschulen und in Familien gesucht. Als Uebungsschule für sie besteht die Kaiserswerther Kleinkinderschule, deren Kosten von der Kasse der Diakonissenanstalt fast ganz bestritten werden.

Ferner reiht sich ein Waisenstift an für evangelische verwaiste Töchter von Pfarrern, Lehrern und andern gebildeten Familien von ehrbaren Sitten. Diese erhalten in einer eigenen Waisenschule christliche Erziehung und Unterweisung, „wie sie für den gebildeten Mittelstand und für's werkthätige Leben paßt, fern von gelehrter Ausstaffirung, von glatter Abrichtung, von empfindsamer, fremdthuender Schönrednerei.“ Am Krankenhause, an den kleinern Kindern, an der Viehhaltung und Gärtnerei der Anstalt bilden sich die Mädchen zu brauchbaren Jungfrauen und Müttern, vornehmlich aber zu künftigen Diakonissen, für welche dieses Stift eine Pflanzschule seyn soll. — Eigene Apotheke, Bäckerei, Pockenkrankenwohnung, Badehäuschen, Eiskeller, Garten

für die männlichen Kranken, Gärtchen für die Ausschlagkranken, Holzschoppen und Oekonomiegebäude — nichts fehlt, um diese Anstalt zu einem verbesserten Nachbild eines alten großen Klosters, wie etwa St. Gallen sich uns auf dem noch vorhandenen alten Plane darstellt, zu machen.

Aber nicht genug, die alten katholischen Klöster mit all ihrem Zwange waren auch Freistätten für Unglückliche, wie sollte eine solche neue evangelische Samariterstätte nicht auch ein Zufluchtsort für Flüchtige und Gebundene seyn? Als sechstes Hauptstück enthält die Anstalt auch wirklich ein evangelisches Asyl für weibliche entlassene Gefangene. Seit den 14 Jahren seines Bestehens sind über 130 Pfleglinge darin aufgenommen worden, zum Theil in tiefer Versunkenheit, selbst in großer Verhärtung. Die Diakonissen am Asyle haben harte Arbeit und Geduldsprobe an diesen Seelenpfleglingen. Wenn auch selten eine äußerlich erkennbare förmliche Bekehrung zu rein christlichem Sinn die Frucht der Bemühungen an den tief Gesunkenen ist, so ist doch die Rückkehr zu bürgerlicher Ehrbarkeit und Brauchbarkeit der Erfolg an vielen dieser unseligen Geschöpfe.

Dieses Alles schuf wieder ein Mann Gottes im Bunde mit seiner treuen, unermüdlich sich aufopfernden Hausfrau durch Gottes und der Menschenfreunde Hülfe, welche ihm jährlich nur an Geld bei 18,000 Thaler beisteuern. Wie muß der selige Franke mit verklärtem Auge auf diese Tochter seines Geistes herabblicken, welche ihm bereits auch Enkelinnen gebar, wie das Diakonissenstift in Paris und in Straßburg, die mit dem Krankenhause in Ludwigsburg verbundene Diakonissenanstalt, eine ähnliche zu Wechselburg unter der Gräfin von Schönburg, in Dresden unter Frau Thode, endlich zu Berlin in Bethanien, dem herrlichen Musterkrankenhause auf dem Köpenicker Felde unter Fräulein v. Rantzau. König Friedrich Wilhelm IV., der Kaiserswerth mit Gaben und Vorrechten reichlich unterstützt, hat mit seiner frommen Gemahlin in jener Berliner Anstalt eine wahrhaft königliche Stiftung gemacht.

Schon bekannter ist neuerdings die andere weithinleuchtende

Anstalt, das rauhe Haus bei Hamburg. Dürfte ich bei allen meinen Lesern auf solche Bekanntschaft rechnen, ich würde denen, die es schon kennen, gerne das Ueberschlagen dieses Blattes ersparen. Vielleicht aber sehen auch schon damit Bekanntgewordene nochmals gerne, was die Liebe aus Glauben zu bauen vermag. Im Jahre 1832 fand sich in Hamburg ein Häuflein einfacher Männer zusammen, um den Armen Hamburgs in persönlichen Besuchen das Evangelium wieder nahe zu bringen, diese Quelle aller Hülfe. Eines Morgens findet ein solcher Besuchsgenosse in jämmerlicher Hütte ohne Zimmer, Küche und Fußboden acht Personen: ein großer Mensch von 20 Jahren auf einer Pritsche hingestreckt, fast nackt, vom Hunger verzehrt, mitten im Gemache auf dem Boden ein vierzehnjähriges Mädchen mit einem kattunenen Lumpen kaum bedeckt, ohne Hemde; am Fenster die Mutter hungrig und an Leib und Seel vom Nothwendigsten entblöst, um die Mutter herum einige kleinere Kinder; in der dunkeln Ecke der alte siebzigjährige Vater, ein Strohbündel unter dem grauen Haupte, ohne Bette, ächzend und stöhnend, mit dem Tode ringend. „Wie heißt ihr armen Leute?" — „Dieser mein Mann ist der Doctor R." Neben seinem Strohlager kauerte die Tochter, schabte ein auf der Straße gefundenes Apfelstück und reichte es auf einem Scherben dem sterbenden Vater zur letzten Erquickung. Am Nachmittag verschied der Unglückliche. Solche Bilder des Elends findet man, wenn man mit den Augen der Barmherzigkeit sucht, in unsern großen Städten, und leider nicht allein in den großen. Unser Besuchsverein half der Familie für den Augenblick; die kleinern Kinder wurden in die Schule geschickt, die ältern beschäftigt. Dennoch nahm die Familie ein Ende mit Schrecken. Als sich Aehnliches wieder und wieder fand, wurde der Gedanke laut: soll dem armen Volke gründlich geholfen werden, so bedarfs vor Allem eines Rettungshauses für die in Sünde und Unwissenheit versunkene Jugend. Woher aber die Mittel nehmen? Da wird einem der Freunde, wie einst dem Vincenz von Paula die Summe von hundert Thalern zu einer frommen Stiftung überbracht. Das war ein göttlicher Anfang. Die

Blätter machten die Gabe und den Plan zu einem Rettungshause bekannt. Ein mildthätiger Hamburger, Gehrken, hatte so eben auch eine bedeutende Summe für ein künftiges Rettungshaus vermacht, 17,500 Mark Banko waren jetzt in der Hand der Versammlung. Eine Freundin des Unternehmens sandte ein Geschenk von hundert Mark, Dienstmägde sammelten unter sich, ein Handwerksbursche brachte seinen ganzen Sparhafen zum Opfer. Ein Menschenfreund schenkte einen Acker, für Alles schien gesorgt. Aber da ward jenes Vermächtniß angefochten, der Acker erschien nicht geeignet zum Zwecke. Nun bot der Schenker des Grundstückes ein anderes Feld an: vierhundert Ruthen im Gevierte, fruchtbares Land für Gemüse-, Obst- und Blumenzucht, ein strohgedecktes Haus darauf versprach Raums genug für den Anfang, ein tiefer Brunnen gab gesundes Wasser, ihn und das Haus überschattete der schönste wilde Kastanienbaum, eine prächtige Weide dabei war trefflich zur Viehzucht. Das Haus hieß von jeher das rauhe Haus, wohl nicht umsonst. Der Geber aber war der schon oben genannte jüdische Bankherr, der an Gütern reiche, an Güte noch reichere selige Salomon Heine in Hamburg, der Oheim von Heinrich Heine. Am 1. November 1833 bezog Candidat J. H. Wichern mit den ersten Kindern das rauhe Haus.

Wichern, jetzt einer der wichtigsten Männer Deutschlands, wollte, daß die aufgenommenen Kinder zu je zwölf unter einem väterlichen Erzieher eine Familie bilden sollten. Je ein frommer junger Handwerker wohnt, ißt, schläft und lebt mit zwölf solchen Kindern zusammen in einem Häuschen. Diese Anlage ist ein köstlicher Schritt über die Rettungsanstalten früherer Art hinaus. Da läßt sich jedes Kind nach seinem sittlichen Bedürfnisse unter die Aufsicht desjenigen Gehülfen bringen, der für dasselbe am besten geeignet ist, und unter diejenigen Kameraden eintheilen, zu denen es am besten paßt. Jede Kinderfamilie enthält bessere und schlechtere, jene sollen auf diese wirken. Die Aufgenommenen, zum Theil zwischen 15 und 22 Jahren stehend, waren gräßlich verwahrlost, mehrere einfach von der Straße aufgegriffen. Man konnte sie beobachten, wie sie zusammensitzend

die Fäuste zum Himmel erhoben, „daß der sie verfluchen soll, der da droben wohne, sie kennen ihn wohl!" Als schon neben dem rauhen Hause um die Betglocke der Vorsteherwohnung ein kleines Dorf erstanden war, das Schweizerhaus drei Familien von je zwölf Knaben mit dem aufsehenden „Gehülfen" beherbergte, die Orgel des Betsaales siebenzig Personen zusammenrief, Backofen, Viehstall und Scheuer erbaut war, kam im Jahr 1836 heraus, daß vier Knaben von 14 bis 17 Jahren sich verabredet hatten, unter tiefstem Stillschweigen gegen alle Kameraden, die ganze Siedelei in Brand zu stecken. Sie mußten fortgeschickt werden. Ein anderer Bursche erklärt keck dem freundlich mahnenden Gehülfen, der mit ihm arbeiten will: „arbeiten will ich nicht! ob ich thue, was mir befohlen wird, hängt von mir ab! Gefällt es mir hier nicht, so laufe ich davon!" Ein Kind braver Eltern war schon fünf Jahre im Hause, noch ging er finster und kalt einher, keines Menschen Freund. Er erklärte bestimmt, er glaube an keinen Gott und keinen Christus, was die Menschen davon reden, sey Lüge, was die Bibel sage, sey ohne Grund! Ohne Veranlassung brach er in fürchterliche Lästerungen aus. Er mußte von den andern während des Gottesdienstes getrennt und ein Gegenstand besonderer gemeinsamer Fürbitte werden. Wenn die Liebe, die ihn bis an's Ende trug und pflegte, wirklich gar keinen Eindruck auf sein hartes Gemüth gemacht hätte, wie muß an solchem Zöglinge jene junge Philosophenzunft ihre Freude haben, welche dem Tage entgegenjauchzt, da die radikalen Schulmeister als „Erben der Pfarrer" die liebe Jugend vollends vom Glauben befreien!

Die Trennung der mehr versteckt ihrer Bosheit, dem Lug und Trug, der List und Eitelkeit sich hingebenden Mädchen von den mehr auch nach außen verwilderten Knaben ist durch Einrichtungen im Bauwesen und Hausordnung durchgeführt.

Neben jenen schauerlichen Erfahrungen darf aber die rettende Liebe, die in den meisten Herzen Gegenliebe schafft, viele lieblichere machen. Bibelwort, Gebet und Arbeit, Zucht und Ordnung zähmt und erweicht die Gemüther. Ein siebenzehn-

jähriger junger Mensch, der früher der Fluch seiner Eltern war, flüchtig und unstet, zuchtlos und mißtrauisch, ist in der neuen Familie fleißig, treu und sittig, für Höheres empfänglich und nun der Trost und die Hoffnung der Seinigen geworden. Ein anderer junger Knabe nahm sich eines seiner versunkenen Brüder während seiner winterlangen Krankheit aus eigenem Triebe freundlichst an, wusch, reinigte, kleidete, bettete ihn und that ihm ungesehen jeden Liebesdienst. Als der Lehrer die biblische Geschichte erzählend ein Glied aus Jakobs Familie zum warnenden Bilde vor die Seele der Kinder malte, rief ein lebhafter Knabe: „das bin ich!" und dieser Ausruf war ihm der Anfang eines neuen Lebens.

Die „Gehülfen" sind christlich gesinnte junge Männer, die ein Handwerk oder den Landbau verstehen und um Gottes willen sich ganz dem Dienste der armen Kinder widmen wollen. Sie erhalten keine Belohnung, aber freie Kost und Kleidung und nehmen an dem Unterrichte Theil, der sie schließlich für ähnliche Anstalten, für Volks- und Landschulen tauglich macht. Die Erziehung der Kinder ist ihr Hauptberuf. Die schon gebildeten Gehülfen übernehmen wieder den Unterricht in einzelnen Fächern. Sie sind nicht „Lehrer," sondern „Brüder" unter den ihnen anvertrauten Kindern, und theilen ihre Spiele, Arbeiten und Entsagungen. Da gilt es Geduld, Mannhaftigkeit und völligste Selbstverläugnung ohne Wahl und Ekel üben lernen. Verläßt einer das Haus, so muß er den Hobel und das Spinnrad, den Schusterpfriemen und das Ziehmesser so gut als den Spaten im Garten und den Teig im Backtroge handhaben können und dabei im Stande seyn, für Leib und Seele, Unterricht und Erziehung der Kinder zu sorgen.

So hat sich denn die Anstalt nach 16 Jahren in ihren Familienkreisen, Arbeits- und Unterrichtskreisen gestaltet und zugleich in eine Bruderanstalt mit Buchdruckerei, Buchbinderei und Buchhandlung (wieder nach Art des Haller Waisenhauses) erweitert. Die Siedelei besteht mitten in Gärten aus zwölf Häusern — dem alten rauhen Hause, dem alten Treibhause mit

Bäckerei, Kornboden, Gärtner= und Gehülfenwohnung, dem Schweizerhause mit der Druckerei, dem Arbeitshause mit Werkstätten, dem Bienenkorbe mit Lehrern und Kindern, dem Mädchenhause, dem Thurmgebäude mit Betsaal, Büchersammlung, Unterrichtszimmern, dem Mutterhause mit Vorstandswohnung und Küche, dem Stallgebäude, dem Buchbinderhause, der Fischerhütte, dem Waschhause, dem landwirthschaftlichen Gebäude. Eine evangelische Benediktinerabtei ersten Ranges!

Seit 1845 ist die „Bruderanstalt" des rauhen Hauses zu einer Pflanzstätte der inneren Mission erweitert. Die Brüder sollen nach erlangter Vorbildung unter die Christenheit ausgesandt werden, um als Vorsteher von Rettungshäusern, als Lehrer darin, als Arbeitsgehülfen für Kinderanstalten, als Oberaufseher und Haushalter in Strafanstalten, als eigentliche Gefangenwärter, Armenväter, Mäßigkeitsboten, Gutsaufseher, Oberknechte, Krankenpfleger, dann in den Herbergen als christliche Handwerksbursche unter den unchristlichen zu wirken. Aus allen Gegenden Deutschlands kommen junge Männer von 20 bis 30 Jahren in's rauhe Haus zur Lehre. Sie bringen nichts mit als freie glaubige Gesinnung, gute Sittenzeugnisse, einige Schulkenntnisse, Fertigkeit in oder Fähigkeit zu Handwerk oder Landbau, kräftige Gesundheit und Befreiung von der Kriegspflicht. Ihr Unterhalt wird ihnen aus freien Beiträgen gereicht, Gehalt bekommen sie nicht. Sie beginnen mit dem Geschäfte der Glöckner, der Aufsicht des Tags und Nachts, im Freien, in den Häusern, im Betsaal, dann treten sie als Beisteher, später als Werkführer in die Arbeitskreise und Werkstätten, mischen sich in die Spiele der Kinder, übernehmen mit die Sonntagsaufsicht, stehen Familienkreisen bei, bekommen endlich die Oberleitung einer Kinderfamilie; besuchen dann die Häuser der Eltern in der Umgebung, sorgen für die entlassenen Zöglinge, für die Unterweisung der Kinder, übernehmen zuletzt theilweise die Hausandachten und leisten endlich dem obersten Vorstande thätige Hülfe. So durch alle Kreise hindurchgeschult und dabei mit gründlicher wissenschaftlicher Unterweisung in ihrer Arbeit und ganzen Wirksamkeit

ausgerüstet, ziehen sie den vielfach ergehenden Einladungen gemäß in Stadt und Land, von Schlesien, wo sie sich während der Hungerpest durch ihre todesmuthige Krankenpflege auszeichneten, bis nach Schwaben, wohin der König von Württemberg einen Bruder als Aufseher in der Strafanstalt für jugendliche Verbrecher zu Hall berufen ließ.

Indessen fand dieser ächt evangelische Gedanke der Verbindung von Brüder- und Rettungsanstalten mit dem Grundsatze der Familientheilung seinen Weg nach Frankreich (Mettray), Belgien, Oesterreich und in's weitere Deutschland, das eben auf diesen Antrieb vom rauhen Hause hin jetzt seine hundert Rettungsanstalten besitzt und namentlich seit 1847 eine Diakonenanstalt in Duisburg neben der älteren Anstalt in Düsselthal gepflanzt hat.

Ganz neuerdings hat der Centralverein für innere Mission in Deutschland eine Stiftung für vier Candidaten der Theologie gemacht, welche im rauhen Hause, dieser Hochschule des christlichen Communismus und Socialismus, gründlich durchgebildet, nachher die gewonnenen Erfahrungen unmittelbar und mittelbar in die Kirche zurückführen sollen, für welche allerdings die innere Mission ein mächtiges Armuthszeugniß ist. Jener Centralverein für innere Mission der deutschen evangelischen Kirche hat auf dem Kirchentage zu Wittenberg 1848 einen Ausschuß niedergesetzt, dessen Sitz Hamburg und Berlin, dessen Seele Wichern ist. Er hat die Aufgabe der inneren Mission näher dahin bestimmt: weil das kirchliche Gemeindeamt mit Predigt und Seelsorge heutzutage nur vereinzelte Wirkungen haben kann, aber außer Stande ist, den Nothstand zu bewältigen, der gesellschaftlich und massenhaft durch Gemeinden und Länder wuchert, so soll die freie thätige Liebe durch Vereine und Gesellschaften und deren Mittel und Werkzeuge Missionswerk treiben in den Gebieten des Todes und Verderbens, in den Höhlen des Lasters, in den Häusern des Unglücks, in den Herbergen der Sünde, an zerrütteten Familien, verleiteten Handwerksgesellen, verwahrlosten Weg- und Fabrikarbeitern, namentlich an der ganzen Summe der hin- und herströmenden Bevölkerung, die ohne inneren Halt,

keiner Gemeinde angehörend, von keinem Amte gesucht und besorgt, sich und uns in den Abgrund zu reißen grimmig droht. Zu ihren Pflegebefohlenen sollen eben so gehören die vielen Tausende von Deutschen, welche in den Hauptstädten fremder Völker Europa's dem Verderben ausgesetzt sind, um als Werkzeuge zu Untergrabung der Ehre und der Herrlichkeit des Vaterlandes und zur Schändung der Kleinodien des heiligen Glaubens der Väter zu dienen.

Wenn nun bisher schon die freien christlichen Gesellschaften, Vereine und Anstalten in kaum mehr zu übersehender Reihe mit dem Lichte sittlich religiöser Befreiung eingedrungen sind in die Nächte der Kerker, mit dem Schwerte des Geistes den Kampf begonnen haben gegen das Laster und die Schande, erbarmend der Jugend nachgeeilt sind und diese gesammelt haben in die verschiedensten Zufluchtsstätten, den Kranken die Wunden zu verbinden, die Nackten zu kleiden, die Betrübten zu trösten, den Nothleidenden Hülfe aller Art zu bringen, geistlich und leiblich als ihr Tagewerk übten in geräuschloser Stille, so soll das Vereinzelte und als solches leicht Gefährdete oder Erkrankende und Sterbende Nachdruck und kräftigeren Erfolg gewinnen durch geordnete Einheit und Zusammenschluß der zerstreuten Kräfte. Diese im evangelischen Deutschland angebahnte Mittelung und einheitliche Leitung ist so gut als die staatliche Einheit eine Grundforderung der Zeit und wird sich wie diese weite Bahn zu brechen wissen trotz eigensinniger Kirchen und selbstsüchtiger Throne. Die schon bestehenden Enthaltsamkeitsvereine, Gesellenvereine, Frauenvereine, Rettungshäuser u. s. w. sollen demnach gliedlich zu einem freien Ganzen vereinigt, die noch nicht mit solchen Rettungsversuchen angefaßten Städte und Länder zu gleicher Thätigkeit geweckt und dem Ganzen angeschlossen werden. Ist einmal eine solche Durchbildung des kirchlich und frei geordneten Gemeindelebens wieder da, daß nicht diese unübersehbaren Massen geistlicher und leiblicher Armen zwischen der todten Kirche und dem ohnmächtigen Staate wie seither auf dem harten und verhärtenden Pflaster der Straßen liegen bleiben gleich dem

armen Lazarus, ohne Fürsorge, ohne Liebe und Glauben, dann wird die „innere Mission" sich überflüssig gemacht und aufzulösen, die Kirche aber als Gesammterbin der erbarmenden Liebe in's weltumfassende Werk des thätigen Glaubens einzutreten haben. Der Mund und Herold dieses Centralausschusses für „Organisirung" der inneren Mission des evangelischen Deutschlands sind nun die schon einige Jahre mit mächtiger Wirkung von J. H. Wichern herausgegebenen „fliegenden Blätter aus dem rauhen Hause zu Horn bei Hamburg," eine Zeitschrift, die ihres Gleichen in Deutschland sucht und würdig den „Jahrbüchern der Liebe" (Annales de la Charité) zur Seite tritt, zu welchen eine Reihe ausgezeichneter Mitarbeiter, viele hochgestellte Staatsmänner in Frankreich die gediegensten Beiträge liefern.

Das christliche Deutschland darf gewiß mit dankbarer und hoher Mutterfreude auf diese zwei für Inland und Ausland als Muster dastehenden Anstalten von Kaiserswerth und Hamburg blicken. Was Chalmers in Schottland finden durfte, was die Kirchen Deutschlands wohl auf lange noch nicht bieten können, Diakonen, Meister und Jünger der rettenden, helfenden, dienenden Bruderliebe und was selbst Chalmers nicht fand, Diakonissen, Armen- und Kranken- und Kinder- und Gefangenen- und Irrenpflegerinnen um Gotteswillen in evangelischer Freiheit, diese Nothhelfer und Nothhelferinnen erzieht sich und der Welt das christliche Deutschland.

Alle diese Anstalten und Vereine und Kräfte haben gewiß schon unermeßlichen Segen gestiftet, auch wenn sie bloß vor größerem Verderben so manche Seele und Familie bewahrt hätten. Wie in England hat sich auch in Preußen bereits amtlich ergeben, daß die Anzahl der jugendlichen Verbrecher in den Fabrikbezirken und größeren Städten durch Erziehungshäuser, Schul- und Bewahranstalten seit den dreißiger Jahren eher rückgeschritten als zugenommen hat, während sie in den ländlichen Bezirken, wo jene Erziehungs- und Rettungsversuche noch nicht wirken, sich entschieden steigerte. Wer wollte also an aller Rettung des Volkes durch solche Thätigkeit verzweifeln?

Aber freilich, was will das Wenige bisher unter so Viele? In Württemberg geschah am meisten, aber seine zweiundzwanzig Rettungsanstalten und zwei Waisenhäuser lassen in Württemberg noch 13,000 verwahrloste Kinder unversorgt! Selbst wenn alle die bisher erwähnten Vereine, Anstalten und Werke bereits eine ganze Milchstraße der rettenden Liebe über den nächtlichen Himmel unseres armen und kranken und verwahrlosten und verwaisten und gebundenen und irren Vaterlandes leuchten ließen — in wie manches Dunkel fiel noch kein weckender, lösender Strahl! Wie mancher meiner Leser wird sich auch wundern, daß bisher ihm die Augen und Hände also gehalten waren, daß er seine nächste Umgebung, geschweige die weite und breite Pflicht gegen Land und Vaterland übersah. Wieviel tausend Städte und Bezirke, Dörfer und Flecken gibt es noch, wo keine Hand sich regt, kein Herz schlägt, kein Auge sich öffnet, geschweige feuchtet für das Elend um und um! Wie sehen unsere Armen- und Siechenhäuser in den kleineren Städtchen und Dörfern aus! Wo sind die Bürger, welche Gefallenen und Gefangenen, Armen und Verkommenen die nöthige persönliche christliche Hülfe bringen? Wo sind die ländlichen Familien, welche sich der Erziehung verwahrloster Kinder hingeben? Wo sind die christlichen Waisen- und Armenväter für Stadt und Land? Wie dünn gesäet sind die Männervereine für Kranke, wie der 1823 in Berlin gegründete, jetzt unter dem Lehrer Mittendorf stehende, wie die Gesellschaft der Armenfreunde, die Dr. Volkmann 1848 aus Frankreich nach Deutschland verpflanzte, wie „der Hülfsverein zur gewerblichen und moralischen Unterstützung nothleidender Handwerksmeister,“ den der wackere Fleischermeister Martin May in Frankfurt a. M. gestiftet hat?[1] Wo sind die Soldaten, welche, nachdem sie auf dem blutigen Felde der Ehre ihre Lorbeeren errungen, diese als linderndes Blatt auf die Wunden der armen Menschheit legen helfen, gleich jenem Hauptmann im Evangelium, der für seinen kranken Knecht zum Ordensritter des Glaubens

[1] Siehe Näheres in den trefflichen Stuttgarter Blättern für das Armenwesen 1849, Beilage Nro. 6 (aus der deutschen Vierteljahrsschrift).

ward? Wo sind die Beamten, welche ihre Amtsstuben auch in den Hütten der Elenden sähen, um diese nicht bloß zu verwalten, sondern über sie in christlicher Liebe zu walten? Wo sind die alten und jungen Kaufleute und Handwerker, welche bei uns wie in England zu tausenden ihren Sonntag der verlassenen Jugend und dem vergessenen Alter widmen? Wo sind die Lehrer, welche einem Pestalozzi gleich in ihren Häusern Rettungshäuser erblühen ließen und mit einem Thomas Arnold ihre schönste Erholung von dem Muthwillen der Jugend an dem Schmerzenslager der Greise suchen? Wo sind die Geistlichen, die wie jene englischen ihre Kanzeln verlassen, um Straßenprediger und Armenmissionäre zu werden? Wo sind die Bischöfe, welche wie jener Ximenes von Toledo allnachts mit Laternen ausgehen, um die obdachlosen Armen aufzusuchen? Wo sind die Könige, welche in der Nachfolge dessen, der besser als sie sagen durfte: „Ich bin ein König," umhergehen und wohlthun, daß die Blinden sehen, die Tauben hören, die Stummen reden würden davon, wie die Ersten die Besten seyen gleich jenen alten Völkerhirten, von denen das Volk nichts rühmen wollte als ihre Stärke im Streite, ihre Milde im Frieden, ihre Sorge für das Elend, dieses arme kranke Volk, das den französischen Königen die Kraft zuschrieb, Kröpfe zu heilen, und den deutschen Fürsten, das Feuer zu bannen. Die Welt steht in Flammen gestern und heute, haben sie ihren Feuersegen vergessen? Wo sind die ihn zu sprechen vermögen? Sie sind da Gottlob, die Retter jeder Ordnung und Klasse, aber als Lichter, welche das Dunkel umher nur verstärken.

Mitten unter dem politischen Zeter von der Newa bis zum Dome von St. Peter, mitten im Wirrsal der Völkerbeglücker und Völkerbedrücker aufstehen vom Polster und, wie der milde Heinrich Suso einst und der gottentflammte Tauler, werkthätige Liebe predigen in einer sich hassenden Welt, das ist ein von der Menge hoch und nieder wenig gerühmtes und bedanktes Geschäft. Sich und andere aber im Glauben an eine Zukunft der Liebe bestärken und zum Werke der letzteren spornen, auf das große Wort hinweisen, daß geben seliger sey denn nehmen, und beides

in der That bewähren, mit seinem leiblichen und geistigen Gesammtvermögen sich als einen Gottbetrauten, als in dem heiligen Amte der den Dürftigen dienenden Liebe stehend betrachten, allen Besitz nur als solchen Auftrag und nur als solch göttliches Amt ansehen, das der Gesellschaft nützen müsse wie die Kerze, die leuchtend und Kummernächte erheiternd sich selbst verzehrt — wer vermöchte nicht Ritter zu werden des Ordens, auf dessen Band es noch ganz anders lautet als honny soi qui mal y pense? „Schmach der übel davon denkt." Wer könnte nicht dem großen Werberufe folgen und sich einreihen lassen in dieses uralte und wieder ganz neue Kriegesheer Christi, unter die Banner des Siegesherzogs, der in der Liebe zu den Brüdern sein Leben nicht geliebt hat bis in den Tod?

Gerade je mehr Hände sich schon einander zusammenreichen zu gemeinsamem Rath und That, desto eindringlicher ergeht an alle, auch die Zaghaftesten und Ungläubigsten, der Mahnruf der Religion der Liebe, und zwar an die Gebildeten unter ihren Verächtern, wie an ihre Verehrer unter den Gebildeten.

Aber diesen, welche dem Volke so viel schuldig sind, fehlt es so gar viel an Ohren zu hören und an Augen zu sehen, weil an Herzen zum Mitleiden und Mitweinen. Und an diesen fehlt es, weil der Born der Religion, aus der allein das Herz sich wahrhaft selbstverläugnender, nachhaltiger Bruderliebe füllt, vertrocknet ist. Keine ächte Liebe ohne tiefen Glauben. Nur weil das englische Volk noch so durchdrungen ist von ungebrochener, unverblaßter Religiosität, finden sich dort solche Kämpfer und Sieger auf dem Felde der Barmherzigkeit, wo die Schlachten schwerer zu schlagen sind als auf dem Blachfelde unter Trommelwirbel und Kanonendonner.

Jede Anklage wäre thöricht; wie schon gesagt, es ist eine Gesammtschuld. Wir wollen hoffen, die Religion sey nicht in die Lüfte verflogen, nur in die geheimen Gründe der Tiefe zurückgezogen, wir wollen hoffen, der Schlüssel in diese Kammern sey nicht abgebrochen, nur verschleppt und im Hause verloren, der gegenwärtige Zustand sey ein Uebergang zu freierer, kräftigerer,

thätigerer Religiosität, als die bisherige Religion des Herkommens, der Gewohnheit und des Scheines war. — Aber die Gelehrten fallen nicht vom Himmel und die Jünger Christi fischt man nicht aus dem Brunnen. Ein Geschlecht der Liebe, wie wir's brauchen für unsere werdenden freien Staaten und selbstthätigen Gemeinden, für ein einiges, in Selbstbeschränkung, nicht in Selbstüberhebung großes Deutschland, für ein friedenreiches Europa, muß offenbar erst geboren und erzogen werden. Wir Alle, wie wir sind, finden in der Wüste unser Grab, und wohl der Menschheit, wenn unsere Selbstsucht völlig mit uns begraben würde! Wer wollte nicht am Ende für sich Entsagung lernen im Blick auf glücklichere Kinder, auf freiere und einigere Enkel?

X.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

Aber mit dem Entsagen ist nichts gethan. „Sehet in das Feld, es ist schon so weiß zur Ernte!" Und die Ernte ist so groß! Darum, finden sich die Schnitter nicht ein, wohlan ihr Schnitterinnen, an's Werk! Das Frauenherz, zur Liebe geschaffen und vom Glauben lebend, hat seiner Religion nicht so des Gedankens Bläſſe ankränkeln lassen, wie sie der Religion des männlichen Geschlechtes angeflogen ist. Die deutsche Frau kann, ohne zu erröthen, das Lob noch hören, das vor einigen Jahren ein Engländer ausgesprochen: die Deutschen seyen ein frommes und gottinniges Volk wie kein anderes. Und geübte Siegerinnen auf dem Felde der Liebe zu den Brüdern um Gotteswillen werden dann auch Söhne gebären und heranziehen in solcher Liebesübung zum Mitthaten und Mitrathen, wie in die Hütten des Volkes, in die Rathssäle der Gemeinden und in das Ober- und Unterhaus der Nation das Vaterland sie bedarf und ersehnt zu Heilung seiner Wunden.

„Schafft aus dem weiblichen Theile der bemittelten Bevölkerung eine Nationalgarde des Armenwesens; die wohlthätigen Folgen für den Wohlstand und die sittliche Kräftigung der ärmern Volksklassen werden nicht lang auf sich warten lassen. Vertheilt unter diese Garde noble (und mobile) eure Bedürftigen und gebt ihr Sitz und Stimme im Armenpflegschaftsrath. Dieß halte ich für den ersten wichtigen Schritt zur wirksamen Besserung des

Looses unserer Bedürftigen." So ruft mit mir ein anderer Rufer in dem Streit der Liebe gegen die Selbstsucht und das Elend.[1] Ein anderer (in den „fliegenden Blättern" Wicherns) setzt hinzu: „Wo es gilt, das blutende menschliche Herz zu verbinden und seine unsagbaren Schmerzen zu lindern, wo es darauf ankommt, in stiller, hingebender Selbstverläugnung jedem Athemzuge der kranken Seele zu lauschen und jedem Seufzer nachzugehen mit dem Blicke der Erbarmung, mit dem Wort der Liebe, da ist die priesterliche Stätte, an der das Weib zu wirken hat. Das hat die christliche Gemeinde und Kirche immer erkannt, und der große Vincentius von Paula zumal hat den Beruf des Weibes in seiner Pflanzschule christlicher Barmherzigkeit gewürdigt." Dazu hat eine große Todte den Fahnenspruch geschrieben: „Schon als natürliche Wesen sind wir Frauen gestellt auf das Gebiet der Liebe, der dienenden, der aufopfernden, der nie ermüdenden. Uns sind Kräfte der Liebe gegeben, an denen alle irdische Stärke erlahmt. Vor uns liegen alle Werke der Barmherzigkeit, für welche der Staat vergebens Sold und Ehre bietet, für welche vergebens seine Gesetzeswächter sich abmühen." Gerade auch der Auflösung des Familienlebens, an der das neuere Leben so furchtbar krankt, wird nur durch die Trägerinnen der Familie, wenn sie solche Bringerinnen des Friedens und Thäterinnen der Liebe sind, gesteuert werden.

Das ist die jetzt zur Geltung kommende, zur dringenden Nothwendigkeit gewordene neue Weltstellung des Weibes, von der ich oben gesprochen. Das Christenthum, die Religion der Liebe, der Freiheit in und der Gleichheit vor Gott hat sie begründet. In der ersten, noch mitten im Heidenthum und Judenthum wohnenden Christenkirche war das Hervortreten dieser Stellung zum Leben, wie wir sie im Auge haben, weniger möglich und nöthig. Die Liebe zu den Brüdern schuf die Diakonen, sie halfen dem Bedürfnisse ab; das Weib in aller vollchristlichen Berechtigung und Verpflichtung sollte vor Allem ihre Kinder

[1] Cannstatt, über die Organisation der Arbeit und des Armenwesen. Erlangen 1848.

erziehen, mit sanftem, stillem Geiste im Hause walten, unterthan dem Manne, wie die Gemeinde unterthan ist dem Herrn, der sich für sie hingegeben; im Uebrigen, nach morgenländischer und heidnischer Weise, heißt Paulus sie in der Kirche schweigen: »taceat mulier in ecclesia.« Doch war in den Erweisungen der thätigen Menschenliebe die Frau nicht auf das eigene Haus beschränkt. Wie es ein rechter Gottesdienst und also von Anfang christliche Sonntagsfreude war, „die Wittwen in ihrer Trübsal besuchen," so war es in den ersten christlichen Jahrhunderten, nach der Schilderung des Kirchenvaters Tertullian, ganz besonders das Geschäft der christlichen Hausfrau, die Armen und Kranken in ihren Hütten, die gefangenen Bekenner in den Kirchen zu besuchen und ihnen jede Handreichung der Liebe zu leisten, die in ihren Kräften stand. Aus der Reihe der Wittwen selbst wurden den Diakonen zur Seite Diakonissen zum Armen- und Krankendienst an der Gemeinde gewählt. Die Gemeinden waren aber noch klein, wenige genügten. Im Katholicismus kam die Ehe, als dem heiligen Stande verboten, nicht ganz zu ihrer Würde. Jenseits des Hauses tretend in öffentlichen Werken der Liebe und Opfern des Glaubens, mußte bald das Weib als Heilige, als Ordensschwester der Kirche und nicht dem Leben angehören. Die Stellung, welche Luther einerseits dem Staate, andererseits der Ehe und damit dem Weibe errang, hat letzteres bis jetzt als unveräußerlichen Besitz im Hausschranke verschließen dürfen. Der Staat, der, selbstherrlich geworden, auch allmächtig und allwissend und allgütig seyn wollte, hat den Männern, gar den Frauen indessen nichts zu thun gegeben, als die Dinge des häuslichen Herdes und der Kinderstube, und auch dahin hat er Leben tödtend, Selbstthätigkeit lähmend, so weit als nur immer möglich gegriffen. Die Männer sind daran erlahmt und vertrocknet. Auf das Selbst beschränkt mit aller Gewalt, können sie ja nun nicht anders als selbstsüchtig und gewaltthätig seyn. — Des Weibes Natur ist unverwüstlicher, im tiefsten Herzen bewahrt es durch tausend Stürme das heilige Feuer der aufopferungsvollen Liebe, das sie sich in langen Nächten und trüben Tagen an der Fackel

des Glaubens anzuzünden weiß, auch mitten in der fluchvollsten Umgebung.

Jetzt wo die Stunde der Geburt eines neuen Völkerdaseyns gekommen ist im allgemeinen erst beginnenden Völkerweh, haben diese Priesterinnen der Liebe das enge Frauengemach und Kinderzimmer in Kraft des Neuen Testamentes und des urchristlichen Vorbildes, zu dem der Protestantismus in freier Weise zurückstrebt, zu überschreiten und, obwohl im Stillen und Verborgenen, ohne die Linke wissen zu lassen was die Rechte thut, wirkend, an den Webstuhl der Zeiten zu treten und vor allem die Blößen des Jahrhunderts zu decken, die Schäden des Volks zu bessern, ehe die Dome der Freiheit und Wohlfahrt, an deren Quadern die Männer halb im Traume, ganz im Zorn und Hader hauen, steigen können in des Himmels Saum.

Es ist also ein gewisses Heraustreten des Weibes aus dem Hause allerdings geboten, und bloß durch das Weib kann uns g.gründet werden, was als Unterlage des politischen Lebens vor Allem Noth thut: eine wirklich bürgerliche Gesellschaft. Wir hatten bisher bloß Familie und Staat. Die Vergesellschaftung der streitenden Anliegen, Richtungen und Berufsarten gelingt dem letztern niemals, wenn sich nicht durch thätiges auf und nieder und in und miteinander eine Gleichung vollzieht im Leben, durch welche die staatliche Gleichheit erst Boden und Vernunft, weil Christenthum und Menschlichkeit gewinnt. — Was die französischen Gesellschaftler und Befreier in Wahn und Aberwitz für's Weib verlangen, hat seinen wahren Kern, der nur an's Leben soll.

Dieses Heraustreten des Weibes aus dem engsten Kreise muß nun freilich, damit es bestehen und wirken kann, seine bestimmten Grenzen, Formen und Gliederungen sich geben. Es muß in festen Vereinen auftreten, sonst zersplittert es sich in zufälliger Vielgeschäftigkeit und verliert Kern und Sporn. Diese Vereine können des religiösen Geistes und der praktisch handsamen Gestaltung gleich wenig entrathen.

Aber, so hat schon Immermann sein ernstes Bedenken eingelegt, wäre solches Heraustreten der Frau aus dem Hause nicht

vom Uebel? wäre dasselbe nicht ein leidiger Beweis, daß die Familie ihr fremd geworden und verödet wäre und ihr Herz und Wesen nicht mehr auszufüllen vermöchte? Die Antwort ist mir leicht. Die Frau, welche durch solche gemeinsame Thätigkeit der Liebe zu den Dürftigen dem eigenen Hause und ihren Kindern entfremdet werden könnte, die ist zu solchem Dienst der Liebe zum voraus ungeschickt; die aber draußen wahrhaft liebend wirken, werden sich zehnfach ihren Liebsten opfern. Große Vorurtheile, einseitige Gewöhnungen sind freilich zu bekämpfen, wo es um den Beruf des Weibes in dieser Zeit sich handelt.

Seit den Tagen der fürstlichen Penelope, der schönen, kummervollen Weberin, und jener gleich berühmten Frau an, von der Homer singt:

> Aber Helena saß, die Argäerin, unter den Weibern,
> Aemsig den Mägden umher anmuthige Werke gebietend,

hatte man allerdings durch das ganze Mittelalter gerade in den höhern und höchsten Ständen im „Frauenzimmer" sich nützlich und kunstreich die Zeit nur mit der Nadel vertrieben. Selbst in diesen höhern Ständen, geschweige in den niedern, geschah für weitere Ausbildung des schöneren Geschlechtes fast nichts. Mädchenschulen waren vor hundert Jahren noch überall und sind noch jetzt vielfach eine Ueberflüssigkeit. Nicht einmal bei der Erziehung der Kinder durfte das Weib seine natürlichen Rechte gehörig üben. Erst Pestalozzi mußte für sie ein „Buch der Mütter" schreiben, und ist dadurch mit als einer der Ersten über die Schwelle einer neuen Zeit getreten, welche das Volk der Armen, der Kinder und der Frauen in den von den Männern allein beherrschten und ausgebeuteten Lebenskreis zu ziehen und so kraft der Christusliebe zu den Kindern und Armen die Welt neu zu ordnen hat.

Das Geschick und die Thätigkeit des Weibes können unmöglich bei Gesind und Kind ganz ausgefüllt werden. Ein Gefühl der Ebenbürtigkeit mit dem stärkeren Geschlechte regte sich in neuerer Zeit denn auch überall, der Trieb nach wirklicher

Bethätigung ihrer Kräfte machte sich innerhalb der obern Kreise dunkeln Dranges vorerst in einem mächtigen Durste nach Geistesbildung Luft. Wie die Männerwelt ihrerseits in Wissenschaft, Philosophie und Büchern aufging, und zumal in Deutschland dadurch der religiösen, der politischen, der gesellschaftlichen Thätigkeit, der rechten Mannesthat überhaupt bis heute verlustig ward, so riß sich das weibliche Geschlecht aus der häuslichen Enge in die Bücherwelt. Diese wurde ihr nur darum minder schädlich, als sie den Männern geworden, wie sich zeigt am Ende dieser letzten einseitigen Bücherweltzeit unseres deutschen Volks, weil der häusliche und mütterliche Beruf immer wieder auf einen bestimmten natürlichen Wirkungskreis zurückführt, dem nur einzelne Sibyllen des Blocksbergs oder des Parnasses sich nicht mehr einzufügen wußten. Wenn sie sich aber nun auch aus den „Literaturbriefen," „kritischen" und romantischen „Wäldern," „Wahlverwandtschaften" und Weltweisheiten wieder zurechtzufinden wußten und wissen im Küchenzettel und Haushaltungsbuche, so war allerdings der Schaden groß genug angerichtet durch diese Heraushebung aus Natur und Religion in Kunst und Wissenschaft, aus der Kinderstube in die Studirstube, aus dem deutschen Strickstrumpf in den englischen „Blaustrumpf."

Da waren nur zwei Gebiete, die „weibliche Arbeit" und „der gebildete Geist," aber die Vermittlung fehlte, und meistentheils fiel entweder Bildung und Fortbildung der treuen häuslichen Sorge, oder die selbstthätige Hausfrau dem ungern oder ungeschickt aufgelösten Blaustrumpfe zum Opfer. Ein Wirkungskreis, der die Enge und Maschinenmäßigkeit des häuslichen Geschäfts und den auch im weiblichen Geiste liegenden Trieb nach weiterer Thätigkeit vermittelt, muß sich finden, um das weibliche Geschlecht in dem vollen Umfang seiner natürlichen geistigen Anlagen zugleich glücklich und nützlich werden zu lassen.

Jene Verirrung in die vom natürlichen Boden des Hauses und des Gemüthes losgerissene Welt der Kunst und Wissenschaft verbreitete sich von Frankreich aus über die gebildete Welt, und namentlich über Deutschland. Letzteres nahm sie herüber mit allen Einzelnheiten der Unweiblichkeit vom Kopfputz bis zum

Fußknicks, dem der ehrliche Justus Möser in den Briefen an seine „allerliebste Braut" eine so patriotische Trauerrede hielt. „Was ist," ruft er aus, „erschrecklicher, als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens! Wie edel ist der Stolz einer Frau, die fest im Knie ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin! Erstere ist in ihrer Art vollkommen; sie ist ein Original, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt, und glücklich ist ein Land, wo das Mädchen, welches das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als auf sein Marquisat Voltaire. Es war eine Zeit, wo eine Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Aber die Zeit ist nicht mehr. — In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hof unter die Augen; bei uns dagegen will man noch im Sarge kokettiren und die Würmer im frisirten Todtenhemd empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für den ungelenken Rückgrat, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seiten setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt."

Guter Justus Möser! nicht einmal die Zeit, wo eine Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen, ist vorbei! Du warst voll „patriotischer Phantasien," wie die Jetztwelt voll „demokratischer." Und ob jene Zeit wirklich vorbei wäre, da die Hofdamen sich räuchern ließen, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen, so hat sie ihre Bude erst recht aufgeschlagen in den Kreisen, welchen die Furcht vor Reaktion und Camarilla wie ein Alp das demokratische Gewissen drückt, weil sie sich ihrer Glanzhandschuhe und Seidenkleider und Complimente französischen Schnittes, ihrer Harmonien, Bürgerressourcen, Casinos und Museen dem Proletariat gegenüber

anklagen müssen. Das Hofwesen hat freilich seinen Stachel verloren, aber das Honoratiorenwesen, zu dem sich der dritte Stand aufgeschraubt, ist völlig an seine Stelle getreten. Will denn dieses weiland „liberale," nunmehr „demokratische" Bürgerthum niedersteigen zum vierten Stande, um mit diesem Leiden und Freuden, Glimpf und Unglimpf brüderlich zu theilen? Gott bewahre die Seidenkleider und die Glanzhandschuhe vor der Berührung mit Arbeiter-, Bauer- und Bettelfrauen, oder liefere gleich anständig kölnisches Wasser dazu!

Justus Möser und seine aufrechte, mit bescheidenem Anstand die beiden runden Arme in die Seiten setzende Hausfrau haben die Demokratie, das deutsche Bürgerthum anders verstanden. Aus solcher Gesinnung hätte allerdings ein Geschlecht der Freiheit und wahrer, innerlich ebenbürtiger Gleichheit hervorgehen können. Aber auf einem großen Umweg sollen wir dieses Ziel erreichen. Justus Möser hieß seine Braut am Spinnrocken Stand fassen in guter alter Weise. Der Anspruch auf geistigere Bildung indessen ist ein gerechter und natürlicher, er konnte dem weiblichen Geschlechte nicht versagt werden. Unnatürlich wurde die Sache erst durch die Einseitigkeit, Uebertreibung und Selbstentfremdung, in welche das Geschlecht seitdem in Frankreich und von Frankreich her überall gestürzt wurde. Aus der Enge häuslicher Frauenarbeit und Sorge hinausgerissen in ein Gebiet, in welchem das Weib kaum in einzelnen Ausnahmen schaffen und wirken, nur empfangen, nicht auf die Welt bringen kann, verrückte sich ihm der Schwerpunkt des Daseyns und Strebens; das Draußenbleiben im Reich des Geistes wie das Nachhausekehren blieb gleich schwer, gleich unvollkommen, und das gab jene verrückten Platoleserinnen, Romanheldinnen, Ehebruchsdichterinnen, Groß-Politikerinnen und „Hochverrätherinnen," die wir kennen und bedauern.

Die welsche Unsitte und englische Blaustrumpfweberei in Töchterinstituten, Mädchenpensionen, Jungfernuniversitäten, mit Briefen über die Hegelsche Philosophie an eine Dame, oder mit Briefen über sämmtliche Naturwissenschaften, wie Herr Ludwig

Bischof sie „einer gebildeten Dame" noch 1848 auf den Weihnachtstisch legte, hat sich tief genug bis in die Mittelklassen verschwemmt, so daß gerade dadurch die Trennung der „gebildeten Stände" vom „Volke" diesen heutigen Riß durch Deutschlands Glück und Frieden offenbar werden ließ. Durch diese Unnatur ist es zu dem Jammer gekommen, daß es an einem wahrhaften Volkskern und Volkskitte, an einem verständigen, vaterlandsfrohen Mittelstande fehlt.

Eben nur diese Verirrung von der „Jungfrau" zum freilich vor noch nicht langer Zeit in Kurhessen, glaube ich, bei fünfzehn Reichsthalern Strafe oder Stellung unter polizeiliche Aufsicht verbotenen „Fräulein," von der strickenden Hand zum studirenden Kopfe, von den die Lieder des Volks singenden Lippen zur französisch oder englisch parlirenden Zunge, von der Hausfrau zur Gesellschaftsdame, dieses Unwesen, das unsere Höfe und unsern Adel um Wurzel und Wipfel gebracht hat, findet wohl seine Heilung in der heutigen Züchtigung durch die Gottesgeißel der allgemeinen Armuth und Geld- und Creditlosigkeit, welche hoffentlich noch nicht so bald aufhören wird. Es handelt sich um eine gründliche Hungerkur, um die Heilung durch Brodhunger vom Gold- wie vom falschen Wissenshunger. Vom überspannten Kopfe, vom überfeinerten Geiste muß der Rückweg eingeschlagen werden zum Herzen, das mit klarem, wirklich gebildetem Bewußtseyn Hand und Fuß zu bewegen weiß, nicht bloß in der abgeschlossenen Kinderstube, nicht bloß in der „geschlossenen" Gesellschaft, nicht am romantischen Lesepulte oder sentimentalen Strickbeutel, nicht am ästhetischen Theetische und nicht im classischen Hörsale, nicht in all diesen undeutschen Deutschheiten, sondern in des wirklichen Lebens Mitte. Rechte Mittlerinnen eines in Parteien zerrissenen, in Stände zerspaltenen und daran todtkranken Volkes müssen und können die Frauen werden, die Bildnerinnen der Gegenwart, die Erzieherinnen der Zukunft. Erst die wahre, vom Christenthum gebotene Demokratie in Herzen und Sitten, dann wird die Demokratie dem Staate, sey er republikanisch oder monarchisch zu ordnen, von selbst zufallen. Ohne

jene Grundlagen aber verfallen die auf papierne Grundrechte gebauten demokratischen Volks-, Staaten- und Kartenhäuser. Wird's aber so weit gekommen seyn, daß eine „Honoratioren-frau" mit einer Arbeiterfrau gemeinsam sich der Bettlerfrau leiblich und geistig annimmt, so werden auch die Männer wieder Boden unter und Himmel über sich gewonnen haben zum Bauen und Schaffen. Die bisher nur Schulen und Institute gehalten haben, werden hoffentlich recht bald bei den Frauen in eine Schule gehen können, die keine „Lästerschule" mehr, sondern eine Schule der Ehre, weil der Liebe und Liebesthat seyn wird.

Also um auch ein bischen Revolution zu machen, Umsturz des Institutsfräulein- und des darauf begründeten Honoratioren-wesens! Die Erneuerung (Reform), welche das „Frauenzimmer" erhalten und der Gesellschaft als Grundlage aller Neubauten zurückgeben muß, ist aber wie gesagt nicht durch ein einfaches Zurückgehen auf Justus Mösers Standpunkt zu erreichen. Man ist darüber hinaus, denn man mußte es, nur leider auf falscher Bahn. Immermann in seinen Memorabilien (I, 139) sprach sich schon stark genug gegen dieses unselige Instituts- und Pensionswesen aus, wodurch das weibliche Geschlecht „abgerichtet wird zu allerhand Scheinwesen und Flitter — eine Abrichtung, welche durch die neue Wuth, sie fremde Sprachen lernen zu lassen, nur noch an Breite gewonnen hat — wobei aber die Seele nicht erfüllt wird mit dem Marke des Wissenswürdigen, mit einigen großen Gestalten der Weltgeschichte und Bücherwelt." Immermann fordert nun vom Manne, er solle das vom Lehrer und Institute versäumte hereinholen, und meint, dadurch erhielte die Häuslichkeit eine neue, ihr gemäße Grundlage. Denn wenn zwei Menschen so eng verbunden sind, so ergibt sich für wohlgeordnete Seelen das natürliche Bedürfniß, den Knoten durch gemeinsames Erkennen, durch Bewundern und Verehren des Trefflichen Hand in Hand immer fester zu schürzen. Gewiß ist, daß unsere Frauen dadurch nicht weniger Frauen würden, wenn sie, anstatt an elenden Romanen (oder gar radikalen Blättern) des Tages oder am Spülicht der Frömmelei sich schlechte Mägen zuzuziehen,

ein wenig mehr die gesunden Gedanken großer Schriftsteller in sich aufnähmen."

Trefflich gesprochen; aber der hinkende Bote! Erstlich ist es eine seltsam beschämende Sache um unsere heutige Männerbildung, wie sie zeugungsunkräftig ist. Durch alle Weltweisheiten durchgetrieben, aller beschaulichen Verstandeskunst voll, mit Menschenkunde gefüttert und mit Seelenlehren gepfropft, gelehrt und geschult wie keines, hat dieses heutige Geschlecht so gar kein Verständniß für die einfachsten Menschlichkeiten, Seelen-, Sitten- und Gedanken-Nothwendigkeiten, so gar keine Selbst-, Welt-, Menschen-, Geschichtskenntniß, von der Gotteserkenntniß gar nicht zu reden, daß man nicht Verdammung genug für unsere bisherige Schulhalterei auftreiben könnte, wenn man nicht wüßte, daß alle Schule ohne bewegtes öffentliches freies Leben nichts nütze ist. Leblos in der niedern und hohen Schule empfangen, hat dieses Wissen, weil ohne lebendigen Gehalt und Trieb, keine Anziehungskraft über die Schule und Schulprüfung hinaus. Nur leichteres Zeitungs- und Romanlesen wird fernerhin getrieben, die Fortbildung und das Fortstudiren, weil vom Leben nicht gefordert und nicht gefördert, unterbleibt beim gewesenen Volks- wie Hochschüler, und die Gelehrten, die Dichter, die Bücherschreiber und Bücherrichter dichten eben und denken, kritteln und kritzeln für einander, das Volk und die ungelehrte Frau versteht sie nicht. Man will jetzt die Jugend in Fortbildungsschulen gesetzlich zwingen — daß Gott erbarm!

Zweitens hinderte an Fortbildung der Frau und der Familie, zumal in Süddeutschland, den Mann das üble Wirthshauswesen, das ihn in den Stunden der Muße den Seinigen entzieht und Tag für Tag in den Dunstkreis des Tabaks, des Bieres, der elenden Neugierde und elendern Kannengießerei, der Kleinlichkeit, Geistlosigkeit und Langeweile versetzt, in welcher der Sinn für geistige Weiterbildung, auch wo er vorhanden wäre, ertödtet werden muß. Der Mann und die Familie haben das geistig und leiblich gleich übel zu büßen. So lange der Hausvater seine Pflicht religiös auffaßte und übte, die Religion Mittelpunkt und

Weihe des noch einfachen Familienlebens war, in der guten alten, engen Zeit, da gab's für Mann und Weib der Anziehungskraft genug daheim. Aber seit der Auflösung dieses innersten Bandes im vorigen „philosophischen" Jahrhundert wurde Alles auseinander getrieben: der Mann in Bücher, Zweifel und Wissen, und weil er sich, abgelöst vom religiösen Familiengrunde und erhoben in eine Höhe des verständigen Wissens, wohin die Frau nicht folgen konnte oder wollte, daheim nicht mehr befriedigt fühlte, in's Wirthshaus; dem Manne nach suchte das Weib nun auch „Bildung," wo nicht in eigener Kopfarbeit, doch durch Annahme von fremdem Schliff und Schnitt und Ton, und vergaß darob das vaterlose Haus über Romanen, Modejournalen, Taschenbüchern, Kaffeevisiten und Theekränzchen, so daß der Mann nur noch um so mehr die durch ihn also entleerte und verbildete Gesellschaft des Weibes und der Familie zu meiden Anlaß und Ausrede hatte.

Drittens nun würde, auch wenn der Mann könnte und die Frau wollte, in Immermann'scher Weise die Häuslichkeit nicht nur so durch „gemeinsames Bewundern und Verehren des Trefflichen" in Bücherwelt und Weltgeschichte hergestellt werden. Ein eben an Büchern krankes Leben wird nicht durch Bücher geheilt — auch nicht durch Bücher über Armuth und Christenthum.... wenn Christus den Teufel nicht durch Beelzebub, den obersten der Teufel, sondern durch den Geist Gottes austreibt, wenn er sagt, diese Art fähret nicht aus denn durch Beten und Fasten, so darf das gewiß auf unser bisheriges bloßes Bücherleben angewandt werden. Eine Fastenzeit ist nothwendig, und nicht geistreiche Bücher, sondern der Geist, der da in das Gebet und in die Arbeit treibt. Daß sich dabei Mann und Weib in Geschichte und Geschrift zusammen verstehen und genießen können, dafür muß die hohe und niedere Schule sorgen, die künftig lebensfähiger werden und bilden muß. Insbesondere müssen die deutschen Schulen in größeren und kleineren Städten Lehrer und Klassen erhalten, in denen das weibliche Geschlecht etwas Anständiges und Lebensgültiges lernen kann, ohne den leidigen Töchter-

pensionen, -Instituten und -Universitäten zum Opfer fallen zu müssen. Da muß ein Kern wahrer geistiger Bildung in das empfängliche Frauenherz gelegt werden, der fähig ist, bethaut von den Niederschlägen tüchtiger Mannesbildung, im Leben sich zu erhalten und für's Leben zu wachsen im natürlichen Volksboden. Wie dann die Erziehung der Kinder und die Anziehung der Männer eine ganz andere werden müßte, begreift sich mit Einem Blicke. Hier mögen unsere Helden der Schulerneuerung tief unten und gründlich der deutschen Geistes- und Volksfreiheit Grund und Eckstein legen helfen. Aber allermittelst muß kraft des Buches der Bücher zwischen der Häuslichkeit hier und der Bildung dort ein Gebiet der Thätigkeit und der Vergesellschaftung sich gestalten, in welchem Mann und Weib einerseits und höhere und niedere Stände andererseits als in des Lebens Mitte sich begegnen, fördern und verehren können, ein Gebiet der wechselseitigen Hingabe und Anerkennung, Demüthigung und Erhebung, des Arbeitens und Genießens, worauf das häusliche und Völkerglück, der eheliche und gesellschaftliche Frieden, das Gemeinde- und Staatswohl allein wieder Wurzeln schlagen können.

Ein tieferer Blick wird die Wahrheit des „social-demokratischen" Grundsatzes bald erkannt haben. Eine neue bürgerliche Gesellschaft muß gestiftet werden, das Christenthum muß weiblich werden, zur Armuth niedersteigen und die thätige Liebe die Menschheit frei und gleich erst vergesellschaften: solche Gesellschaft wird sich dann bald auch in dauernde, nicht bloß pergamentene Staatsgrundgesetze verfassen lassen!

XI.

Ein Frauenvorbild.

Also die Frauen voran! Sie sollen im ersten Gliede dienen während des langen Winterfeldzuges von Christenthum gegen Armuth. Eine Fahnenträgerin ist auf diesem Heldengange allem Volk, Mann und Weib vorangegangen, und ihr Bild darf in dem Ahnensaale der Heilandsliebe nicht fehlen, den ich im Obigen aus den besten Bruchsteinen der Kirchengeschichte allen denen, welche Augen haben zu sehen, aufzuführen suchte. [1]

Am 21. Mai 1780 wurde Elisabeth Gurney in einer durch innere und äußere Güter und Bildung ausgezeichneten Familie in Norwich in England geboren, ein zartes, nervenschwaches, furchtsames Kind. Die düstern religiösen Eindrücke, die sich aus Erzählungen wie die vom Opfer Abrahams in frühester Jugend ihr einprägten, und die trüben Bilder, die ihr der Anblick menschlichen Elends, namentlich in der Gestalt der armen „Betty Einarm,“ in die Seele drückten, erhielten übrigens durch den Hauch zarter Familienliebe und durch ansprechende Weckung des Sinnes für Naturschönheit auf dem lieblichen Landsitze durch eine geistvolle Mutter die nothwendige Mischung und Milderung. Doch die Mutter starb von sieben Töchtern weg, als Elisabeth

[1] Vergl. das köstliche Buch: „Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry, nach dem Werke der Töchter bearbeitet von einer ihrer jüngern Freundinnen. Mit dem Portrait von E. Fry. Agentur des rauhen Hauses 1845.“ Dazu ein Aufsatz in den fliegenden Blättern 1849.

erst zwölf Jahre zählte. Die Schwestern, reich an Gaben und Anziehungskraft, überließ der beschäftigte, von Natur vertrauende Vater dem Verkehr in den geselligen Kreisen, wie sie damals von Frankreich her mit Witz, Geist, Zweifel, Teufel und Voltaire versehen wurden jenseits des Kanals und diesseits des Rheins. Der Geist der Zweifelsucht und Verneinung war natürlich am wenigsten geeignet, die einen höhern Beruf als für den Stickrahmen in sich fühlende Weiblichkeit zur Erkenntniß der ihr eigenthümlich zugewiesenen Lebensthätigkeit zu führen. Der Drang, der in dem Weibe sich regte nach geistiger Gleichstellung mit dem männlichen, Wissenschaft und Thatkraft fast wie im Erbpachte besitzenden Geschlechte, ging in jenem einseitigen Triebe nach der „Bildung“ auf, welche kein natürliches, glückliches, nur ein krankhaft überreiztes, eingebildetes Selbstgefühl, die Hoffahrt des Geistreichseyns erzeugte. Nur in der angemessenen Uebung eines wirklich schaffenden Vermögens innerhalb eines naturgemäßen Wirkungskreises wächst und blüht jenes Selbstgefühl, das im Bewußtseyn einer Zweckerfüllung so glücklich macht. Abgesehen von dem Schaden an Herz und Haus, blieb dieser auf den Kopf gestellten Weiblichkeit immer das drückende Gefühl, daß sie all dieß Wissen, all diese Geistesbildung doch immer nur von den Männern zu Lehen trage. Deßwegen waren die geistreichsten und die geistig „gelöstesten“ Frauen gerade die unglücklichsten, so daß sie ähnlich der Berliner Charlotte Stieglitz entweder mit dem Dolche durch's eigene Herz, oder wie die Pariser Dudevant mit der Feder durch Roman auf Roman die völlige Unabhängigkeit nur in der völligen V.rnichtung der Ehe suchen konnten.

Nicht ein erweiterter Kreis des Wissens, sondern ein erweiterter Kreis wahrhaft weiblichen Handelns, nicht Gelehrsamkeit, sondern Thätigkeit, nicht Bildung, sondern Uebung ist das Ziel jenes Dranges nach einem höhern Berufe in der Menschheit. Aber, wie gesagt, Verneinung und Zweifel, Unglauben und bloß natürliche Religion vermochten den Weg zu diesem Ziele nicht zu weisen. Ursprünglicher Geist, Frische des

Charakters, Einfalt des Sinns und Wärme des Gemüths konnten bloß vor stärkeren Verirrungen bewahren und haben auch unsere deutsche Frauenwelt im großen Ganzen bewahrt. Eine Familie aber, wie die Gurney'sche, eine Natur, wie unsere Elisabeth, ward nicht nur in den Versuchungen vor Abwegen bewahrt, sondern sie fand auch die lebendige Quelle, deren Labung und Strömung sie auf das frühlingsgrüne Feld jener höhern, die Weiblichkeit adelnden und ausfüllenden Thätigkeit gelangen ließ: dieß war die geoffenbarte Religion, die allein den Weg, die Wahrheit und das Leben für suchende Herzen und sich versuchende Kräfte bietet. Diese Quelle ist seit den Befreiungskriegen und Schleiermacher in Deutschland Tausenden wieder geöffnet worden. Darum gut Heil Germania! —

Elisabeth war eine gewandte Reiterin geworden, liebte Gesang und Tanz im häuslichen Kreise, hatte eine liebliche Stimme und sang mit ihrer Schwester Rahel vortrefflich, namentlich Volkslieder. Ihre zarte schlanke Gestalt mit der Fülle blonden Haares und dem süßen Ausdruck ihrer milden Züge nahm sich höchst anziehend aus. Ihr tieferes Sehnen aber blieb ungestillt von jenem Weltgeiste und jener Naturreligion. Wie ein Schiff ohne Steuermann sieht sich die sechzehnjährige Jungfrau auf dem Meere der Freuden und Leiden umhergetrieben. Sie ringt nach „Wahrheit und Tugend" und sucht Gott in der Natur, aber muß ausrufen: „ich sehe Alles im Dunkeln; Alles scheint mir Thorheit, ich zweifle an Allem."

Da kam 1798 ein Abgeordneter der „Gesellschaft der Freunde," wie sich die Quäker bekanntlich nennen, aus Amerika nach England. William Savery, selbst ein Neubekehrter, predigt auch in Norwich, und am selben Tage schreibt Elisabeth in ihr Tagebuch: „heute hab' ich gefühlt, daß ein Gott ist." Ein tiefer Ernst kam über sie mit Kräften eines höhern Lebens. — Um sie von dieser auffallenden Verwandlung zurückzubringen, schickte der Vater sie in die große Welt Londons. Vielfach ergötzt, noch mehr belehrt, war sie nur selten befriedigt. Sie kehrte heim, eben so religiös entschieden, als sie früher gleichgültig oder zweifelhaft gewesen.

Mit reinem Gemüthe hatte sie der Freuden der Welt sich gefreut, sie konnte sich ihnen entziehen, ohne die Freuden und Pflichten des Lebens aufgeben zu müssen. Sie hatte gelernt, daß „die Religion uns nicht unbrauchbar für die Pflichterfüllung machen darf, sondern uns ein Sporn und eine Hülfe seyn soll, diese auf die rechte Art zu üben.“

Hatte sie sich von jeher nie glücklicher gefühlt, als wenn sie Jemand auch nur den kleinsten Liebesdienst erzeigen oder eine Sorge erleichtern konnte, so bringt sie auch jetzt noch im scharlachenen Reitgewande bald einer fremden kranken Offizierswittwe ein Körbchen mit feinerer Labung und ist dann spurlos auf schnellem Rosse entschwunden; bald tröstet sie einen kranken Diener am Sterbebette mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, besucht und pflegt die Kranken der Umgegend; aber nun versammelt sie auch eine Schaar armer Kinder Sonntags um sich, die sie mit hingebender Liebe unterrichtet. Sie fing mit einem armen Knaben an und nach und nach wurden es siebenzig.

Ihre Familie hatte mannigfache Verbindungen mit der „Gesellschaft der Freunde,“ ein Prediger derselben hatte sie sich und ihrem Gotte zurückgegeben; kein Wunder wenn sie, obschon nicht ohne Kampf, dem Zuge in diese Gesellschaft nachgab, deren eigenthümliche Formen, die einfache Tracht und das „Du“ in der Anrede gegen jedermann sie der ihrigen einigermaßen entfremden konnten, sie von ihren bisherigen Umgangskreisen und Gewohnheiten völlig losschneiden mußten. Ihr Charakter, der ein ganzer war, ihr Beruf, der ein einziger, bahnbrechender werden sollte, forderten von ihr das Opfer, das ihr Gewinn bringen mußte. Sie legte nach und nach die hellern Farben und allen Schmuck ab und um 1799 wird sie geschildert „im schieferfarbenen Gewande, in's reiche blonde Haar einen schwarzen Schleier gewunden, dessen Enden zur Seite herabhängen.“

Auch den Tanz und Gesang gab Elisabeth weiterhin auf, weil er sie in ihrer innern Sammlung störte; streng gegen sich selbst, blieb sie aber mild im Urtheil über andere. Fast übereinfach das äußere Wesen, fast unübersehbar reich die Wirksamkeit;

dunkel der Anzug, aber hell das Antlitz, strahlend der Geist und glühend das Herz. Ich denke, wir lassen die edle, schlanke, demüthig hohe zwanzigjährige Blondine Gnade vor unsern Augen finden. Wir begreifen, daß es für sie nöthig war, in solch engeres Gefäß ihren Reichthum zu fassen, wie in ihres Herrn und Meisters „Knechtsgestalt" die Gottheit leibhaftig wohnte. Vielleicht wurde sie die Heldin der im Glauben thätigen Liebe von wahrhaft bahnbrechender Bedeutung nur weil sie Quäkerin war: wir bewundern und lieben jene nicht weil, sondern obgleich sie diese war.

Im Jahr 1800 gab sie Herz und Hand dem reichen Londoner Handelsherrn und Mitglied der Gesellschaft der Freunde Joseph Fry. Nach wolkenlosestem Brautstande trat sie mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele in die innerlich glücklichste, äußerlich vielgeprüfte Ehe. Zweiundvierzig Jahre später stellte sie nach manchen Todesfällen dem jetzigen Könige von Preußen, der in England ihr einen Besuch zurückgab, acht Töchter und Schwiegertöchter vor (drei waren abwesend), ferner sieben Söhne und fünfundzwanzig Enkel. Die Pflichten der Mutter und Hausfrau wie die Pflichten der liebenden Tochter und Schwester erfüllte sie mit einer Aufopferung und Zartheit, mit einer Treue und Tapferkeit wie irgend eine ihres Geschlechts. Es gab Zeiten, wo sie von Krankenbett zu Sterbelager eilen mußte; ihre zarte Natur und Gesundheit fiel bei so viel Wachen, Sorgen und Pflegen mehr als einmal dahin, doch wie jener Apostel litt sie Trübsal, aber sie ärgerte sich nicht, ihr war bange, aber sie verzagte nicht; auch nicht, als sie aus der Fülle der Güter und Bequemlichkeiten geworfen wurde durch den Fall eines fremden Handlungshauses, mit dem das Geschäft ihres Mannes verbunden war: da wußte sie auch ärmer zu werden, um nur desto mehr reich zu machen.

Elisabeth Frey — so wollen wir im Deutschen schreiben — war die Mutter ihres Hauses mit all der wunderbaren Kraft, mit welcher die Liebe in aller Schwachheit des Weibes so übermenschlich zu leisten vermag. Sie war zugleich von einer, obschon

nicht vollendeten geistigen und von einer geselligen Bildung, welche es ihr möglich machte, mit Personen und Kreisen höchsten Ranges zu verhandeln. Allein in diesen beiden Angelpunkten weiblicher Fähigkeit war sie nicht über das Maß dessen hinaus, was im häuslichen und im gebildeten Kreise die Begabteren ihres Geschlechts leisten. Das war vielmehr ihre Größe, daß sie ganz im Hause stehend sich eine weibliche Wirksamkeit außer dem Hause eröffnete, welche ihren Namen als einer Wohlthäterin der Menschheit nicht bloß durch Europa, sondern über das Weltmeer trug, so daß später einmal selbst von den Sandwichinseln der König Kumeha meha III. sie um ihre Verwendung für ein Verbot der Einführung geistiger Getränke in sein Königreich ersuchte, das er nicht vergiften lassen wollte. Ganz in der Fülle leiblichen und geistigen Reichthums stehend, wußte sie sich ganz in die Tiefe leiblicher und geistlicher Armuth zu stellen und wie mit Königen so mit dem Bettler und Missethäter zu gehen. So hat sie dem weiblichen Geschlechte und der menschlichen wie der gebildeten Gesellschaft eine ganz neue Welt entdeckt, mitten in der tiefsten Armuth eine Welt des Reichthums, welcher alle Silberminen von Peru und alle Goldsandgruben von Californien himmelhoch übertrifft. Möchten nur in dieses nun bald ein halb Jahrhundert entdeckte Wunderland der Armuth und des Christenthums Auswanderer und Ansiedlerinnen auf ganzen Flotten kommen und den Nothruf hören, der über Sünde und Elend herüber ertönt: „kommt herüber und helft uns!“ und den Werberuf: „was ihr einem meiner geringsten Glieder gethan, das habt ihr mir gethan!“

Was die große Seele eines Weibes leisten kann, wenn sie am rechten Platze ist, das hat diese einzige Frau in vierzigjähriger Nachfolge Christi gezeigt. Ihre musterhafte Ordnung im Hauswesen, ihre gewissenhafte Zeiteintheilung und der betende Aufblick nach oben setzten sie in Stand zu solcher Wirksamkeit nach außen. So sehen wir sie als junge Mutter trotz der schweren Krankheit ihres Erstlings eines Tages mit dem Worte: „dein Wille geschehe, nicht der meine,“ dennoch ihre gewohnten

Gänge machen in die elendesten Gegenden Londons, um eine arme Frau aufzusuchen; sie konnte sie nicht auffinden und war von der Bittstellerin ohne Zweifel hintergangen; allein sie wurde dadurch zu zwei andern geführt, die ihrer Hülfe bedürftig waren. — An einem kalten Wintertage sprach eine arme Frau sie auf der Straße um ein Almosen an; sie trug ein keuchhustenkrankes Kind auf dem Arm. Vom Anblick des Kindes zum Mitleid, durch die ausweichenden Antworten des Weibes zum Mißtrauen erregt, erbot sich Elisabethe Frey sie nach Hause zu begleiten und dort ihrem Mangel abzuhelfen. Die Frau lehnt es ab; aber festen Schrittes folgt Elisabeth ihr in eine entlegene ärmliche Gasse, wo in einem düsteren, schmutzigen Häuschen sich ihr der traurige Anblick einer großen Zahl kleiner, kranker, vernachlässigter Kinder darbot, nicht allein jeder Pflege entbehrend, sondern dem bittersten Elende preisgegeben. Als sie am andern Tage den Arzt ihrer eigenen Kinder dahin gesandt, sich der Elenden anzunehmen, fand dieser das Haus leer.

Auf Befragen der Nachbarn erfuhr man, daß diese armen Kinder des Sprengels dem Weibe in Pflege gegeben worden, welche sie in diesem Zustande erhielt, nicht allein um Bettelei mit ihnen zu treiben, sondern auch in der Absicht, ihr Leben zu verkürzen und so, indem sie ihren Tod verhehlte, die spärliche Vergütung zu ihrem Unterhalte fortzubeziehen. Ja, solche Entdeckungen kann man machen, wenn man Bettlern und Bettlerinnen nicht einfach sey's den Pfennig, oder sey's den Groschen, oder sey's den Guldenwerth zuwirft, sondern in den Höhlen des Elends und des Lasters sie aufsucht.

Wie sie den Scharfblick der Liebe üben lernte, mag folgender Zug beweisen. Sie ging einst am Arm eines Freundes durch die Lombardstraße, als sie plötzlich denselben losließ, um ein anständig gekleidetes Frauenzimmer anzureden, das sehr bekümmert aussah. Dasselbe bat nicht um Hülfe und suchte keine Aufmerksamkeit zu erregen. Elisabeth fühlt sich getrieben, zu ihr zu treten. „Du scheinst in großer Bedrängniß, ich bitte, vertraue mir die Ursache deines Kummers, vielleicht kann ich dir Hülfe

bringen." Keine Antwort. Doch jene ließ nicht ab, führte sie in das Haus ihres Bruders, das in derselben Straße war, und auf ihr liebevolles Andringen erhielt sie endlich vollen Aufschluß über das Herzeleid der Unglücklichen. Sie bedurfte nicht Geld, nur frommen, besonnenen Rath. Sie gestand hernach, daß sie auf dem Weg zum Sturz in die Themse gewesen. So ward Elisabeth ihr Retterin Leibes und der Seele.

Bei diesen ihren Liebesgängen und Thaten wußte sie sich überall Stützen zu schaffen; innerhalb ihrer trefflichen Familie stellte sich eine Schwägerin, besonders aber ihr Lieblingsbruder, Joseph Gurney, der treue Mitarbeiter des eifrigen Sklavenbefreiers Burton, ihr zur Seite. Derselbe, eine anmuthige männliche Erscheinung voll Geist und Beredtsamkeit, und nicht ohne Humor wie Elisabeth selbst, begleitete sie auf ihren spätern Reisen durch Deutschland. Ein Sturz vom Pferde endete sein Leben nur ein Jahr nach der Schwester Tod. Ihre wesentlichsten Hülfsmittel bezog sie indeß aus ihrem reichen Herzen und ihrem reichern Gott. Die angeborene Schüchternheit verließ sie nie, aber sie ward ihr zum Muthe der Demuth, die Hartnäckigkeit des Kindes war weise Entschiedenheit geworden, die kindliche Schlauheit zu einer seltenen Gabe, das Innere des Menschen zu durchschauen und auf die Gemüther zu wirken, gereift. Mit leichtester Auffassung verband sie eine ächt englische Geschäftsgewandtheit, Ausdauer und Unermüdlichkeit, und so wurde sie des immer sich erweiternden eigenen Hauses Herr, wie ihres sich bald über die Weltstadt und England ausdehnenden Berufes. Von den Mühen des letztern, von den vielen Prüfungen des erstern fand sie Erholung unter den Kindern und Blumen auf ihrem lieblichen Landsitze. Aber nie konnte sie bloß sich und den Ihrigen leben.

Unmittelbar dem Thore ihres eben bezogenen Landgutes gegenüber lag ein altes, verfallenes Gebäude, dessen spitzer Giebel und weitvorspringende Thorhalle ihm ein malerisches Ansehen gaben. Hier lebte ein ältliches Geschwisterpaar von spärlichem Einkommen aus Gartenbau und Kaninchenzucht. Es gelang Elisabeth, das verschlossene Haus und Herz der Unzugänglichen sich

zu öffnen und durch milden Zuspruch in das verkommene Innere den Strahl einer höhern Hoffnung zurückzuführen. Mit dem alten Bau hängt ein neuer Saal zusammen, wohlgeeignet zu einem Schulzimmer. Wiederum gelang es der sanften Ueberredungsgabe unserer Heldin, die Einwilligung der alten Leute zu erlangen, daß sie wirklich eine Mädchenschule für das Kirchspiel hier einrichten durfte. Eine junge Frau, welche die Lancastersche Lehrweise erlernt hatte, war bald gefunden und unter dem Beistande des Ortsgeistlichen und seiner Gattin wurde eine Schule von siebzig Mädchen errichtet, die jetzt noch blüht. Dieß war das Werk einer Sommerfrische, die ihr an Krankenlagern angegriffener Körper bedurfte, während andere ihre Zeit und Kräfte in einem geisttödtenden Bade oder auf einer vergnügungssüchtigen Reise vergeuden.....

Die leiblichen Bedürfnisse der Armen, besonders in Krankheitszeiten, nahmen immer ihre volle Achtsamkeit in Anspruch. Sie hatte stets einen großen Vorrath von Kleidungsstücken aus Kattun und Flanell, so wie eine kleine Hausapotheke bereit. In strengen Wintern wurde in einem Vorhause Suppe in ausreichender Menge bereitet, um hunderte von Armen zu nähren.

Unfern von ihrem Gute stehen zwei lange Reihen elender Hütten mit einem größern Hause in der Mitte, eines schmutziger als das andere, die Fenster mit Lumpen und Löschpapier verklebt, die wenigen hellen Fensterscheiben trüb, Pfützen schwarzer Jauche vor den Thüren, barfüßige Kinder, Mütter mit struppigem Haare, Schweine im vertraulichen Umgang mit der Familie, ein paar Hühner, mit den Kindern die Kartoffeln theilend — es war eine irische Niederlassung. — Bald gewann Elisabeth Zugang bei diesem wilden, warmfühlenden, mitten in seiner Verwahrlosung oft poetischen und komischen Volke. An einem hellen Wintermorgen nahm sie einmal die Kinder mit dahin. Da lag auf dem Bette eine junge Mutter mit der Starrheit und Bläße des frischen Todes auf dem fast schönen Antlitz; die Kinder am Boden, der Vater im Winkel, das Gesicht in den Händen bergend. Elisabeth sprach Worte des Friedens zu ihm und erinnerte ihn an

die Wünsche seines Weibes für sein und seiner Kinder Wohl, die jetzt allein auf ihn angewiesen seyen. Sie versprach ihm ihren Beistand, nachdem sie ihn aufgerichtet hatte. Das Leinenhemd und die Krone Immergrüns zum Schmucke der Dahingeschiedenen gewährte ihre Hand. Sie erfreute so gern, sie lebte vom Wohlthun. Mit hochaufgeschürzten Röcken sehen wir sie dann ihren Weg durch Kinder und Ferkel in der Irländergasse fortsetzen, verfallene Stiegen hinauf, durch enge Gänge, um, oben angelangt, geduldig das Klaglied der Noth zu vernehmen, oder auch den Jammer über die Unart der Kinder und die Mißhandlung des Mannes. Um sie mehr an Ordnung zu gewöhnen, gab sie zur Ermunterung kleine Geschenke an Kleidung; sie gewann einige dafür, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und mit Bewilligung des alten ehrwürdigen Priesters vertheilte sie Bibeln.

Einmal, zu besonders harter Winterszeit, sah man Elisabeth Frey selbst leidend, allein in einem großen mit Flanellröcken hochaufgestapelten Wagen sitzend, nach derselben Gasse fahren, wohin die Ihrigen zur frohen Austheilung vorangegangen waren. So wußte sie die den Armen gewährte Hülfe zu einem Vergnügen für die Kinder zu machen durch die heitere Art, mit der sie dabei verfuhr, und erzog sie dabei zu thätiger Liebe, indem sie dieselben als Almosenspender brauchte, wobei jedoch immer genaue Rechenschaft vom beobachteten Verfahren abgelegt werden mußte. Also war die Wirksamkeit draußen ihr ein Erziehungsmittel für daheim; so blieb und wuchs in der Mutter der Armen zugleich die Mutter ihrer Kinder.

Stets führte sie auch erbauliche kleine Schriften zur Vertheilung mit sich, aber immer legte sie zugleich selbst die Hand an die Nothdurft des Volkes, geistlich oder leiblich, ließ nie bloß andere reden oder handeln. Die Kuhpockenimpfung, die damals erst einzuführen war, empfahl sie nicht bloß, sondern sie übte sie auch mit leichter, geschickter Hand, nachdem sie das einfache Verfahren von einem der ersten Beförderer der heilsamen Entdeckung erlernt hatte. Von Zeit zu Zeit hielt sie förmliche Umschau

im Sprengel, und bald waren die ächten Pocken im Bereiche ihres Einflusses ausgestorben.

Auch die Zigeuner, die jährlich vorbeikamen, entgingen nicht ihrer liebevollen Aufmerksamkeit. An Kinder und Alte wurden Kleider ausgetheilt, so wie ärztliche Berathung und Heilmittel. Mehr noch suchte sie für ihre Seelen zu thun; durch Belehrung in Wort und Buch wies sie ihnen die bittere Frucht der Sünde nach, von der sie dieselben abzuziehen suchte. Einer ihrer sinnigen Wahlsprüche war der: „die Seelenpflege ist die Seele der Armenpflege — charity to the soul is the soul of charity.“

Indeß ruhte ihre eigene Seele nicht in diesen Werken der Liebe; ihren Frieden fand sie nur in ihrem Gott; und die Förderung dieses Gottesfriedens in ihr, die immer stärkern sittlichen Anforderungen an sich selbst waren der immer frischere Springquell für die in immer weitern und breitern Strömen dahinfließenden Thaten und Opfer der Barmherzigkeit. Bei dem ersten Bibelfeste zu Norwich im Jahr 1811, dem Dr. Steinkopf aus Stuttgart bewundernd anwohnte, trat Elisabeth Frey selbst zum erstenmal mit einer die Hörer überwältigenden Ansprache auf. Einer Elisabeth Frey würde auch kein Paulus zurufen: taceat mulier in ecclesia, „dem Weib gebiete ich, daß sie stille sey;“ nein, das Weib hat auch Priesterthum in der Kirche der Liebe.

In den Kreis ihrer ernsten und tiefen Religiosität wußte sie ihr ganzes Haus sammt Gesinde zu ziehen. So sehen wir sie denn auch an dem Kranken- und Sterbebette eines alten Dieners diesen mit Trost und Fürbitte laben, bis er im Frieden heimgeht. Bei aller Enge ihres Bekenntnisses bewahrte sie sich übrigens die umfassende, niemand ausschließende Liebe, die es wohl dulden konnte, wie ihre eigenen Geschwister und Kinder sich nicht an das Quäkerthum anschlossen, und die in Allen, welche die Wahrheit lieb haben, Gefährten auf dem Weg zum Leben begrüßte. So kam es ihr auf ihren spätern Segensgängen auch nie darauf an, ob die Armen und Gefangenen Protestanten, Katholiken oder Juden waren. Die Liebe Christi war ihr Leben, und sie fühlte,

„daß diese sich auch denen verkündigen läßt, die ihren Namen nicht kennen.“ Darum hat sie sich nie damit abgegeben, fremde Glaubensgenossen zum Uebertritt zu bewegen. Sie hatte zwanzig Jahre lang einen katholischen Gärtner, der alle Sonntage in die Messe ging, während sie in ihrer Kirche war. Nie versuchte sie ihn davon abzubringen, hat zu ihm immer nur von Christo gesprochen, denn sie wollte selber „nichts Anderes wissen als Jesum Christ den Gekreuzigten.“ Durch Liebe allein müsse und werde sich die christliche Kirche mächtig entwickeln; einseitige Leute könne sie nicht brauchen und bigott sollen wir nicht seyn. Solchen Sinnes wußte sie immer den „Punkt zu suchen, wo alle Herzen sich berühren und welcher sie endlich vereinigen wird.“

Von ihrem Landsitze nach London zurückgekehrt, betritt die „priesterliche,“ das ganze leidende Geschlecht auf dem Herzen tragende Elisabeth — es war den 16. Februar 1813 — auch das Gefängniß Newgate, um den äußern Bedürfnissen der armen weiblichen Gefangenen abzuhelfen und zugleich ein Wort des Segens zu hinterlassen, ein kleiner Anfang großer Erfolge. Weinend lag vor ihr und ihrer Begleiterin das arme Volk auf den Knien im elendesten Zustande, als sie, gleich Engeln des Friedens, durch die Reihen gingen. Im Januar 1813 hatten vier Männer, darunter ein Freund der Elisabeth, einige verurtheilte Gefangene besucht; ihre Schilderung bewog die unermüdliche Frau, selbst hinzugehen. Da waren in zwei Sälen und zwei Zellen auf etwa 190 Quadratellen 300 Weiber zusammengepfercht, verurtheilte und nicht verurtheilte, ohne Rücksicht auf das Verbrechen, ohne Unterschied, unter der Aufsicht eines einzigen Mannes und seines Sohnes! Bekannte gingen ab und zu, eine Unzahl Kinder waren bei ihnen; in demselben Raume kochten, wuschen, schliefen sie. Sie schliefen auf dem Boden ohne Matte, Bretter waren Kopfkissen, einige waren fast nackt. Sie tranken Branntwein, der innerhalb des Gefängnisses selbst ausgeschenkt wurde und wozu sie mit lärmender Gier sich das Geld erbettelten. In's Ohr gellten schreckliche Flüche, Alles starrte von Schmutz, der Geruch war unerträglich.

Der Gouverneur von Newgate betrat nur in Begleitung eines schützenden Aufsehers diesen Schauplatz der Verworfenheit und Schande. Als Elisabeth Frey mit ihrer künftigen Schwägerin Buxton dahin gehen wollte, suchte jener sie zurückzuhalten; wenigstens sollten sie Uhr und Börse ablegen. „Ich danke dir, ich fürchte mich nicht, ich werde nichts einbüßen," antwortete Elisabeth. Sie trat in einen Raum, wo 160 dieser Unglücklichen sie mit Verwunderung anstarrten. Ihre hohe Gestalt, die Ruhe, Würde und Reinheit ihrer Züge bannte und sänftigte die wilden Weiber. Diese vernahmen ihre sanfte Stimme und lauschten aufmerksam, als sie anhub: „Ihr scheint sehr unglücklich, ihr entbehrt der Kleidung; würd' es euch lieb seyn, wenn jemand käme, eurem Mangel abzuhelfen?" — „Gewiß, aber wo sollten wir solch einen Freund finden? niemand kümmert sich um uns!" — „Ich bin mit dem Wunsche gekommen, euch nützlich zu seyn; wenn ihr mich unterstützt, hoff' ich euch helfen zu können." Sie sprach Worte des Friedens, ließ Hoffnung blicken, gab zu verstehen, sie sey nicht gekommen zu richten, wie sie denn überall die Gefangenen nie nach ihren Verbrechen fragte, um keine Veranlassung zu weiterem Bösen, zu Lüge und Heuchelei und falscher Scham zu geben. Als sie wegging, drängten sich die Weiber um sie her, wie um sie zurückzuhalten: „Sie werden nicht wiederkommen!" — „Ja, ich komme wieder!"

Sie kam wieder, aber erst nach vier Jahren voll Prüfungen und Trauerfällen in ihrer Familie, die wiederum ihr Herz nur desto mehr dem Gott der Liebe läuterten. Wir sehen sie an Krankenlagern und Gräbern, dann wieder in Küche, Keller, Vorrathskammer und Waschhaus, „feste Hand im Hausstand" üben und dabei an die Kinder, krank oder gesund, die glücklichste, geschickteste Hand legen. Im April 1816 gebar sie ihr zehntes Kind. Den ältern Töchtern wird jeder ein besonderes Amt im Hause angewiesen, bei den Kindern und bei den Armen, neben Lernen und Erholung. Sie hofft „den Tag zu erleben, da sie dieselben nicht bloß bei Armen und in Schulen, sondern in Gefängnisse und Krankenhäuser einführen kann." So bildete sie

sich die rechten Gehülfen heran, denen sie einen Theil ihrer Pflichten für Haus und Umgebung übertragen konnte, um dadurch Zeit und Raum zu gewinnen, ihre Bestrebungen über weitere Kreise auszudehnen.

Die Verbesserung des Gefängnißwesens ging von Nordamerika aus; dort zuerst hat man durch Klassenabtheilung, Beschäftigung und Unterricht eine Besserung der Gefangenen anzubahnen gesucht. In England hatte zwar Howard sich der Gefangenen menschenfreundlich angenommen, aber sein Eifer fand keinen Widerhall. Im Jahr 1815 wurden die englischen Gefängnisse zum erstenmal mit einigen äußerlichen Verbesserungen versehen. Es bildete sich weiter eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnißzucht, angeregt durch den Eifer Thomas Fowell Buxtons, des Schwagers der Elisabeth Frey. Es fand sich, daß trotz den neuen Beschlüssen des Parlaments in hundert Gefängnissen, die nur auf 8546 Gefangene berechnet waren, 13,750 zu gleicher Zeit gefangen saßen. Auch eine Gesellschaft zur „Besserung jugendlicher Verbrecher" ward durch Buxton und seine Freunde gestiftet. Die Bestrebungen und Gespräche dieser christlichen Menschenfreunde veranlaßten Elisabeth um Weihnachten 1816 ihre Besuche in Newgate wieder aufzunehmen.

Auf einige Stunden mit den Weibern allein gelassen, las sie ihnen das Gleichniß vom Weinberge des Herrn und den Arbeitern der eilften Stunde vor. Einige fragten, wer Christus sey? andere fürchteten, für sie sey auch die eilfte schon vorüber. Da fiel Elisabeths Blick auf die nackten, welken Kinder auf den Armen dieser verworfenen Mütter, von denen sie als erste Worte des Stammelns Flüche und Lästerungen lernten. Sie schlug vor, eine Schule für sie einzurichten. Freudenthränen waren die Antwort. Das Muttergefühl, dieser einzige vergleichsweise noch heile Fleck in diesen vom Krebs der Sünde angefressenen Herzen, war der Punkt, von dem aus die scharfblickende Frau sichern Taktes und liebevollen Gemüthes diese Welt des Elends aus den verrosteten Angeln zu heben und eine Wiedergeburt ihres innern und äußern Daseyns einzuleiten verstand. Die Schulaufseherinnen

sollten die Weiber aus ihrer eigenen Mitte wählen. In der That war die erste Wahl, die auf eine ganz junge, wegen eines Uhrendiebstahls hieher gesetzte Frau fiel, eine sehr glückliche. Behörde und Gouverneur billigten den Entwurf, obschon die Achseln zuckend. Eine Zelle fand sich als Schulzimmer und Elisabeth Frey, begleitet von einer Freundin, eröffnete die Schule mit der neuen Lehrerin für etwa dreißig Kinder und einigen Personen unter 25 Jahren. Die Weiber drängten sich wetteifernd zum Unterricht in die kleine Zelle. Ausschließung erschien fast wie ein Strafurtheil. Diese Weiber, die bisher nichts thaten als betteln, stehlen, streiten, fluchen, singen, tanzen, Männerkleidung anlegen und alles Schändliche, baten jetzt um die Wohlthat des Unterrichts. Weiteres mußte geschehen, um Ordnung und Fleiß in Newgate einzuführen. Das aber betrachteten die Behörden als das Traumbild einer schönen Seele. Elisabeth ließ sich nicht entmuthigen.

Im Jahr 1817 brachte sie die Gattin eines Geistlichen und eilf Quäkerinnen zu einem „Frauenverein zur Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate" zusammen. Derselbe sollte für Kleidung, Unterricht und Beschäftigung der Weiber sorgen, sie zur Kenntniß der heiligen Schrift anleiten und an Ordnung, Nüchternheit und Fleiß gewöhnen, um sie lenksam und friedfertig zu machen während des Gewahrsams, ehrlich und ehrbar nach der Freigebung. Wie nun da eines sich aus dem andern ergab, eines zum andern fand durch die unermüdliche Sorge und die tiefe Menschenkenntniß dieser Frau und ihrer Freundinnen, welche lange Zeit abwechselnd eine oder ihrer zwei den ganzen Tag im Gefängnisse zubrachten, ein Körbchen mit Nahrung mit sich nehmend, oder sich auch ohne diese behelfend, bis die neuen Regeln, welche die Gefangenen selbst annahmen und billigten, eingeführt, die Aufseherinnen und Werkmeisterinnen eingeübt waren, wie trefflich diesem Geiste der Liebe Christi das unsagbar schwere Werk gelang, das bezeugten die Behörden schon 1817 durch einmüthigen Beschluß öffentlichen Dankes an Frau Frey und ihre Mitarbeiterinnen. Lohnender waren noch die Zeugnisse dankbarer

Herzen, welche von den Gebesserten noch aus Neu-Süd-Wallis über den Ocean herüber den edlen Frauen nachtönten.

Nun wurde namentlich durch Robert Owen die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Erziehungsweise der Gefangenen gelenkt. Eine Unzahl von Briefen hatte Elisabeth nach allen Theilen des Landes über die Einrichtungen zu Newgate an Frauen, Männer, Obrigkeiten zu beantworten. Die ausgezeichnetsten und einflußreichsten Leute Großbritanniens wünschten selbst Zeugen der durch die christliche Liebe bewirkten wunderbaren Aenderung im Newgategefängniß zu seyn. Kaum verfloß ein Morgen, an dem sie nicht der Begleitung solcher Gesellschaften sich widmen mußte. Sie opferte Zeit und Bequemlichkeit, denn sie wollte nicht von Annehmlichkeiten umringt seyn, während Andere die Nothwendigkeiten des Lebens entbehrten. Die ganze Last der Geschäfte erledigte sie geschäftsgewandt mit den jungen Gliedern ihres Hauses. Im Jahr 1818 stand sie einem Ausschusse des Unterhauses über die Gefängnisse der Hauptstadt Rede und legte der Behörde die wichtigsten Erfahrungen und als Hauptforderungen die vier an's Herz: Religionsunterricht, Klassenabtheilung, Beschäftigung und weibliche Beamte für Weiber.

Natürlich kamen viele nur der Mode und Neugier willen herbei, ohne Herz und Hand der großen Sache des Elends zu öffnen. Während die einen mit Thränen in den Augen das ergreifendste Schauspiel, dessen sie je Zeuge gewesen, in diesem umgewandelten Weibergefängnisse genossen zu haben erklärten, blieben andere, wie billig, kalt und hart wie Stein. Lord Sidmouth, der Minister des Innern, mit ihr sonst befreundet, überwarf sich sogar mit der edeln Frau, als sie einmal zur Rettung eines jungen, unverdorbenen Weibes, das ihrem Manne zu lieb falsche Banknoten ausgegeben hatte und deßhalb zum Tode verurtheilt war, mit allem Eifer der Barmherzigkeit eiferte um das Opfer eines so barbarischen Gesetzes, und sich erst durch den Bekannten ihrer Jugend, den Herzog von Gloucester, verwendete, dann in eigener Person vergebliche Schritte bei dem Mächtigen that. Dafür sagte Lord Landsdowne Angesichts von

ganz Britannien im Oberhause von Elisabeth Frey, daß sie wie ein guter Geist herabgestiegen sey in diese Höhlen des Elends, des Lasters, und durch ihren wunderbaren Einfluß und ihre unablässigen Bemühungen in kurzer Frist eine außerordentliche Besserung unter den versunkensten Gefangenen bewirkt habe.

Indessen nahm eine neue Sorge die Aufmerksamkeit des Frauenausschusses in Anspruch. Den nach Neu-Süd-Wallis weggeführten Verurtheilten sollten die langen und schweren Monate der Fahrt erleichtert und zum Heil gewendet werden. Unter selbstgewählten Aufseherinnen sollten die Abtheilungen Ordnung, Beschäftigung und Unterricht erhalten. Mit der ganzen Erfindsamkeit der Liebe setzte Elisabeth Alles in's Werk. Einmal war sie selbst nach Gravesend gefahren, um Abschied von den unglücklichen Weibern an Bord des Sträflingschiffes zu nehmen. Auf der Rückfahrt überfiel sie ein Windstoß und Regenschauer mit immer stärker brausendem Nordwinde. Der Kapitän des Ramsgater Dampfschiffes schoß eben die Themse hinauf in der Hoffnung zwei Nebenbuhler einzuholen. Diese beiden Schiffe eilen an dem hülfesuchenden Boote vorüber, das schwach gegen Windstoß und Ebbestrom ankämpfte. Die zwei Frauengestalten, die völlig durchnäßt darin saßen, getrauten sich nicht, auch dem dritten Schiffe ein Zeichen zur Rettung zu geben. Der Kapitän, ein braver Seemann, erzählt selbst, wie er in der Klemme war. Vor ihm die lustige Hoffnung auf siegreiche Wettfahrt mit zwei eilenden Schiffen, neben ihm zwei schwache Frauen, an der knapp anliegenden Tracht als Quäkerinnen erkennbar, in der gefährlichsten Lage. Der tapfere Mann war bald entschieden, hieß den Steuermann neben dem Boote hinstreifen, warf den ermatteten Ruderern ein Tau zu, schnell waren die Frauen an Bord, und der Adler flog wieder die Themse entlang. — „Diese beiden Frauen haben einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Die eine hielt meine Hand gefaßt und dankte mit würdigem, aber wunderschönem Ausdruck: „es war freundlich von dir, Kapitän, und wir danken dir.“ In der Damenkajüte umgekleidet, kam sie bald wieder auf's Deck. Ich sah sie zu

einigen Leuten der Mannschaft reden, die sehr ernsthaft drein sahen, als sie ihnen kleine erbauliche Schriften anbot, und nach mir hinüberschielten, ob mir's recht sey. Ich hatte allerdings Vorurtheile gegen Sekten; allein wer konnte dieser schönen, sanft überredenden, himmlisch gesinnten Frau widerstehen? Sie sehen, hieß sie lieben, sie hören, war ein Gefühl, als zeige euer Schutzengel euch den Weg, den Versuchungen und Uebeln des Lebens zu entfliehen, um in der Heilandsliebe einen ewigen Zufluchtsort zu finden. In ihr konntet ihr vereinigt sehen, was ein Weib anziehend macht, verklärt durch die lichten Strahlen reinster Menschenliebe, die Blüthe der Jugend, der Gesundheit und Anmuth hinopfernd im Dienste ihres himmlischen Meisters. Nicht gering ist die Gabe anzuschlagen, die ihr in diesem Antlitz verliehen war, das in jedem Blicke und jeder unwillkürlichen Bewegung das Ueberwallen des reichsten Herzens kund that. So war sie ein demüthiges Werkzeug in der Hand der Vorsehung, hochbegnadigt unter den Frauen."

Alle Reformationen geschehen durch große Persönlichkeiten. Wie wir die Macht der Persönlichkeit im katholischen Vincenz von Paula bewundern, so steht eine ächte Schwester des großen Heiligen durch ihre machtvolle Persönlichkeit als die verkörperte evangelische Liebe an der Spitze der durch das Evangelium, welches durch den Protestantismus Volksgut und Volksbuch geworden ist, neu zu gründenden menschlichen Gesellschaft.

Und wieder sey ausdrücklich angemerkt, wie solche Weltumfassung diese Frau, welche in vollem Sinne das Wort sich zueignete: „nichts Menschliches ist mir ferne," nicht der Häuslichkeit entfremdete. Einst besuchte sie am Nachmittage eines stürmischen Märztages ein weibliches Sträflingsschiff, das andern Morgens die Anker lichten sollte. Als sie von Bord zurückkehrte, war das Dunkel mit Sturm und Regen hereingebrochen. Der Admiral Young mit den Seinigen lud sie dringend zu einer Erquickung vor der beschwerlichen Heimfahrt ein: sie eilte von dannen, denn sie hatte eines ihrer Kinder krank zurückgelassen. Den Armen und den Kindern gehörte dieses Herz; des Lebens

Lust und Bequemlichkeit hatte keinen Anspruch an sie, wenn jene riefen.

Was sie zu Hause that, unterließ sie noch weniger auf Reisen, wo sie von Anfang Siechen-, Irren- und Gefängnißhäuser als tröstender Engel besuchte. Sie wußte da überall den Weg zum Herzen und Verständnisse des Kindes zu finden, wie zum Gemüth des verhärtetsten Verbrechers, des Leidenden auf [illegible]n Siechbette, wie des wilden und irreredenden Wahnsinnigen. [illegible] schauerlich fand sie im Jahre 1818 die Verließe dieser Un[illegible]glücklichen auf einer Reise im Norden Englands und in Schott[illegible]. Ihre eindringlichen Vorstellungen, das Beispiel, das sie aufstellte, ließen überall mehr oder weniger Fortschritte [illegible]n geschehen. Die von ihr empfohlene und auf ihren [illegible]ewendete milde Behandlung der Irren ist jetzt in der ganzen gesitteten Welt zur anerkannt ersten Bedingung der Heilung oder Linderung geworden.

Auf diesen Segensgängen durch die Häuser des Unglücks wird die vierzigjährige Elisabeth geschildert als groß, schlank, gehalten, mit sanftem, aber scharfbeobachtenden Antlitz, mit unaussprechlich lieblichem Sprachton und Sprechweise, mit offener und unbefangener Mittheilsamkeit, beim ersten Blick und Ton Sympathie erregend. Ihr Bruder Joseph mit seiner jungen schönen Frau, einer anmuthigen Quäkerin, begleitete sie. Wir sehen sie in den wildesten Zwangsanstalten in die Mitte der versammelten Weiber treten, sie legt ihren kleinen Strohhut ab, setzt sich auf einen niedrigen Stuhl ihnen gegenüber, blickt sie an mit einem milden, aber unwiderstehlich festen Auge, das mit jedem Auge gegenüber es aufnimmt, und fängt an: „Es ist eben so gut, daß ich euch gleich sage, weßhalb wir gekommen sind.“ Sie habe es mit einer großen Anzahl von Weibern zu thun gehabt, recht gottlos, gottloser als irgend eine hier, die seyen von ihren übeln Wegen abgebracht worden. „Möchtet ihr nicht auch euch abkehren vom Bösen? Möchtet ihr nicht, daß Frauen euch besuchten, Trost zusprächen und euch hülfen besser zu werden? Gewiß würdet ihr ihnen euern Kummer mittheilen, denn die

Böses gethan, haben viel Betrübniß in ihrer Seele.“ Dann liest sie die Regeln vor; wer sie billigt, soll die Hand aufheben — alle Hände fahren empor, einer jungen schönen Dirne schwimmen die Augen in Thränen, eine alte Frau wird immer bewegter, Alle beugen sich vor ihr im Staube. Da ergreift sie ihre Bibel, liest mit wunderbar bewegter und bewegender Stimme das Gleichniß vom verlorenen Sohne vor, häufig innehaltend und mit milder Freundlichkeit die „Armen“ anblickend; dann nach einer feierlichen Pause sinkt sie vor ihnen, mit ihnen, für sie betend auf die Knie. — Ahnt ihr, was das Christenthum über die Armuth vermag?

Ein späteresmal, es war beim Besuche vom Gefängniß St. Lazare in Paris, läßt sie vor Allem die Bibelstelle vom verlornen Schafe und Groschen lesen. Schon zerflossen die Weiber in Thränen, da hub sie an: „Wißt Ihr, daß Eure Seelen vor Gott einen solchen Werth haben, daß Freude im Himmel ist über die Buße einer einzigen von Euch? Wißt Ihr, daß Ihr von den Schafen seyd, die der gute Hirte in die Hürde zurückführen kann, und daß von Eurem Haupte kein Haar ohne seinen Willen fällt?“ Dann erzählte sie, wie sie in Newgate die Gefangenen strenger Zucht unterworfen, ihnen verboten zu fluchen, zu trinken, Karten zu spielen, einander zu schlagen u. s. w. Diese haben sich gefügt. „Würdet Ihr das auch thun, wenn Frauen Euch besuchten?“ Alle sagten ja. Eine Engländerin war mit unter den Gefangenen. „Wie lange bist du hier?“ fragte Elisabeth in ihrer Muttersprache. „Sechs Jahre,“ antwortete die Frau. Da hat sie dieselbe scharf angesehen und gesagt: „Du solltest nicht hier seyn.“ Die arme Frau verbarg den Kopf in die Hände und brach in Thränen aus. Allerdings erinnert dieß an die Macht einiger so einfacher Worte des Evangeliums, wie: „Gehe hin, rufe deinen Mann!“ Joh. 4, 16.

Das Senfkorn des in Liebe thätigen Glaubens, das die einfache Quäkerin in den empfänglichen Boden ihres Vaterlandes gelegt, war aufgegangen und es breiteten sich Aeste und Wurzeln bereits über das Meer hinüber. Briefwechsel und Verbindungen

zu Zwecken von Armuth und Christenthum entspinnen sich bis nach Amsterdam und Turin, St. Petersburg und Kopenhagen. Zugleich erbreiterte sich daheim der Lebensbaum rettender Liebe durch immer neue Absenker. Und mitten in dieser Arbeit an einem allumfassenden Netze der Barmherzigkeit wurde der Heldin derselben erst eine Schwester durch den Tod entrissen, dann eine Tochter verheirathet und ein Jahr darauf, 1822, am nämlichen Tage ihr jüngstes Kind, das eilfte, und ihr erster Enkel geboren. Neue Freuden, neue Sorgen!

Der Sommer 1824 sah sie in Brighton, um ihre sehr angegriffene Gesundheit zu stärken. Zwei neue wohlthätige Einrichtungen bezeichnen ihren Aufenthalt daselbst. Nach **Dr.** Chalmers Armenpflegweise gründete sie einen Bezirksbesuchsverein unter den wohlhabenden und wohlthuenden Einwohnern Brightons, welche den Armen mehr durch Ermunterung zur Selbstthätigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit, so wie durch Zuweisung von Arbeit in gesunden, durch ärztlichen Beistand in kranken Tagen, als durch baare Unterstützung zu Hülfe kommen sollten. War so für die Armen gesorgt, welche sie den Tag über umbettelten, so fiel ihr Blick mit gleich liebender Sorge auf die armen einsamen Küstenwächter, die sie in ihren schlaflosen Nächten auf dem Kies des Strandes einherschreiten sah. Sie sind gegen den Schleichhandel aufgestellt, begreiflicherweise von der Bevölkerung nicht wohl gelitten, dazu durch strengste Gesetze von jedem Verkehr mit Menschen auf ihren Posten abgeschnitten, und führen durch Nachtwachen ermüdet, der Unbill des Wetters, den Ueberfällen der Schleichhändler ausgesetzt, ein Leben voll Mühe und Gefahr. Alles was für sie gethan werden konnte, war, ihrer Langeweile und Geistesverödung abzuhelfen. Dazu sollten Bibeln helfen und andere gute Schriften. Die ersten gab die Bibelgesellschaft auf ein Schreiben an ihren Sekretär, **Dr.** Steinkopf, bereitwillig her; um die 500 Plätze mit Büchern zu versehen, waren aber mindestens 18,000 fl. erforderlich. Robert Peel, als er 1835 in's Amt trat, verwilligte 500 Pfund Sterling (6000 fl.), das Uebrige ersammelte Elisabeth, ein Ausschuß erfahrener See- und

Geschäftsmänner bildete sich, und jetzt genießen auf 498 Stationen 20,321 Personen, darunter 7680 Kinder unter fünf Jahren, die durch ihre vereinsamte Lage vom Kirchen= und Schulbesuch fast gänzlich ausgeschlossen waren, so wie die brittische Kriegsflotte den Segen dieser Stiftung. Schon 1836 waren 620 Büchersammlungen von zusammen 52,464 Bänden angelegt. Im selben Jahre stiftete Elisabeth eine ähnliche Büchersammlung für die armen Schafhirten der Ebene von Salisbury und 1842 für die armen Fischer von Cromer. Wenn aus jedem dieser Bände nur ein lebendiges Samenkorn in ein Menschenherz fällt — welche Freudenernte für Elisabeths seligen Geist! welcher Machtzufluß für das Land, das da weiß, daß knowledge is power! daß „Kenntniß auch Macht" ist.

Wiederum kehrt sie aus der Weite in die Enge des Hauses zurück, nur um auch hier wieder neue Segenskreise der Liebe zu ziehen. Im Winter 1825 gründet sie einen Verein „zum Wohl der dienenden Klasse," an deren Leib und Seele Sonntag und Werktag sich zumal die höhern Stände so sehr versündigen, daß man sich heutzutage gar nicht verwundern darf, wenn sich tüchtige, treue, anhängliche Dienstboten in aller Welt nicht mehr finden lassen. Durch Rede und Vorstellungen, noch mehr durch das Beispiel zarter Sorge bis auf's Sterbebette wirkte sie zu Hause und auf Reisen für die Achtung, die den niedern Ständen gebührt, die das Wohl unserer Häuser bestellen, unsere Kinder pflegen, und, wie der Mund des Volkes mit bezeichnendem Worte sie nennt, unsere „Ehehalten" seyn sollen.

Im Jahre 1827 gab sie ihre werthvollen „Bemerkungen über den Besuch, die Beaufsichtigung und die Leitung weiblicher Gefangenen" in Druck. Hierauf trat Elisabeth eine Reise nach einem Hauptschauplatz menschlichen Jammers an, nach Irland. Ueberall, in Palästen wie in Hütten, bei Katholiken wie bei Protestanten fand sie Freunde und Förderer ihrer großen Sache. Allenthalben fand sie dazu mit ihrem sanften, durchdringenden, taubeneinfältigen und schlangenklugen Auge die Punkte zur Anknüpfung heraus. „Es ist viel Freiheit in der Wahrheit, sagte sie einmal;

ich habe Paläste und Gefängnisse besucht, überall kann man Gutes wirken und doch ist es besser, in die Gefängnisse als in die Paläste zu gehen.“ In letztere ging sie nur wenn sie hoffen konnte, einen Zweck zu erreichen, nur wenn sie den Hohen „etwas Gutes zu sagen hatte.“ Da war sie dann die große Gestalt im langen, etwas schleppenden Quäkergewande, mit der schlichten Haube, unter der die glatten Haare vorn kurz geschnitten waren, mit starkem, vollem Gesichte, feinen Zügen, lebhaften, tiefliegenden, blauen Augen, wie sie in spätern Jahren geschildert wird, in stets unbeschreiblicher Ruhe und Einfalt, ohne Aufregung und Verlegenheit in der ersten Stunde des ersten Besuchs wie in der letzten, ohne alle Complimente und Umschweife, freundlich, würdig gegen Königinnen wie gegen Verbrecherinnen, ein Urbild christlich-verklärter Menschlichkeit.

In Dublin läßt sich Elisabeth mit großem Wohlgefallen das Kloster der barmherzigen Schwestern zeigen; sie läßt sich in der ärmlichen Hütte zu Sligo vor den um einen Topf Kartoffeln kauernden Bewohnern „ein Ei und eine Speckschnitte“ anbieten; sie ist gefesselt von den Naturschönheiten Grün-Erins, betrachtet mit Theilnahme die Menge gut und selbst reinlich gekleideter Leute, welche bei einem irischen Leichenzuge aus den schmutzigen Hütten hervortauchen, die sie mit ihren Ziegen und Schweinen theilen, und findet, daß freilich diese letztern ein eleganteres Aussehen haben als die unsrigen. „Ihr Haar kräuselt sich sogar von Natur; die Naturforscher mögen entscheiden, ob dieß eine Folge ihres vertrauten Umgangs mit einem höher bevorzugten Geschlechte ist,“ fügt sie launig hinzu. Aber ihr Ernst und ihre Liebe gilt allenthalben den Gefängnissen, Irren- und Siechenhäusern mit einer bis in's Kleinste gehenden Beachtung, die den Verbesserungen den Weg bahnen soll. Fast in allen Gefängnissen, die sie auf ihrer nicht gefahrlosen Reise berührte, saßen Mörder. Wie dankbar lauschte das warmblütige, geistvolle Irenvolk den Worten und Thaten der Rettung! — Auch die Volksschulen entgingen ihrem Auge nicht bei diesem so wie bei spätern Besuchen, die sie der armen Aschenbrödel unter Englands grünen Inseln widmete.

Nun (1827) kam wieder eine Zeit innerer Läuterung durch Trauer- und Unglücksfälle. In Folge des Bankbruches mußte sie den geliebten Landsitz, den Geburtsort aller ihrer Kinder verkaufen und sich in die engen Gassen der Londoner Altstadt bannen lassen. Einschränkungen aller Art waren nöthig; wie gern trug sie dieselben, wenn nur ihre Armen sie nicht fühlten! In ihrem äußern Glücke bis auf die Grundfesten erschüttert, von Trauer über den Verlust geliebter Familienglieder gebeugt, verlor sie nicht ihre Haltung. Mit dem Ausdruck tiefsten Leidens verschmolz sich der Wiederschein eines unerschütterlichen Friedens. Ihre sanfte, volltönende Stimme, mit der sie jeden Hörer einnahm, ward weicher, gedämpfter, aber sie blieb lieblich wie immer; ein mildes, heiliges Lächeln umspielte ihre Lippen, wenn sie auf bessere Tage hindeutete, und die Stärke ihrer Urtheilskraft, klar, scharf, eindringend bis auf's Kleinste, womit sich ein rascher Ueberblick zu entscheidender Schlußfolge verband, gab Gewähr für die Erfüllung gläubiger Hoffnungen noch hienieden.

Inmitten ihrer persönlichen Kümmernisse erfreute sie sich an den Nachrichten, die von dem Fortgange der guten Sache aus der Ferne eingingen. In Berlin stellte sich (1830) in Folge jener von **Dr.** Julius übersetzten Schrift der Elisabeth Frey die edle Gräfin von der Gröben an die Spitze eines Frauenvereins zum Besuche weiblicher Gefangenen. Aus Turin berichtete Frau v. Barol über ihr Asyl für reuige Gefallene. Elisabeth selbst verfaßte ein biblisches Spruchbüchlein für die Armen und Gefangenen, das seitdem Tausenden Erquickung und Erkenntniß gebracht hat. Sie selbst vertheilte unzählige dieser Büchlein, nicht zwei mit denselben Worten darreichend; sie wußte gleich jenem großen Apostel „Allen alles zu werden." Sie hatte eine Selbstbeherrschung, einen Takt, einen Einblick in Lagen, Charaktere, Umgebungen, die ihr überall Eingang verschafften. Dieses wunderbare Geschick, mit Menschen umzugehen, war natürlich angeboren, aber die Liebe hat es erzogen, das Wort Gottes hat es begründet, die Selbsterkenntniß und Selbstprüfung es vertieft. So

überwand sie im Dienste ihres Herrn auch die natürliche Furchtsamkeit, mit Hochgestellten zu wandeln und zu handeln.

Sie wirkt bald mit Buxton und Wilberforce zur Abschaffung der Sklaverei, bald mit aller Lebhaftigkeit für die zum Zwecke der Sittigung Afrikas im Jahre 1841 ausgerüstete Nigerexpedition; bald nimmt sie den tiefsten Antheil am Loose der sich erhebenden Griechen, bald (1843) an der Angelegenheit des schändlichen Opiumhandels mit China; bald tritt sie mit Lord Ashley in Berührung, diesem andern Wilberforce, bald sitzt sie in Paris neben Guizot am Mittagstisch und verwendet sich bei ihm für die Sandwichsinseln; bald steht sie vor einem Ausschusse des Unterhauses (1832), der ihren Rath zur Verhütung von Verbrechen verlangt, bald hilft sie zu einem Verkauf von geschenkten Waaren zum Besten des Krankenschiffes, das auf der Themse liegt; bald bespricht sie sich mit der Königin Adelheid über Gegenstände der Wohlthätigkeit, bald besucht sie auf den Kanalinseln Siechen-, Irren- und Arbeitshäuser; bald widmet sie sich barfüßigen Stubenmädchen und bemützten Kellnern in einer schottischen Kneipe, bald entwirft sie an Friedrich Wilhelm III. ein von ihm gut, obschon ohne Erfolg aufgenommenes Bittgesuch um Einstellung der unbegreiflichen Verfolgungen gegen die preußischen Altlutheraner. Wundersame Thätigkeit dieser Gottbegnadigten!

Die letzten Jahre ihres Lebens, von 1838 bis 1845, brachte Elisabeth großentheils auf Reisen durch das europäische Festland in Angelegenheiten ihres großen Lebensberufes zu. Sie besucht in Paris alle wohlthätigen Anstalten an der Seite de Gerando's, ertheilt dem griechischen Gesandten Kolettis Rath und erhält Gehör bei Louis Philipp und seiner frommen Gemahlin, sowie bei der auch von ihr ausgezeichneten Herzogin von Orleans. Das Jahr darauf war sie wieder in Paris und ging von da nach dem Süden. Ein Befehl des Ministers des Innern öffnete ihr alle Gefängnisse des Königreichs. Melun, Lyon, Avignon, Nismes, die quäkerischen Nachkommen der Camisarden in jener Gegend, Marseille, Toulon, Aix, Montpellier, Cette, Beziers, Grenoble, Coppet, Rolle, Lausanne, Bern, Hofwyl, Thun, Brienz (wo

sie eine Büchersammlung stiftet und auf dem See fahrend einmal von dem armen Knaben am Ruder erfährt, daß seine Mutter dort in der Hütte am Ufer krank liege; alsbald läßt sie an der schwierigen Stelle landen, findet das arme, schwer heimgesuchte, aber fromme Weib, die Bibel neben ihr, auf dem Schmerzenslager, und die paar Worte des Trostes und der Ermuthigung, welche die fremde Priesterin der Liebe der Tiefgebeugten in die Seele thauen ließ, waren Leben und Stärkung für die Todesmüde), ferner Luzern, Zürich, Stuttgart, wo sie ihre Unkenntniß der deutschen Sprache beklagte, Ludwigsburg, Frankfurt am Main, Köln und Ostende waren auf dieser Rundreise die Orte ihres Suchens, Rathens und Segnens.

Eine dritte Reise auf's Festland führt Elisabeth im folgenden Jahre (1840) über Ostende durch die Gefängnisse von Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Haag, Utrecht, Zwolle, Minden, Pyrmont, Hameln, Hildesheim nach Berlin, wo sie mit einem ganzen Kreise hochstehender Personen in der großen Liebessache verkehrte. In Wittenberg sah sie Luthers Wohnung, in Leipzig sammelten sich liebe Freunde um sie, in Düsseldorf traf sie den trefflichen Pfarrer Fliedner von Kaiserswerth, dessen Erziehungshaus für protestantische barmherzige Schwestern ihr von mächtiger Bedeutung war. Nach ihrer Rückkehr veranlaßte sie die Errichtung einer ähnlichen Anstalt durch ihre Schwägerin Gurney. Die „Schwestern," wenn sie nicht mit Krankenpflege in der Stadt beschäftigt sind, wohnen „im Hause." Sie tragen eine einfache Kleidung, werden von der Anstalt erhalten und besoldet und dürfen unter keiner Bedingung Geld oder andere Gaben für ihre Pflege bei den Kranken annehmen. Am deutschen Hospital in London wirken Diakonissinnen aus Kaiserswerth selbst.

Im Jahre 1841 folgte sie den fortgesetzten Einladungen zum Besuche noch nicht berührter oder zum Wiederbesuch heilvoll begonnener Anstalten rettender Liebe nochmals nach Holland, Deutschland und Dänemark. Den König Friedrich Wilhem IV. von Preußen traf sie, als einen alten Bekannten und einen treuen Freund ihrer Sache, zu Fischbach in Schlesien. Sie war

hocherfreut, zu vernehmen, daß der christlich-ritterliche Fürst, dem sie im glänzenden Hofkreise ganz als sie selber nahte, jede Verfolgung gegen die Altlutheraner unterdrückt und überall in den Gefängnissen Verbesserungen seit ihrem ersten Besuche eingeführt. Die Gräfin Reden zeigte sich ihr als eine würdige Mutter der Armen.

Von den Beschwerden der Reise erschöpft eilte sie nach Hause. — Noch aber war ihr Geist nicht ermüdet. Beim Lordmayoressen in London zu Gast geladen, sehen wir sie mit Graham, Stanley, Robert Peel und Prinz Albert die Sache der zu rettenden Menschheit besprechen. Tag für Tag gingen ihr zahllose Gesuche um Hülfe und Beistand zu, deren Befriedigung ihr durch die Freigebigkeit ihrer Brüder möglich wurde. Im selbigen Jahre (1842) suchte Friedrich Wilhelm IV. sie in ihrer eigenen Behausung heim und gab ihr die Gelegenheit, den Antrag auf völlige Gewissensfreiheit in seinem Reiche zu stellen, dem alsbald eine Thräne in des Königs Auge und nachher im Toleranzedikte die That entsprach.

Mit erneuter Kraft und Gesundheit fand sie sich abermals von Paris angezogen, wo sie denn (1843) ihren 64sten Geburtstag mitten in Sorgen und Werken der Liebe feierte. Sie verkehrte mit Guizot, Delessert, Tocqueville und der königlichen Familie. Zum Abschiede ließ die Königin ihr eine prachtvolle Bibel mit ausgewählten Kupferstichen verehren. Mit dem Vorgefühle, daß es die letzte Reise gewesen vor der allerletzten in's Land des Friedens, kehrte sie heim zu einer unausgesetzten Folge von Trübsal und Leiden. Trauer auf Trauer, Schlag auf Schlag brach ihren alternden Körper. Einzelne Freudenschimmer fehlten indessen nicht von außen, sie zu erheitern, und der innere Friede blieb ungetrübt und nahm in den letzten Kämpfen und Schmerzen nur zu. In der dunkeln, trüben Nacht des 13. Oktobers 1845, zwanzig Minuten vor vier Uhr, verhauchte ihre gen Himmel entschwebende Seele den letzten Seufzer im Kreise ihrer Lieben zu Ramsgate. Glänzend brach darauf der Morgen herein, wie eine hellleuchtende Feuerkugel strahlte aus dem Meere

tauchend die Sonne in's Fenster des Zimmers, in dem eine große Todte erkaltete.

Die ganze Bevölkerung bezeigte ihren Antheil an dem Verluste, den England, die Menschheit erlitten. Die Läden der Stadt schlossen sich vor dem Sarge; die Küstenwächter thaten, „was geschah, wenn die Königin gestorben wäre": die Flaggen wurden bis auf die Hälfte der Masten herabgelassen, bis die Leichenfeier vorüber war.

Ein Laut der Klage durchzog bei der Trauerkunde Britannien und Europa. „Der Fischer an seinem Netze, der Seemann am Steuer, der einsame Wächter am Strande, der Gefangene im Kerker, das Verirrte von der Heerde, das Kind auf seinem Spielplatz, der Kranke auf seinem Lager, der Arme in seiner Blöße, der oft auf seinem Throne so Einsame" — alle hatten eine Freundin verloren, die sie alle mit reicher Liebe umfaßt, gesegnet, gelabt.

Doch nein, nicht verloren, oder verloren bloß, um dafür hundert andere auch in deutschen Gauen als Erbinnen ihrer Liebe, Nachfolgerinnen ihrer Werke zu gewinnen? „Sie war nur das Sinnbild ihres Zeitalters, eine Erläuterung der umfassenden Menschenfreundlichkeit, die ihren Einfluß durch alle Klassen ausbreitet." Sey sie denn auch für Deutschland die Morgenröthe, die den Tag bedeutet! Sie hat mit großen Kräften Großes gewirkt durch T r e u e i m K l e i n e n. Ihr Herr und Meister spricht: „Gehet hin und thuet deßgleichen!"

XII.

Nachfolge.

Und sie gingen hin und thaten deßgleichen.

Wie man in England in die Fußstapfen der seligen Elisabeth Frey trat, von Seiten der höhern Stände namentlich, ist schon früher erwähnt. Von Werth dürfte es seyn zu sehen, wie auch in den niedern Ständen die rüstige Martha neben der stillen Maria in Einem sich zum Werke der Barmherzigkeit erhob. In der Agentur des rauhen Hauses ist unlängst der Lebensabriß [1] einer solchen Jüngerin erschienen, aus dem ich ein Weniges anführen will in der Hoffnung, manche Leserin werde selbst nach dem Büchlein greifen. Sara Martin, als das einzige Kind schlichter Handwerkersleute im Jahre 1791 in einem Dörfchen des südlichen England geboren, ward frühe eine Waise. Auf den Knien ihrer Großmutter empfing das jugendliche Gemüth die ersten Eindrücke lauterer Frömmigkeit. Aber schon in ihrem zwölften Jahre empfand sie einen lebhaften Widerwillen gegen die Bibel und ihren Inhalt. Eine Leihbibliothek gewährte ihr romantischere Unterhaltung. Eine Krankheit führte sie wenigstens zu gehaltreicheren Büchern wie Shakespeare, Johnson, Addison und andere Dichter. Wiederhergestellt und fünfzehn Jahre alt kam sie zu einer Frauenschneiderin in die Lehre, war fleißig aber

[1] „Lebensabriß der Sara Martin, Hamburg 1849, Agentur des rauhen Hauses zu Horn."

ohne Gott. Der tägliche Anblick der Bibel in den Händen ihrer frommen Mutter war ihr in der Seele zuwider. Ihre eigenen zwei Bibeln verbarg sie im Gerümpel um sie nicht sehen zu müssen. Ein Anbeter der französischen Freigeisterei bestärkte sie in ihrer Flucht vor Gottes Wort. Da trat sie neunzehn Jahre alt einmal vor einem Gotteshause vorbeispazierend aus Neugierde in dasselbe und hörte die Predigt über das Wort: „Dieweil wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten ist.“ — Das packte sie mit einem Gefühle der Majestät und Herrlichkeit Gottes. Doch besuchte sie noch viele Monate lang keine Kirche; nach ziemlich langer Zeit erst ging sie von ihren Büchern, die jetzt allerdings Erbauungsbücher waren, an die Quelle selber: das Buch der Bücher gab ihr endlich Licht und Frieden und jetzt wurde es das Buch ihres Lebens.

Mit ihm hätte sie nun gern auch Andern Freude bereiten mögen. Sie trat in eine Sonntagsschule als freiwillige Lehrerin ein und wirkte darin eine Reihe von Jahren freudig und segensreich. Im Jahre 1810 suchte sie Zutritt in's Armen-Arbeitshaus und machte sich durch fleißige Besuche und Vorlesung von biblischen Abschnitten den ältern Bewohnerinnen, später den Kindern des Armen- und Werkhauses unentbehrlich. Ihren Hauptberuf aber fand sie als im Jahre 1809 ein Weib in's Gefängniß gesperrt wurde, weil sie ihr Kind aufs grausamste mißhandelt hatte. Sara hatte davon gehört und trug herzliches Mitleid mit der Unglücklichen. Sie erhielt erst nach wiederholten Bitten Einlaß zu ihr, mahnte sie an ihre Schuld, aber auch an Gottes Erbarmen und las ihr die Leidensgeschichte Christi vor. Thränen des Dankes strömten über die Wangen der Verbrecherin, als der tröstende Engel sie verließ. Von da an setzte sie die Besuche bei den Gefangenen ununterbrochen fort, las ihnen vor, unterwies sie im Lesen und im Schreiben. Aber wie Zeit dazu finden? Die arme Näherin besann sich nicht lange, sie brach je einen Wochentag ihrer Schneiderarbeit ab, um den Gefangenen an demselben dienen zu können.

Da noch keine Gefängnißgeistliche angestellt waren, richtete

sie selbst einen Sonntagsgottesdienst unter den Gefangenen ein, bis 1831 ein Geistlicher des Sprengels ihn übernahm. Nach drei Jahren wurde sie durch freundliche Unterstützung in den Stand gesetzt, auch einen zweiten Wochentag regelmäßig den Gefangenen zu weihen. Mit rastloser und pünktlichster Thätigkeit lebte sie diesem Berufe; die kleinen vierteljährigen Beiträge zog sie bei den Gebern und Geberinnen selber ein; selbst durch die roheste Begegnung von Seiten der Gefangenen oder durch schlimmes Entgegenkommen von Seiten der Aufseher ließ sie sich nicht zurückschrecken; mit fester Entschlossenheit und weiblichem Takte wußte sie die Gemüther zu besiegen, die Sitten zu bessern, die Gefängnisse wohnlich, und heiter ja für manche gerettete Seele zu einem Tempel Gottes zu machen. Sie nahm keine Belohnung für ihre Dienste, die Behörde mußte ihr zwölf Pfund Sterling jährlich dafür aufdringen. So gab sie ihre Näherei auf und widmete ihre Zeit dem Amte rettender Liebe an den Gefangenen, den Entlassenen, den jugendlichen Verbrechern, den erwachsenen Mädchen in einer Abendschule. Während sie arm blieb um viele reich zu machen mit Kenntnissen für die Erde und Erkenntniß für den Himmel, reifte sie selbst für letztern, lernte alle Dinge von oben herab betrachten und im Frieden von hinnen fahren. Sie starb 1843. Der letzte Bericht des Gefängnißausschusses sagte von dieser frommen Magd des Herrn: „Diese bewundernswürdige Persönlichkeit, von niederer Herkunft zwar doch hoher Gesinnung, hat während dreiundzwanzig Jahren, bis kurz vor ihrem Tode ihre Gesundheit zusammenbrach, alle Kräfte ihres Geistes der sittlichen und religiösen Belehrung der von der ganzen übrigen Welt vernachlässigten Sträflinge in diesem Gefängnisse gewidmet. Ihr Einfluß auf die, welche in den Bereich ihrer Bestrebungen traten, war groß, obwohl die ihr zur Verfügung stehenden Mittel nur gering, und ihre ganze Art zu seyn überaus einfach und anspruchslos war. Sie trug nicht den Namen einer „barmherzigen Schwester," allein sie wurde stillschweigend als eine solche anerkannt und empfunden von all den vielen Verlassenen und aller Hülfe Entblößten, die von ihren Lippen Ermuthigung,

von ihren Händen Unterstützung empfingen — so wie auch von den Wenigen, die Zeugen ihrer guten Werke waren."

Das kann man also mit geringsten Kräften im niedersten Stande thun... Dem Kinde des Dorfes stehe gegenüber eine andere Jungfrau aus dem Mittelstande. Devenport, eine neuere Stadt bei Plymouth, wird fast bloß von Taglöhnern und Matrosen bewohnt. Eine Beschreibung des verwahrlosten Zustandes dieser ärmsten Klasse der Gesellschaft veranlaßte eine Jungfrau Namens Sellon, ihre Wohnung in einer der innern Grafschaften Englands zu verlassen, und um für jene Verlassenen zu sorgen, nach Devenport zu ziehen. Dieß geschah im April vorigen Jahres. Bald hatte sie Bekanntschaft mit fünf bis sechs gleichgesinnten Frauen gemacht. Ihr erster Schritt war die Errichtung einer Schule, wobei sie einfach die müßig auf der Straße umherlaufenden Kinder fragte, ob sie lesen lernen wollten. Auf ihr Ja ging man zu den Eltern, um ihre Erlaubniß zu holen. Bald waren eine Warteschule und zwei Industrieschulen mit etwa dreihundert Kindern in Wirksamkeit. Deßgleichen wurde der Plan zu einer Industrieschule für erwachsene Frauenzimmer entworfen, damit durch Zusammenarbeiten ihr Geschäft erleichtert und ihre Arbeit werthvoller würde. Zugleich sollte durch Vorträge und Vorlesungen während der Arbeit auf Geist und Gemüth der Arbeiterinnen wohlthätig eingewirkt werden. Einige Waisenkinder nahm die unermüdliche Jüngerin der rettenden Liebe ganz zu sich in's Haus, um sie körperlich und geistig zu pflegen. Ihr bemerkenswerthestes Unternehmen aber war der Versuch, einen Haufen von wilden Jungen im Alter von zehn bis sechzehn Jahren, die in den Werkstätten der Regierung arbeiteten, christlich zu unterweisen. Ein Prediger, der es früher einmal vergebens versucht, rieth davon ab; sie verlor aber so wenig den Muth als Elisabeth Frey bei jenem Besuch in Newgate, und versuchte es, die Jungen während ihrer Essensstunde anzureden. Sechs von ihnen ließen sich bewegen, ihre Schule zu besuchen, und kamen auch ziemlich regelmäßig nach Feierabend. Die unerschütterliche Liebe der edlen Jungfrau zu den in ihrer Rohheit doppelt

des Suchens und Anziehens werthen Mitgeschöpfen brachte es dahin, daß jetzt über hundert Knaben sich herbeiließen, von denen zwischen vierzig und fünfzig täglich in die Schule kommen, ja theilweise ihr Abendessen versäumen, um vom Schulmeister lesen und schreiben zu lernen und von der trefflichen Jungfrau selbst Religionsunterricht zu erhalten. Die dargebotene Geistesnahrung wird mit wahrem Heißhunger angenommen; die Schüler sind nicht wenig erstaunt über das, was sie hören, und namentlich war ihre Verwunderung groß, als sie zum erstenmal vernahmen, daß sie eine unsterbliche Seele hätten.

Das Alles hat diese Jungfrau fast allein vermocht, während ihre Gefährtinnen sich der Krankenpflege weihen, und zwar jede sechs Stunden täglich diesen Besuchen widmet. Dafür hatten sich auch am Morgen des letzten Weihnachtsfestes mitten unter den andern Kindern auch etliche von jenen wilden, verwahrlosten Burschen unter den Fenstern ihrer Hülfebringerin versammelt, um dort einen hiezu eingeübten Choral zu singen. Da Fräulein Sellon damals gerade krank war, so warteten sie über eine Stunde in der größten Ruhe, bis sie Licht in der Stube der edeln, für sie Leib und Gut hingebenden Wohlthäterin sahen, zu neuem Beweise, daß wer Liebe säet, auch wieder Liebe ernten darf.

Auch in Deutschland haben namentlich in den höheren und höchsten Ständen die Frauen und Jungfrauen nach solchen Mustern den Beruf des Weibes in dieser Zeit schon vielfach auf erfreuliche Weise begriffen und geübt. Keineswegs allein steht jene edle Stiftsdame zu Heiligengrabe in der Mark Brandenburg, Fräulein Stach von Golsheim, die durch die Schreckensnachrichten aus Oberschlesien ergriffen, ganz allein und unbekannt mit Sprache und Sitten des Landes, nach Pleß eilte. Mitten in strengster Winterkälte und der traurigsten allgemeinsten Noth mußte sie sich die Stätte ihrer Wirksamkeit erkämpfen. Es wurden ihr die in den Oberräumen eines Hauses gesammelten Waisenkinder zur Fürsorge übergeben. Fast durchgehends auf sich selbst angewiesen, da die polnischen Mägde nichts taugten und eben so wenig alle männlichen Dienstleute, hat diese Edeljungfrau vierund=

fünfzig Waisenkinder verpflegt, mit eigener Hand sie vom scheußlichsten Schmutz gereinigt, gekleidet, besorgt und unterrichtet; sie hat mit wunderbarer Kraft in diesem rohen, wüsten Kinderhaufen Zucht aufrecht gehalten und in den überfüllten Räumen unter Gesunden und Kranken mit reichem Segen gearbeitet.

Ein weiblicher Krankenverein hat sich schon 1833 in Berlin gebildet, ein anderer ging 1841 in Nürnberg von christlichen Dienstmägden aus, in Hamburg endlich ließ 1830 die Cholera die seit den Befreiungskriegen schon begonnenen Arbeiten wieder frisch aufnehmen, und von da aus verbreitete sich das Liebesfeuer christlicher Frauenvereinsthätigkeit bis nach Dänemark, Schweden, Rußland, Holland, Frankreich, der Schweiz und namentlich Norddeutschland. Fast alle größeren Städte haben ihr Feuer von dem Hamburger Herde genommen, um wieder in Nähe oder Ferne ihr Licht leuchten zu lassen durch Stiftung von Armenwohnungen, Krankenhäusern, Dienstbotenschulen, Arbeits- und Warteschulen, Kochanstalten u. s. w., um die Familie, das Eigenthum und die Arbeit durch christlichen Socialismus vom äußersten Abgrunde zu retten. Mit ihrem sicheren weiblichen Takte, mit dem eben das Weib so ganz besonders für diese Wirksamkeit ausgerüstet ist, haben diese Vereine besonders die „Familienpflege" in's Auge gefaßt. Aus meist Wohlhabenden und Besitzenden bestehend, nähern sie sich in mütterlicher Vermitttung den Armen, gleichen so mit dem ihnen eigenen Geschicke durch persönliche Theilnahme den Riß zwischen beiden aus, und legen Grund und Boden für die eigentliche innere Mission, deren Hauptaufgabe Wichern wohl mit Recht auf die Schultern apostolischer Männer gelegt und so bestimmt wissen will, daß aus Vereinen für Hülfsbedürftige mehr und mehr Vergesellschaftungen (Associationen) der Hülfsbedürftigen unter sich und mit den Besitzenden zu christlichem Zusammenhelfen in Familie, Besitz und Arbeit werden.

Aber wer ist wohl die Priesterin des heiligen Feuers auf jenem weitstrahlenden und wärmenden Hamburger Herde? Seit anderthalb Jahrzehnten steht Fräulein Amalie Sieveking,

ein Name besten Hamburger Klangs, an der Spitze weiblicher Thätigkeit für Armenwohl und Volkserrettung. Es liegt ihr sechzehnter Bericht über die Leistungen ihres weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege vom Jahr 1848 vor mir. Mit gewandter Hand wendet sie sich vor Allem an die besonders eben durch ihre Bildung, ihr Vermögen, ihre Stellung, ihren Takt dazu berufenen Gebildeten ihres Geschlechts, um sie zu reizen, aus Glauben in Liebe ein Salz der deutschen Erde gegen die sonst bevorstehende Auflösung zu seyn. „Wie durch die Beimischung eines natürlichen Salzes eine Menge fremdartiger Körper innig mit einander mögen verbunden werden, so soll die christliche Frau durch Liebe, Freundlichkeit und Milde vermittelnd einwirken auf die feindseligen Elemente, die in der Menschenwelt so gewaltige Zusammenstöße hervorrufen. Keine darf es vergessen, daß sie nicht ausschließlich nur dem engeren Familienbande angehört, sondern auch Pflichten zu erfüllen hat in einem weiteren Kreise. Welche aber irgend den höheren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft angehören, dürfen in dieser Zeit gewiß weniger als je in ihrer Liebesthätigkeit ausschließlich sich gebunden halten an die Kreise ihrer geselligen Verbindungen; sie müssen vielmehr in dem dringenden Nothstande der unteren Volksklassen sowohl im Leiblichen wie im Geistlichen, die unabweisliche Anforderung erkennen, dem Dienste dieser ihrer armen Brüder und Schwestern nicht allein einen Theil ihrer äußeren Glücksgüter, sondern auch ihrer persönlichen Kräfte zu widmen."

Schon eine wohlverstandene Staatsklugheit, meint sie mit Recht, sollte diese Bestrebungen hervorrufen. Nach gewichtigem Urtheil, das sie vernommen, sey ein wohlthätiger Einfluß der weiblichen Vereine für Armen- und Krankenpflege auf die Stimmung der Geringeren im Hamburger Volke unverkennbar; doch verstehe es sich, daß der Beweggrund ein höherer seyn müsse als Sicherung der eigenen Anliegen. Auch wenn kein Aufstand der Proletarier mit dem Schrei der Verzweiflung drohte, müßte die Liebe Christi uns drängen, zu ihnen zu treten mit freundlichem

Erbarmen, um ihre Thränen zu trocknen und den Ausbruch der Verzweiflung in Preis und Dank gegen den Herrn zu verwandeln.

Mit gründlichem, vielerfahrenem Blicke bezeichnet die Berichterstatterin das Mißverhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitsgelegenheit, Arbeitslohn und Lebensbedürfniß als den eigentlichen faulen Fleck. Sie führt das Beispiel eines durchaus braven und tüchtigen Tischlermeisters an, der im besten Alter mit Frau und fünf Kindern in ihre Vereinsunterstützung aufgenommen wurde. So lang es nur irgend möglich war durchzukommen, hatte er zwar wohl geäußert, aber nie geklagt, wie schwer es ihm falle Weib und Kinder zu ernähren. Oft fehlt es an Arbeit, immer wird sie zu schlecht bezahlt. Nicht einmal der große Brand in Hamburg nützte diesen kleinen Meistern, nur große Tischler, denen es nicht an Verlag fehlte, konnten ihr Glück machen. Auch das that sich nicht, daß der kleine Meister in Taglohn bei dem großen ging, sonst hätte er seine Kundschaft verloren und nichts gehabt, wenn die Arbeit beim Großmeister aufhörte. Endlich kam noch hinzu, daß es in dem neugebauten Stadttheil nun nicht mehr so viel zu bessern und wiederherzustellen gibt, als in den alten Häusern früher.

Hier haben wir einen durchaus rechtschaffenen, geschickten und fleißigen Mann vor uns, der bescheiden, genügsam, gottesfürchtig, nichts verlangt, als sich redlich nähren zu können. So aber dieß am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden? Kann die Herstellung einfacherer Zustände überhaupt, eine bessere Gewerbeordnung, ein Bürgerrechtsgesetz, das die Niederlassung an ernstere Bedingungen knüpft als bisher, eine andere Beschützung und Erleichterung des überseeischen Verkehrs den also sich anstauenden Sümpfen der Nahrungslosigkeit nicht bald Abzugsgräben öffnen und Dämme bauen, so ist allerdings ein Ende der bisherigen europäischen Welt unvermeidlich. Unmittelbar in diese Armuth hebend und bessernd einzugreifen vermag das Christenthum freilich mit allem Glauben und aller Liebe nicht. — Aber bleiben wir nur bei unserem Tischlermeister. Wäre derselbe, ohne Schule und Kirche, in Unglauben, Aber-

glauben und Laster aufgewachsen und dem communistischen Versucher anstatt dem christlichen Vereine für Armenpflege anheimgefallen, zu welcher Beule wäre diese Familie der Gesellschaft und dem Staate geworden, zu welchem Fluche für sich und ihre Kinder! — Wie viel geschieht da schon, wenn nur durch solche christliche Fürsorge größerem Uebel vorgebeugt, namentlich der innerliche Bruch und sittliche Verfall verhindert wird! Und das kann allein solche christliche persönliche Theilnahme, Hülfeleistung und Aufrichtung. Wo auch und wie immer der Staat, die Gemeinde, die politische Körperschaft, oder der bloß weltlich durch Schreibstube und Polizei gehandhabte Verein in diese Nothstände mildernd und unterstützend eingreifen mag, nie ist's von Dauer, nie von nachhaltiger, dankbarer Wirkung, immer mehr oder weniger entsittlichend.

Es kann auch gar keine Behörde sich der Armuth so annehmen, wie z. B. wieder jener Hamburger Frauenverein der armen jungen Frau, welche sich, zwanzig Jahre alt, mit einem Manne anscheinend sehr glücklich verheirathet hatte, aber bald durch dessen Liebe zum Branntwein von Stufe zu Stufe in's tiefste Elend sank, bis der Mann sie verließ und nach Amerika ging. Einen Monat darauf gebar sie ihr viertes Kind. Das Armengeld, das die Stadt ihr gab, reichte nicht hin, die Miethe des Zimmers zu decken, in dem sie nichts als ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle stehen hatte, nachdem alles Uebrige verkauft und versetzt worden. Mitten im Winter blieb ihr einziger Anzug ein ganz dünnes Kleid mit kurzen Aermeln und einem dünnen Umschlagetuche. Die Kinder wurden krank vor Schwäche in Folge des Hungers, und doch haben sie die Mutter, an die sie sich bitter weinend schmiegten, als sie ihnen erklärte, sie wolle sie lieber von sich geben zu andern Leuten, die sie dann satt machen könnten, auf's beweglichste gebeten, sie möge doch das nicht thun, sie wollten gern stille seyn und ganz ruhig zu Bette gehen. Wenn sich nun dieser armen, vom Manne, vom Brode und wochenlang von allem Verdienste verlassenen Frau die würdige Vorsteherin des Armenvereins nicht persönlich dargestellt hätte

als rettender Engel, indem sie dem geschickten und fleißigen Weibe sogleich etwas Arbeit nachweisen konnte und sie durch Verleihung einer wohlfeilen Wohnung im (Amalien=) Vereins=stifte und sonstige Unterstützung vor dem Hunger schützte, was wäre aus ihr geworden?

Und wenn nun allerdings weit nicht allen geholfen werden kann, da die Noth so groß ist, der Nothhelfer und Helferinnen noch immer zu wenige sind, und selbst die heilige Ursula mit sammt ihren eilftausend Jungfrauen kaum für einen Theil Deutschlands ausreichte; — wenn demgemäß Amalie Sieveking offen erklärt, daß sie, wo sie bestimmt wisse, daß sie die gewünschte Hülfe nicht gewähren könne, mit aller Bestimmtheit die Arbeit und Hülfe Begehrenden abweise, um sie nicht mit leeren Hoff=nungen hinzuhalten; — wenn sie mithin weiß, daß die völlige Hebung der Nothstände im Großen und Ganzen nicht im Bereiche der Privatpersonen und ihrer Vereine liegen kann: so ergibt sich ihr die Nothwendigkeit, daß „wir um so treulicher das Unsere thun im Kleinen und Einzelnen," obschon es nicht im Geiste der Zeit und ihrer völkerumfassenden Weltverbesserungsplane liegt, erst treu im Kleinen zu seyn und daran sich für's Große zu bewähren.

„Wo man sich des redlichen Willens bewußt ist, mit Auf=wendung aller verliehenen Kräfte zu thun, was man kann, da beruhigt man sich auch leichter über das, was man nicht kann, und stellt es freudig in die Hand dessen, von dem alle Hülfe kommt. Und wo geholfen wird im Geiste christlicher Liebe und zur leiblichen Gabe die geistliche sich fügt, da läßt sich der Segen gar nicht begrenzen nach Zeit und Ort."

Von solcher Gesinnung getragen und von solchen Werken begleitet, konnte denn eine Amalie Sieveking auch einmal und das anderemal geradezu die arbeitenden Klassen angehen und durch ein offenes, freies Wort sie dem bedrohten Frieden wieder zu gewinnen suchen. Sie erließ bereits ein „zweites Sendschreiben der Vorsteherin des weiblichen Vereins für Armen= und Kranken=pflege an ihre Freunde unter den Armen," worin sie auf die

politischen und gesellschaftlichen Fragen mit eigenem Geschick und Freimuth eingeht. Sie erklärt sich frisch für eine Freundin der vollkommensten Glaubens- und Gewissensfreiheit, des Fortschrittes überhaupt; sie redet aber um so frischer von der Mißfarbe, welche zumal der communistische Wahn über alle Güter und Fehler der Menschheit geworfen, als sie selber schon erfahren hat, was es heißt, durch der eigenen Hände Arbeit sein Brod verdienen mit stillem Fleiße, und noch davon übrig zu haben, um zu geben den Dürftigen. Dazu kann sie aus ihrem eigensten Leben sagen: „ich weiß kaum einen unglücklicheren Menschen unter der Sonne, als einen solchen, der keinen andern Beruf zu haben meint, als seinen Vergnügungen nachzugehen." Endlich muß ihr ja wohl Gehör werden für ihre Erzählung der Fabel des Menenius Agrippa, für ihre Hinweisung auf die französische Revolution, für ihre Anweisung zu gutem Hausregiment vor Allem und dann zur Betheiligung bei den nächsten Zunft- oder Ortsanliegen, anstatt des Kannegießens in der großen Politik, für ihre Belehrungen über die unverbesserlichen Schäden der Mitbewerbung (Concurrenz) in übervölkerten Landen, für ihre Schilderungen des glänzenden Elends der Reichen — wenn sie hinzufügen kann: „Mein Herz ist warm geworden gegen euch, meine Freunde, seitdem ich euch näher getreten, und ich bin gewiß, daß die meisten unter euch die euch bewiesene Liebe nicht unerwiedert lassen. Auch die Undankbaren will ich gerne entschuldigen, so weit ich kann. Bei Manchem hängt es zusammen mit einem nicht verwerflichen Selbstgefühle, dem es drückend ist, Hülfe zu empfangen von andern. Es gibt freilich Menschen, die den Armen die Wohlthaten so vorrücken, daß sie mit bittern Empfindungen erfüllen müssen. Aber nicht wahr, meine Freunde, das ist nicht unsere Weise? — Daß wir euch Hülfe gewähren, so weit Mittel und Kräfte reichen, dazu halten wir uns verpflichtet. Wir sind berufen, die Liebesgaben, welche fremde Wohlthätigkeit in unsere Hände gelegt hat, auf möglichst zweckmäßige Weise unter euch zu vertheilen; wir sind die Almosenpflegerinnen unserer wohlhabenden Mitbürger,

die nicht die Zeit haben, persönlich sich um eure kleinen Angelegenheiten zu bekümmern. Mit dieser gewissenhaften Verwaltung des Anvertrauten meinen wir nichts Sonderliches zu thun, und wehe uns, wenn wir es nicht thäten! Wir lassen dabei den Hungrigen nicht allein Anderer und unser Brod finden, sondern auch unser Herz. Wir schenken ihm unsere herzliche Theilnahme, wir weihen seinem Dienste einen Theil unserer Zeit, unserer persönlichen Kräfte, wir geben ihm Liebe mit Einem Worte und werben damit um seine Gegenliebe. Wolltet ihr diese uns weigern? — So, meine Freunde, lasset uns einander die Hand reichen im Geiste christlicher Liebe; ihr sollet darin nicht bloß Nehmer, sondern auch Geber seyn."

Wer so vor das hungrige Proletariat tritt, der muß eine befriedigende Wirkung auf dasselbe haben. Was eine Elisabeth Frey erlebt, was eine Amalie Sieveking erzielt, welche der Leserinnen könnte nicht dasselbe erreichen und ein Engel des Trostes, eine Botin des Friedens werden? — Weil aber in allen Dingen der Anfang das Schwerste und die Ausführung eine Freude ist, wenn man nur erst weiß, wie es anfangen, so lohnt es doppelt der Mühe, wenn wir zu gutem in'swerktreibenden Schlusse unsere Fragen darum an eine so reich erfahrene, vielgewandte, freimüthige Martha richten, wie sie sich in den genannten Hamburger Jahresberichten, zumal im fünfzehnten vom Jahre 1847, uns gibt. Es sind in diesem Hefte so viele praktische Blicke und Winke, so gründliche Beiträge zu einer ergiebigen Wissenschaft der Armenpflege niedergelegt, daß die edle Verfasserin von der künftigen deutschen Reichsakademie Diplom und Stelle einer würdigen Honorarprofessorin der Armenpflege erhalten müßte, wenn sie nicht zu bescheiden dazu wäre.

Ich denke, Leser und Leserinnen, die ein Auge für den Abgrund haben, an dem wir schweben, und ein Herz für das arme deutsche Volk, dessen Tod und Leben auf dem Spiele steht, heißen es willkommen, wenn ich die wichtigsten Punkte und Lehrsätze in aller Kürze hier an den Schluß meiner Fürsprache für Armuth

und Christenthum stelle. Sie mögen daran ihre eigenen Erfahrungen und Ansichten ergänzen und nur das vor Allem in's Herz fassen, wie Lichtenbergs Vorschrift auch in diesem Stücke auszuführen sey, daß man nämlich, wenn die Kanonen brummen, nicht nach hinten, sondern nach vorne ausreißen soll.

Jener wirkliche Musterverein für Armen- und Krankenpflege hatte im Jahre 1847 eine Rechnungsablage über 15,656 Mark Banko Einnahme und Ausgabe zu stellen, im Jahre 1848 über 14,762 Mark. Seine Mitglieder verpflichten sich zu persönlichen Besuchen der Armen, um ihnen so viel möglich geistig und leiblich aufzuhelfen. Es sollen aber Hülfeleistungen eine Auszeichnung seyn für die bessere, rechtliche Klasse der Armen. In der Regel werden alle Unterstützungen nicht in Geld, sondern in Geldeswerth gereicht. Aufgenommen werden regelmäßig nur solche Familien, in denen ein erwerbendes Mitglied ernstlich erkrankt ist, und zwar auf Empfehlung eines Armenarztes. Der Verein verschafft sich besonders genaue Auskunft, welche Unterstützung die Leute sonst erhalten, um das Weitere darnach zu bemessen. So weit es irgend ausführbar, wird den gesunden Armen nicht Almosen gegeben, sondern ihnen das wohlthuende Gefühl verschafft, durch Anwendung der eigenen Kraft in nützlichen Beschäftigungen sich selbst ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Im Uebrigen erwartet der Verein das Meiste vom Wirken der Liebe im Geiste des Glaubens, der also gepaart ist mit Wahrheit, Weisheit und Ernst, indem eine weichliche Liebe das Uebel nur ärger macht. Dabei erfolgt religiöser Zuspruch, um den Sinn nach oben zu richten und Besserung und Ergebung zu pflanzen. Die meisten armen Familien werden wöchentlich einmal besucht, andere seltener, schwer Erkrankte öfter. Ueber die gemachten Besuche trägt jedes Mitglied auf einem gedruckten Bogen einen schriftlichen Bericht ein, für jede Familie besonders. Dieses Heft wird der nächsten Besucherin eingehändigt, welche so eine fortlaufende Geschichte des Armen darin findet zu fortwährend schneller Verständigung und Uebersicht.

Jede arme Familie wird wechselsweise von wenigstens drei

Mitgliedern besucht. Die Vorsteherin muß, um eine Uebersicht des Ganzen zu behalten, abwechselnd alle Armen besuchen. Wöchentlich Mittwochs versammelt sich der Verein in zwei Hälften unter Vorsitz der Vorsteherin und ihrer Gehülfinnen zu gemeinsamer Mittheilung und Berathung über die eingegangenen Berichte. Dabei werden die Besuche auf die nächste Woche neu vertheilt. Jeden Monat findet eine Berathung statt, bei der alle Mitglieder des Vereins zu erscheinen das Recht, und sofern sie ein Amt verwalten, die Pflicht haben. Die Rechnungen werden von sechs gewählten Mitgliedern unter gegenseitiger Beaufsichtigung und besonderer Ueberwachung durch zwei achtbare Männer besorgt. Die Aufnahme der Mitglieder geschieht durch Kugelung. Die Vorsteherin wird vom Verein durch Stimmenmehrheit jedes Jahr neu gewählt. Auf die Frage, welche Verfassung denn wohl die zweckmäßigste sey für einen weiblichen Verein zur Armen- und Krankenpflege, erklärt sich Amalie Sieveking „für eine ständische Verfassung, sey sie nun mehr monarchisch oder republikanisch." Der Mehrzahl müsse und könne man sich um so mehr unterwerfen, je weniger man das Eigene suche und nur das im Auge habe, was für das Ganze frommt.

Der Hamburger Frauenverein hat sich auf den erwähnten Grundlagen seit sechzehn Jahren kräftig in dem großen Erntefelde des Armensegens umgethan. Eine Hauptsache zur Sicherung des Erfolgs durch Planmäßigkeit und Ordnung ist die richtige Theilung und Vertheilung der Arbeit. Da ist denn ein Arbeitsausschuß, und dessen Mitglieder beaufsichtigen je die einzelnen Arbeitszweige, die einen das Spinnen und Weben, die andern die Strickerei, wieder andere die Nätherei und Stickerei, weitere das Seidezupfen, die Schmiede- und Klempnerarbeit, das „Ausrebbeln" alter Strümpfe, die Bürstenbinderarbeit, die Papparbeiten u. s. f. Dann kommt ein Feuerungs- und Kartoffelausschuß, ein Ausschuß für's Kinderhospital, für Anstellung der Wärterinnen, zur Bezahlung der Armenwäsche, zur Zuweisung von Aufwärterinnen, Laufburschen ꝛc., zur Auszahlung der Miethprämien, zur Eintragung der Schulzeugnisse in die Armenhefte,

zur Einlösung der versetzten Sachen, zur Vertheilung der Fleisch- und Brodbücher, zur Aufbewahrung der geschenkten Kleider und Vorräthe, zur Aufsicht über die den Armen geliehenen Sachen (Lehnstühle, Wiegen, Kinderwagen ꝛc.) und ihre Rückgabe nach dem Gebrauche.

Es ist gewiß anziehend, diesen Blick in den innern Gliedbau eines solchen Vereins zu werfen, der offenbar nach Mustern im durch und durch praktischen England sich gebildet hat. Nur durch solche genaue Gliederung und Theilung ist es den fünf-und-siebzig thätigen Mitgliedern des Vereins möglich, sich den 233 Familien in obiger Weise durch persönliche Besuche und Handreichung zu widmen, ohne daß die edlen Wohlthäterinnen ihrem gewöhnlichen häuslichen und sonstigen Berufe entrissen würden, und ohne daß sie mit ihrer Hülfeleistung, die schlechthin bloß eine ergänzende bleiben soll, sich an die Stelle der öffentlichen Armenverwaltung, oder gar an die Stelle der Vorsehung selbst eindrängen zu wollen den bösen Schein gäben.

Ist für diese ganze Thätigkeit der leitende Stern der Gedanke an das Reich Gottes, dessen Kommen in die arme und reiche Welt ein jeder Christenmensch nach seinen Kräften zu fördern hat, ist der Glaube an den Stifter dieses Reiches der innerste Halt für ein kern- und wurzelhaftes Liebeswerk, und nur die gemeinsame religiöse Ueberzeugung das dauerhafte Band des Friedens und der Geduld bei so schwieriger Arbeit, so ist für die Ausführung nichts nöthiger als jene Weisheit von obenher, die weit über der Uebung bloß menschlicher Vorsicht und Klugheit nur die besten Mittel zu den reinsten Zwecken wählt und Alles nach dem Maßstabe der Ewigkeit richtet. Nur mit dieser Weisheit läßt sich der Grundsatz aufstellen und befolgen, daß keine bedeutende Gabe ohne vorgängige Untersuchung des Falles verabreicht werde. Nur wer vergißt, daß er nichts als Haushalter ist an Gottes Statt über anvertraute Gaben, kann sagen: ich will lieber zehnmal betrogen seyn, als nur einmal einen Würdigen unerhört lassen.

Wohlthaten an Unwürdige verschwendet sind diesen nicht

Segen, sondern Verderben. Das landläufige Almosengeben wirkt rein entsittlichend. Unter zwanzig fremden Bettlern sind regelmäßig neunzehn faule Lügner und heuchlerische Betrüger, und vollends wenn sie mit amtlichen, für einen bestimmten Fall lautenden Bettelzetteln herumlaufen. Das sind meistens die Landstreicher, die zeitweise Stadt und Land durchziehen, sofort heimkehren, mehrere Tage bei Wein und Kuchen sich's wohl seyn lassen und dann wieder auf die Streife gehen. Das sind Leute, welche mit kläglichem Nothrufe von Haus zu Haus wandern, während sie noch eigene Vorräthe auf dem Speicher haben; das sind die Bursche, welche das reichlich Erbettelte sogleich zu Geld machen und vertrinken; das sind die Weiber, wie sie nicht bloß Elisabeth Frey entdeckt hat, welche für ihre Kinder noch fortbetteln, nachdem sie längst im Krankenhause wohl untergebracht sind, und in dem Kinderwägelchen, das ihnen für ihre kranken Kinder geliehen wird, fremde Kinder um's Geld zu Leckereien spazieren führen, während die armen Würmer zu Hause verkümmern.

Gewiß ist, was mit Elisabeth Frey und Amalie Sieveking ein anderer Beobachter unserer Nothstände aussprach:[1] „das blinde Almosengeben ist von höchst schädlichem Einfluß auf den ökonomischen und sittlichen Zustand der Gesellschaft." Am furchtbarsten verpestet der Bettel die arme Kinderwelt nach Leib und Seele. Bettelkinder sind die besten Kunden der Conditoreien. Schon Luther hat in seinem noch erhaltenen Haushaltungsbuche unmittelbar nach den „Bettlern" die „Diebe" aufzuführen gehabt. „Wer den Hausbettel nährt, der nährt auch den Hausdiebstahl." Und es ist keine Frage, „unter den Ursachen des gegenwärtigen Verderbens nimmt die große Sorglosigkeit der Leute gegenüber dem Bettel nicht die letzte Stelle ein." Derselbe Volks- und Armenfreund berechnet, daß eine Stadt von etwa 8000 Seelen täglich sechzig Bettelnde in ihren Mauern hat. Ein jeder dieser Bettler trägt durchschnittlich den Werth von dreißig Kreuzern davon — bei einem bettelnden Handwerksburschen fand man für

[1] Hauber in den (Schul-) Blättern aus Süddeutschland 1847.

zwölf Gulden Kreuzer in den Stiefeln — das macht täglich dreißig Gulden und in einem Jahre 10,950 Gulden. Und wenn man dieß auf den dritten Theil ermäßigt, so macht das für ein Land wie Württemberg jährlich 775,426 Gulden, und auf sechs Bettler nur je fünf unwürdige gerechnet, bleiben 600,000 Gulden übrig, als blind und entsittlichend für Almosen vergeudet. Was könnte damit geleistet werden von gegliederten Vereinen, und was wird damit durch die verkehrte Einzelnwohlthätigkeit in Wahrheit zu Gunsten der Siechenhäuser, Gefängnisse und Barrikaden geleistet!

Mit vollstem Rechte stellt die ächte christliche Vereinswohlthätigkeit sich der Planlosigkeit des gewöhnlichen Wohlthuns mit aller Macht entgegen, denn nur Weisheit führt zum Ziele, Thorheit frißt ihr eigenes Werk. Wer nicht selber Zeit und Fähigkeit hat, vorher zu untersuchen, ehe er gibt, dem ertheilt die treffliche Hamburgerin den guten Rath, er solle sich lieber nicht mit Vertheilung seiner Gaben befassen und die den Armen bestimmten Summen (möchten sie überall der Zehnte des Einkommens seyn!) solchen Gesellschaften zukommen lassen, welche weise und liebreiche Vermittlerinnen zwischen den Gebenden und den Nothleidenden sind. Doch ja nicht, als ob diese Vereine sich in der Weise der alten Klöster zwischen Geber und Empfänger eindrängen dürften; wenn sie vielmehr nur das wirken könnten durch ihr Beispiel und ihre Erfolge, daß jeder Vermöglichere einen Theil seiner Wohlthaten durch persönliches Hinabsteigen zu den Elenden zu segenvoller Berührung mit ihnen weise vertheilte und das Uebrige den gegliederten Rettungs- und Armenvereinen überließe. Aus allem seither Angeführten bleibt als leitender Grundsatz für die einzelne, wie für die vereinsmäßig gewirkte Liebesthat, daß nur durch die Hülfe dem Armen wirklich, weil sittlich geholfen wird, welche zu innerer Erhebung und äußerer Selbstthätigkeit anregt, mithin es darauf anlegt, nicht durch Versprechen und Geben, vielmehr durch Auffordern zum Mitwirken und Mitgeben — sey es auch nur des Scherfleins — den armen Menschen in die Nähe, wo nicht in die Höhe des nur im Geben seligen Gottes zu rücken.

So mögen denn insbesondere die theilnehmenden Leserinnen dieser Blätter von einer so treuen und erfahrenen Armenfreundin sich nochmals an ihr hohes Vorrecht im Wettkampfe gegen die fressenden Schäden unserer betrübten Zeit mahnen lassen. Dieselbe hält ihnen dabei ihre Pflicht als so weit sich erstreckend vor, daß sie sich ein Gewissen daraus machen sollten, zu dem ungünstigen Verhältnisse der Armen dadurch mitzuwirken, daß sie die Kunst des Sparens für die Haupttugend und als Inbegriff aller Hausfrauenpflichten ansehend, zwar hin und wieder ein Almosen reichen, aber um so öfter sich gleichsam dafür rächen, daß sie die Armen, die erst um die Arbeit, dann um den sauer verdienten Lohn betteln müssen, die vorwurfsvolle Bemerkung hören lassen: bei dem oder der könne man es wohlfeiler haben, und wenn der Arbeiter oder die Arbeiterin sich keinen Abzug gefallen lasse, müsse man von ihnen doch wieder abgehen. Solch Sparen und Abbrechen bringt keinem Hause Segen. „Almosen geben so wenig als möglich, aber genügenden Lohn den fleißigen Arbeitern, das ist ein Hauptgrundsatz einer wohlgeordneten Armen- und Volkspflege.“

Auch sey es bitter unrecht, wenn manche den gebildeten Ständen angehörende Frauen keinen höhern Ruhm zu kennen scheinen, als den Ruhm der Geschicklichkeit und des Fleißes mit der Nadel. „Ich weiß den Werth dieses zur weiblichen Ausbildung nöthigen Stückes aus eigener, selbst bitterer Erfahrung zu würdigen, ihr aber nicht den hohen Werth beizulegen, wie es Sitte ist. Im Leben der wohlhabenden, höhergestellten Frau sollte der Nadel eine untergeordnete Bedeutung beigelegt werden. Die Mutter namentlich thäte, däucht mir, viel besser, sich mehr den geistigen Interessen ihrer Kinder zu widmen, als den größten Theil ihrer Zeit mit der ganz äußerlichen Sorge für ihren Anzug auszufüllen. Die Aufsicht soll sie behalten, die Ausführung untergeordneten Personen übertragen. Mit geringem Geldopfer erwiese sie diesen die größte Wohlthat und gewänne für sich eine kostbare Zeit für so manche höhere Zwecke;“ insbesondere für die eigentliche Armenfürsorge, wie sie einmal als der Beruf des Weibes in dieser Zeit gefordert ist.

Amalie Sieveking läßt ihren deutschen Schwestern keine der Entschuldigungen hingehen, womit sich die Verehrten allerdings von einer regelmäßigen, festgegliederten, kleinlich erscheinenden, in Wahrheit allein werkkräftigen Armenpflege freisprechen möchten. Am allerwenigsten läßt sie den Schnupfen gelten, den man sich bei solchen Gängen bei schlechtem Wetter in den feuchten Straßen und Kellerwohnungen der Armuth holen könnte, während man unbedenklich zu derselben Zeit denselben Weg in Theater oder Concert geht. „Es sind vielmehr Fälle vorgekommen, wo Aerzte kränklichen Frauen und Jungfrauen angerathen haben, sich solchen Vereinen anzuschließen, wo sie trotz Wind und Wetter gehen müssen und ihren mit den eigenen Zuständen zu sehr beschäftigten Gedanken einen wohlthätigen Ableiter schaffen können. In Kopenhagen sprach ein trefflicher, erfahrener Arzt, Dr. Jakobsen, es unverholen aus, wie nach seiner Ueberzeugung der hysterischen und nervösen Leiden bei unserem Geschlechte so viel weniger seyn würden, wenn Frauen und Mädchen mehr gewöhnt wären an eine regelmäßige und selbst anstrengende Thätigkeit in einem ihre Zeit wirklich ausfüllenden, alle ihre Kräfte in Anspruch nehmenden, Geist und Herz befriedigenden Berufe. Als Arzt wisse er es am besten, wie der Mangel daran so traurige Folgen für sie habe nach Leib und Seele, und wie manche junge Dame, deren Nervensystem jetzt ganz zerrüttet ist, gesund und frisch seyn würde, hätte sie nur ordentlich zu thun gehabt."

Noch mehr! Zur Bestätigung unserer obigen Bemerkung über die wohlthätige Wirkung solcher vereinten und persönlichen Liebesthätigkeit außer dem Hause auf das eigene Haus und die Familie, führt unsere liebenswürdige Berichterstatterin das Zeugniß eines Freundes an, der ihr mit rühmender Anerkennung versicherte, daß seine Frau, eben seitdem sie einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Zeit den Hülfsbedürftigen widme, in Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten einen Eifer zeige und eine Thätigkeit und Ordnung, wie er früher das in dem Grade bei ihr nicht gekannt!

Auch das hat Elisabeth Frey schon erfahren, worauf Amalie

Sieveking die Mütter heranwachsender Töchter hinweist, wie heilsam es ist, den jungen Mädchen frühe schon einen Eindruck zu zu geben davon, daß es für das weibliche Geschlecht eine segensreiche und befriedigende Thätigkeit gebe, die nicht gebunden ist an den engen Familienkreis. „Sollte es nicht zu den Aufgaben höherer Erziehungsweisheit gehören, in den jugendlichen Gemüthern frühe die Ueberzeugung zu gründen, daß die Ehe nicht einzige, nicht unerläßliche Bedingung sey unseres Lebensglücks und der Bedeutung unseres Daseyns?“ In der That, wie manche herrliche Kraft geht der Menschheit verloren in unnützem Lernen, Streben, Hoffen, wie vielmals wird der Lebenszweck verfehlt, wie wird Leib und Seel vertrocknet, Lebenslust und Lebenswohl vergiftet, weil die Jungfrau zwischen dem Dienste um's Geld und einer kümmerlichen Ehe, zwischen dem jungen Müßiggang und dem Heimfallen an Verwandte, Stiftungen und Gemeinden im Alter keine gottgefällige den Menschen werthe Bestimmung fand. Die Nonnen und barmherzigen Schwestern der katholischen Kirche in die evangelische Freiheit übersetzt, werden inner- und außerhalb von Frauenstiften als Helferinnen und Pflegerinnen (Diakonissinnen) ein Segen der Kirche und des Vaterlandes werden. Zu evangelischen Frauenstiften, wie ein erster Grund dazu bereits in Württemberg gelegt ist, hat Emil Riecke in den Blättern aus Süddeutschland (1848) einen trefflichen Plan gezeichnet und sie zu Unterricht, Erziehung, Bildung der dienenden und herrschenden Stände, zum Besten der leidenden und thätigen Menschheit bestens bestimmt. Sie sind gewiß ein Bedürfniß der Zeit, so gut als die alten Klöster in ihrer wahrlich kaum äußerlich rohern Umgebung. Zur Kinder-, Waisen-, Irren- und Krankenpflege aber hat sich bereits in den Diakonissenschulen zu Kaiserswerth, Straßburg, Paris so manche tüchtige Jungfrau gebildet und diese Bildungsanstalten können nur darum nicht allem Verlangen genügen, weil, wie der treffliche Fliedner in einem vor mir liegenden Briefe klagt, noch immer so viele müßig am Markte stehen und weit nicht genug Schnitterinnen für die große Ernte

sich finden, da selbst nach Nordamerika solche christlich und wirklich gebildeten Nothhelferinnen von ihm begehrt werden. Möchten doch deutsche Mütter lieber Mägde des Herrn, wie Maria und Martha, das evangelische Schwesterpaar, zu erziehen streben als Zierpuppen, Modedamen, halbgelehrte Blaustrümpfe, rückgrathkrumme Stickrahmenheldinnen und Musikkünstlerinnen, die so gewöhnlich mit der Jugend das Glück und den Zweck des Lebens begraben. Hunderten würde, wären sie zum Arm- und Kleinwerden für Andere im Dienste Gottes gebildet, ein ganz anderes Alter erblühen, und weil sie von Anfang nicht das Ihre suchen, eben das Ihrige von selbst zufallen.

Was solche Hingabe in den Dienst des gesellschaftlichen Elends betrifft, so sagt A. Sieveking: „Ueber die den Frauen zustehende häusliche Eingezogenheit hatte das christliche Alterthum gewiß strengere Begriffe, als sie heute gewöhnlich sind; aber nie fiel es der christlichen Kirche ein, das Weib in den Erweisungen thätiger Menschenliebe auf das eigene Haus zu beschränken."

Und dazu muß ihr der oben angeführte Kirchenvater mit seinen ehrwürdigen Folianten als Zeuge für das unserer Zeit Zuständige herbei! Was bedarf's noch weiteren Zeugnisses? Und welche Leserin, die vielleicht zu dem „Beruf des Weibes in dieser Zeit" den Kopf geschüttelt, wollte der liebenswürdig eifernden Führerin, die ihren Werberuf so männlich entschieden und weiblich bescheiden in die deutschen Lande ausgehen läßt, auch ohne die gelehrten Anführungen nicht glauben und folgen? In Hamburg selbst haben ihr nach die edlen Hamburgerinnen wie gesagt bereits Zeit und Vermögen der leidenden Mitwelt in jeder Richtung mit einer Rüstigkeit zu widmen angefangen, daß Hamburgs menschenfreundlicher Ruf weit die übrigen deutschen Städte übertreffen zu wollen scheint. Für Kindererziehung, für Schützung der Arbeiterinnen gegen Verdienstlosigkeit und Krankheit, für Unterstützung und Pflege anderer Kranken, bis zu den Verwundeten in Schleswig-Holstein und weiter hat sich eine große Anzahl von Vereinen gebildet. Manche der ersten Frauen stehen drei bis vier solchen zugleich vor und „entwickeln dabei eine Thätigkeit,

die nur durch ihre Menschenliebe übertroffen wird." Amalie Sieveking hat ihnen gezeigt, wie man es anzufangen habe, um reichen Segen zu wirken. Freilich erfahren wir, daß viele dieser späteren Vereine auf ganz anderem Wege diesen Segen suchen, während Amalie Sieveking die religiös-sittliche Labung und Erhebung als erste Grundwohlthat betrachtet. Die bestimmte Form und Formel der religiösen Grundlegung müsse allerdings frei gegeben seyn. Wo aber ohne religiösen Kern Wirkungen auf die leidende Menschheit versucht werden wollen, da wird sicherlich mit dem Sieb der Danaiden in's löcherichte Faß geschöpft. Wer die Sünde nicht kennt und von der Gnade nichts will, der wird mit bestem Willen auch die Folgen der Sünde nicht dämmen. „Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern wesentlich von dem welt- und lebenschaffenden Wort aus Gottes Mund." Es wird sich überall früher oder später ergeben, daß ohne religiöse Seelenpflege die Armen- und Krankenpflege ohne Seele ist, ein Raub der Vergänglichkeit.

Freilich ist der Glaube heute nicht nur nicht jedermanns, sondern auch nicht jedes Weibes Ding, aber in ihrem ewigen Bedürfniß zu lieben ist stets auch der Glaube beschlossen, der nur wagen darf zu seyn, was er zu seyn sich wünscht. An den Mann muß jedenfalls erst die Noth gehen, bis er beten und glauben lernt. Judas hat seinen Herrn verrathen, Petrus hat ihn verläugnet, selbst Johannes ist davongelaufen, wo es daran ging das Kreuz auf sich zu nehmen und für die Brüder in Noth und Tod zu gehen. Die Frauen aber hielten unter'm Kreuze aus und waren die ersten, die den Auferstandenen sahen. Sie müssen auch die Erstlinge von den Auferstandenen dieses in Selbstsucht und Genußsucht erstickten, in Trotz und Haß ersäuften, in Grimm und Neid erstorbenen Geschlechtes seyn und an dem Grabe der schlechten Vergangenheit und schlechteren Gegenwart die Verkündigerinnen einer Auferstehung zu froherem Familien-, Staats-, Kunst-, Kirchen- und Völkerleben werden. Wenn die Stöße des Erdbebens den Stein von des Grabes Thüre gesprengt, gehört der alten Liebe der erste Platz und die erste Stunde am neuen Frühlingsmorgen.

So gehe an die Arbeit Weib und Mann, Jüngling und Jungfrau, denn keines ist ausgeschlossen, alle sind berufen, ob auch nur wenige auserwählt zum Ausbau des christlichen Communismus und Socialismus, diese Arche Noä, welche durch die Sündfluth rettet! Allem künftigen Uebel und der großen kommenden Entscheidung von Heil und Weh in Glauben oder Unglauben damit entgehen zu wollen, kann keinem Christen, der seines Herrn Wort kennt, einfallen wollen. Immerhin aber sind Thaten der Liebe eher als alle Säbel und Flinten der Welt wirksam noch selbst gegen die Massen, welchen der Satz von ihren Höllenführern eingeimpft worden ist: „Wir sind nicht im Stande, die Welt mit dem rohen Eisen in der Hand zu erobern; wir müssen sie erst sittlich und religiös todt machen und dann zu Grabe tragen.“ Ja, wenn seit zwanzig Jahren im Dienst der Liebe schon überall geschehen wäre, was nun allenthalben geschehen will in der eilften Stunde, da die Thüre bereits in's Schloß fällt und der einzig eine glücklichere Zukunft auch für uns Nachzügler noch öffnende Schlüssel der Reform um's Haar in die Gruft unseres Friedens geworfen scheint!

Ein Carlyle hält es für eine thörichte Bemühung, die Revolutionen zu segnen oder ihnen zu fluchen, aber wichtig, sie zu studiren; er heißt es verdrießlich, ihnen durch Schlamm und Regen zu folgen, unräthlich, ihnen zu dienen, nutzlos, sie zu bekämpfen, rühmlich, mitten in die Trümmer, wenn der Wiederaufbau beginnt, einige sittliche Ideen, einige Keime des Glaubens an Wahrheit und Tugend auszustreuen, einen Stein zum erzielten Neubau zu liefern.

Wenn es irgend vergönnt ist, einen baumeisterlichen Gedanken für eine frische europäische Zukunft zu säen, so ist es die der Liebe, die aus Glauben thätig ist im Dienen für die Brüder. Die Zukunft nicht nur, schon die Gegenwart gehört den Frauenherzen und den Manneskräften, welche dieses Werk der Liebe im Kampfe gegen die Selbstsucht treiben lernen. Und wollt ihr zweifeln, ihr zarten Herzen, ihr ängstlichen Seelen, ihr ledernen Gemüther, an der Frucht solchen Wirkens, an dem Sieg solcher

Thaten der glaubigen Liebe über die Welt und über die glühendste Hölle, so höret, vor wem selbst jener „Satan im Narrenhause," der so teuflische als wahnsinnige Proudhon, sich nach allen verruchten Lästerungen beugen muß. Er weiht den höchsten Namen, der so lange das letzte Wort des Gelehrten, die Weihe des Richters, die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des Reuigen gewesen, von nun an der Verachtung und dem Fluche: »Car Dieu c'est sottise et lâcheté, Dieu c'est hypocrisie et mensonge, Dieu c'est tyrannie et misère, Dieu c'est le mal . . . Esprit menteur, Dieu imbecille, ton regne est fini . . . Dieu, retire toi! car dès-aujourd'hui guéri de la crainte et devenu sage, je jure la main étendue vers le ciel, que tu n'es que le bourreau de ma raison, le spectre de ma conscience.« Derselbe Mann, der seine Leser nicht vergessen heißt, daß die Frömmigkeit, das Heil und die Tugend, gleichwie das Vaterland, die Religion und die Liebe nur Masken seyen, derselbe muß bekennen: „Die barmherzige Liebe so vieler Frauen von hoher Geburt, Erziehung und Besitz, welche die Pflegerinnen ihrer Schwestern machen, bis eine bessere Gesellschaft ihre Mitarbeiterin an dem Werk der Liebe wird, rührt mich im Innersten, und es wäre mir schrecklich, wenn meiner Feder ein einziges Wort des Hohns oder der Verachtung entflöße, während ich von den Pflichten spreche, welche diese edlen Frauen mit so viel Liebe erfüllen, ohne daß jemand oder irgend etwas sie dazu nöthigte. O ihr heiligen und heldenmüthigen Frauen, eure Herzen sind der Zeit vorangeeilt, und wir sind es, wir elende Pfuscher, wir falsche Philosophen, falsche Gelehrten, welche die Vergeblichkeit eurer Anstrengungen zu verantworten haben. Möchtet ihr einst euern Lohn empfangen und möchtet ihr auf immer überhören können, was der Höllengeist der heutigen Gesellschaft auch gegen euch mir in die Seele und auf die Zunge wirft."

Sagt Satan im Narrenhause solches über euer Werk der barmherzigen Liebe, was wird euch Gott im Himmel sagen?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Blüthen der gläubigen Liebe über die Welt und über die glühende Erde, so hörte, vor zehn Jahren schon, [illegible] der so verfolgten als unbequemen [illegible], daß noch einen verwandten Äußerungen bringen muß. Er malt den [illegible] der so lange das leere Blau des Glaubens, die Stärke des Liebens, die Hoffnung des Armen, der Hochmuth des Menschen gewesen, von nun an der Verachtung und dem Fluche. „Ha! Dieu c'est sottise et lâcheté. Dieu c'est hypocrisie et mensonge. Dieu c'est tyrannie et misère. Dieu c'est le mal ... Esprit menteur, Dieu imbécile, ton règne est fini ... Dieu, retire-toi! car dès aujourd'hui guéri de ta crainte et devenu sage, je jure la main étendue vers le ciel, que tu n'es que le bourreau de ma raison, le spectre de ma conscience.“ [illegible] Mann, der seine Leser nicht vergessen heißt, daß die [illegible], das Heil und die Tugend, gleichwie das Vaterland, die Religion und die Liebe nur Phrasen seien, derselbe muß bekennen: „Die barmherzige Liebe ist einer Frauen von hoher Geburt, Erziehung und Stellung, welche die Pflegerinnen ihres [illegible] zu machen, bis eine heilige Gesellschaft ihre Mitarbeiterin an dem Werk der Liebe wird, rührt mich bis zu Thränen, und es wäre mir schrecklich, wenn meiner Feder ein einziges Wort des Tadels über ihr Verhalten entschlüpfte, während ich von den [illegible] rede, welche diese edlen Frauen mit so viel Liebe erfüllen, ohne daß jemand oder irgend etwas sie dazu nöthigte. O ihr heiligen und bewunderungswürdigen Frauen, eure Herzen sind der Zeit vorangeeilt, und wir sind es, wir elende Schwätzer, wir falsche Philosophen, falsche Christen, welche die Ungerechtigkeit eurer [illegible] zu verantworten haben. Möchtet ihr einst euren Lohn empfangen und möchtet ihr auf unsere thörichten Reden, und der Schlechtigkeit der heutigen Gesellschaft nach [illegible] die Welt und auf die Zunge nehmen.“

Kann Satan im [illegible] solchen Akt über einen Werk der barmherzigen Liebe, [illegible] im Herzen tragen?

Knod

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merz, Heinrich

Armuth und Christenthum Bilder und Winke zum christlichen Communismus und Socialismus

Stuttgart [u.a.] 1849

Pol.g. 648 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769954-6